This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07572433 0

# Uhlands Schriften

zur

# Geschichte der Dichtung und Sage.

Fünfter Band.

---

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1870.

# Uhlands Schriften

zur

# Geschichte der Dichtung und Sage.

Fünfter Band.

---

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1870.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

# Vorwort der Herausgeber.

Die Bedeutung, welche Uhlands Schrift über Walther von der Vogelweide für die Erforschung der altdeutschen Poesie in den letzten Jahrzehenden in Deutschland gehabt hat, liegt mir nicht ob, hier zu erörtern. Die Ausgaben von Walthers Gedichten durch F. H. von der Hagen, Lachmann, Wackernagel, Rieger, Pfeiffer und Wilmanns, sowie die zur Erläuterung dienenden Schriften geben davon sattsam Zeugnis. Auch kann es nicht meine Aufgabe sein, die neueren Forschungen über den Gegenstand überhaupt oder über einzelne Puncte aufzuführen. Es mag genügen, auf die ausführliche Arbeit eines leider frühe dahingeschiedenen tüchtigen Mannes zu verweisen, das Leben Walthers von der Vogelweide von Dr Rudolf Menzel, Lehrer am vitzthumischen Gymnasium in Dresden; Leipzig bei Teubner 1865. In seinem Vorwort hat Menzel die Hauptschriften über den Gegenstand aufgeführt. Von späteren nenne ich die zweite Ausgabe Pfeiffers, Leipzig 1866, Lucäs Leben und Dichten Walthers in seinen Grundzügen dargestellt, Halle 1868, die Ausgabe von Wilmanns, Halle 1869, und Pfeiffers dritte Ausgabe, besorgt durch Bartsch, Leipzig 1870. Eine neue Textausgabe soll Simrock vorbereiten.

Für den neuen Abdruck von Uhlands Abhandlung lagen mir als Hilfsmittel vor die Originalmanuscripte und das Handexemplar des Verfassers; die Originalmanuscripte, denn zwei mal hat Uhland das ganze sauber und rein in groß Folio auf halb gebrochenen Seiten geschrieben; dabei liegen viele Excerpte und Nachträge auf einzelnen Blättern, auch ein von Uhland angelegtes Verzeichnis

von Walthers Tönen mit Aufführung der einzelnen zu jedem Ton gehörigen Numern. Das Handexemplar ist mit Quartblättern durchschossen und enthält viele handschriftliche Nachträge, die ich in eckige Klammern gefaßt hier einfüge.

Die ursprüngliche Absicht, den Citaten der Minnesänger die Zahlen der neueren Ausgaben beizufügen, muste auch hier, wie in früheren Fällen, wieder aufgegeben werden, da jede neue Ausgabe Walthers wieder eine andere Zählung einführt; und wer steht uns dafür, daß nicht die nächsten Tage eine neueste Ausgabe abermals mit neuer Zählung zu Markte bringen? Die neuen Herausgeber altdeutscher Dichtungen, welche ihren Scharfsinn an Erfindung neuer Verszählungen verschwenden, scheinen sich nicht zu vergegenwärtigen, daß sie dadurch ihre Ausgaben für das Studium älterer Schriften nicht bequem brauchbar und ebendamit die Ausgaben ihrer Vorgänger, die sie doch mit Recht zu überflügeln streben, bis auf einen gewissen Grad unentbehrlich machen.

Tübingen $\frac{\text{17 Aug. 1869.}}{\text{15 Merz 1870.}}$

A. v. Keller.

Am Schluſſe der Vorrede zu der Schrift über Walther bemerkt Uhland: „Gegenwärtiger Verſuch iſt eine Vorarbeit zu einer größeren Darſtellung in dieſem Fache.“ Mit dieſer letzteren iſt ohne Zweifel nichts anderes, als die litterariſche Unternehmung, gemeint, über welche Uhland am 2 October 1823 an Joſeph Freiherrn von Laßberg ſchreibt: „Ich habe Ihnen wohl ſchon früher geſagt, daß ich eine Darſtellung der deutſchen Poeſie im Zeitalter der Hohenſtaufen auszuarbeiten vorhabe. Sie wird in mehrere Abſchnitte zerfallen, deren jeder für ſich ein kleineres Ganze bilden ſoll. Mit dem Abſchnitt über den Minneſang, der mir einer der ſchwierigſten ſchien, hab' ich die Ausarbeitung begonnen.“ [1]

Nach einer Bemerkung im Manuſcripte der fraglichen Abhandlung über den Minneſang hatte Uhland dieſelbe den 18 April 1823 angefangen; beendigt hat er ſie den 4 Januar 1824. Daß die, wie wir aus Uhlands fernerem brieflichem Verkehre mit Laßberg erfahren, [2] ernſtlich in Ausſicht genommene Veröffentlichung von einem Jahre zum andern verſchoben wurde, iſt zunächſt durch mancherlei äußere Störungen, ſo namentlich durch Uhlands Betheiligung an landſtändiſchen Verhandlungen, hauptſächlich jedoch wohl dadurch veranlaßt worden, daß er ſich ſelbſt nie genug thun konnte. Späterhin aber wurde, was für den Druck beſtimmt war, zu Vorleſungen verwendet. [3]

[1] Vergl. Briefwechſel zwiſchen Joſeph Freiherrn von Laßberg und Ludwig Uhland, herausgegeben von Franz Pfeiffer. Wien 1870. 8. S. 36. 37.

[2] Vergl. Briefwechſel S. 44. 67. 91. 103. 107. 151.

[3] Vergl. Ludwig Uhland, eine Gabe für Freunde, S. 229. 230.

Für die jetzt von mir veranstaltete Ausgabe hat mir das von Uhland eigenhändig mit deutschen Buchstaben in Folio geschriebene Manuscript und eine, wohl für die Druckerei in Uhlands Auftrage angefertigte, Abschrift vorgelegen. Eine in dem Autograph befindliche Lücke habe ich nach eben dieser Reinschrift ergänzt.

In den vielen Jahren, seitdem Uhland seine Abhandlung über den Minnesang niedergeschrieben, ist die lyrische Dichtung des deutschen Mittelalters Gegenstand eifriger Forschungen gewesen; zahlreiche Ausgaben von Texten, sprachliche und metrische Erörterungen, Untersuchungen über die Lebensverhältnisse der Sänger, über die Beziehungen des deutschen Minneliedes zu dem der Franzosen, der Provenzalen und der Italiäner haben die Kenntnis des in Rede stehenden Gebietes beträchtlich gefördert. Nichts desto weniger wird Uhlands Darstellung ein eigenthümlicher Werth gesichert bleiben. Man wird alsbald erkennen, daß seine mit hingebender Liebe ausgeführte Schilderung auf dem fleißigsten, auf einem erschöpfenden Studium der damals verfügbaren Hilfsmittel, insbesondere der bodmerischen Ausgabe der Minnesinger, beruht. Nirgends ist meines Wissens das Charakteristische des deutschen Minnesanges klarer herausgestellt, nirgends die Abwechslung und das Manigfaltige unter der scheinbaren Eintönigkeit und Gleichförmigkeit deutlicher aufgezeigt worden. Und die lange Beschäftigung mit seiner Aufgabe hat den Verfasser nicht zu einseitiger Bewunderung des Gegenstandes derselben verleitet; er hat die die fraglichen Dichtungen auszeichnenden Vorzüge mit voller Anerkennung hervorgehoben, ebenso aber auch ihre Mängel rückhaltlos nachgewiesen. Wohl mit Recht hat Laßberg seinem Freunde gelegentlich einer Aufforderung zur Vollendung der angefangenen Arbeit über Heldensage und Minnesang vorhergesagt, daß Meister und Gesellen sich daran erfreuen werden. [1]

Daß die Abhandlung über den Minnesang vielfach zu überaus anziehenden Vergleichungen jener älteren Gedichte mit Uhlands

[1] Vergl. Briefwechsel S. 107.

eigener Poesie Veranlassung bietet, das möge wenigstens mit einem Worte angedeutet werden!

Die kleine in Uhlands Handschrift erhaltene Erörterung, welcher ich selbst den Titel „Über die Aufgabe einer Gesellschaft für deutsche Sprache" gegeben habe, rührt aus dem Jahre 1817 her und zwar ist sie, wie es scheint, vom 8 bis 10 Januar niedergeschrieben worden. Sie war vielleicht der berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache bestimmt, welche einen Abdruck ihrer Gesetzurkunde, mit dem Wunsche, solchen als Einladung zur Mitgliedschaft zu betrachten, unter dem 29 Merz 1816 an Uhland überschickt hatte.

Der Aufsatz „Zur Geschichte der Freischießen" ist bekanntlich schon früher als Einleitung zu „Johann Fischarts, genannt Mentzer, glückhaftes Schiff von Zürich, in einem treuen Abdruck herausgegeben und erläutert durch Karl Halling. Tübingen, bei C. F. Osiander. 1828." erschienen. Uhland schreibt darüber den 20 Merz 1828 an Laßberg [1]: „Ein junger Theologe in Tübingen, Namens Halling, der sich den deutschen Schriftstellern des 16 und 17 Jahrhunderts mit Eifer widmet, hat über das auf hiesiger Bibliothek vorhandene Exemplar von Fischarts glückhaftem Schifflein eine solche Freude empfunden, daß er von dem seltenen Büchlein einen Abdruck, mit Notizen über Fischart, veranstalten will. Der Verleger wollte sich nur unter der Bedingung zur Übernahme verstehen, wenn ich eine kleine Zugabe dazu stiftete, und ich habe keinen Anstand gefunden, darauf einzugehen." Die gegenwärtige Ausgabe des fraglichen Aufsatzes ist kein ganz unveränderter Abdruck der ersten; sie hat vielmehr einige Bereicherung durch Aufnahme von Zusätzen erfahren, die Uhland in sein Handexemplar eingetragen, nach welchem ich auch einige Fehler verbessert habe.

Die Inauguralrede über Herzog Ernst habe ich nach Uhlands eigenhändigem Manuscripte mitgetheilt. Uhland hatte seine Antrittsrede an der Universität lange verschoben, der endliche Vortrag

[1] Vergl. Briefwechsel S. 97.

derſelben aber iſt, eine eigene Ironie des Zufalls, die letzte akademiſche Thätigkeit des Verfaſſers geweſen. [1]

Die Abhandlung über den Minneſang und die eben beſprochene Antrittsrede hatte Pfeiffer herausgeben wollen und er hatte in dem Manuſcripte der erſteren bereits einige Bemerkungen eingetragen, welche ich denn auch als von ihm herrührende bezeichnet habe. Die Zuſätze von Profeſſor von Keller und meine eigenen ſind, wie in den früheren Bänden, ſo auch in dieſem mit den Anfangsbuchſtaben unſerer Namen verſehen worden.

Tübingen 15 April 1870.

**Wilhelm Ludwig Holland.**

[1] Vergl. Ludwig Uhland, eine Gabe für Freunde, S. 238. 239. Briefwechſel mit Laßberg S. 200. 208. 209. 215. 216.

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| Walther von der Vogelweide | 1 |
| Der Minnesang | 111 |
| Über die Aufgabe einer Gesellschaft für deutsche Sprache | 283 |
| Zur Geschichte der Freischießen | 291 |
| Über die Sage vom Herzog Ernst, Inauguralrede, gehalten am 22 November 1832 | 323 |

# Walther von der Vogelweide,

## ein altdeutſcher Dichter,

geſchildert

von

Johann Ludwig Uhland.

Herr Walther von der Vogelweide,
Wer des vergäße, thät' mir leide.

Der Renner.

---

[Gedruckt Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. 1822.]

# [III] Vorrede.

Der Dichter, deſſen Leben und Charakter darzuſtellen ich unternommen habe, ſchien mir vorzüglich geeignet, diejenige Richtung für das Erforſchen der altdeutſchen Poeſie zu bezeichnen, welche, nach meinem Dafürhalten, noch mit beſondrem Eifer zu verfolgen iſt, wenn ein lebendiges und vollſtändiges Bild von dem dichteriſchen Treiben jenes Zeitalters hervortreten ſoll.

Neben den gründlichen Bemühungen, welche der Sprachkenntnis, als der erſten Bedingung des Verſtändniſſes, zugewendet worden ſind, hat vornehmlich die Erforſchung des Gemeinſamen, des poetiſchen Geſammteigenthums in Sage, Bild und Wort, bedeutende Fortſchritte gemacht. Mit weniger Liebe und Erfolg iſt das Beſondre behandelt worden, wie es aus der Eigenthümlichkeit von Zeit und Ort, aus der perſönlichen Anlage und Neigung des Dichters, hervorgeht.

[IV] Beiderlei Richtungen ſind aber gleich nothwendig. So wenig der allgemeine Zuſammenhang aller Poeſie zu miskennen iſt, eben ſo wenig kann die Schöpferkraft, die ſtets im Einzelnen Neues wirkt, geläugnet werden. Es giebt eine Überlieferung von Geſchlecht zu Geſchlecht; es giebt eine freie Dichtung begabter Geiſter. Beides muß die Geſchichte der Poeſie zu würdigen wiſſen.

Die ſorgfältige Beachtung dieſes Beſondern darf am wenigſten verſäumt werden, wenn in jene reichhaltigen Liederſammlungen aus dem deutſchen Mittelalter, welche noch als verworrene Maſſe vor uns liegen, Licht und Ordnung kommen ſoll. Dieſe Sammlungen enthalten, bei allem Gemeinſamen in Form und Gegenſtand der Dichtung, gleichwohl eine große Manigfaltigkeit von Dichtercharakteren, eigenthümlichen Verhältniſſen und Stimmungen, perſönlichen und geſchichtlichen Beziehungen. Gerade diejenigen Lieder, welche ſich mehr im Allgemeinen halten und darum auch am leichteſten verſtanden werden, ſind

vorzugsweise bekannt geworden und muſten denn auch dieſer ganzen Liederdichtung den Vorwurf der Eintönigkeit und Gedankenarmuth zuziehen. Diejenigen dagegen, deren Beziehungen eigenthümlicher und tiefer ſind, blieben ſo ziemlich ihrem Schickſal überlaſſen.

[V] Davon will ich hier nicht ausführlicher ſprechen, wie die Zeitgeſchichte überhaupt, das merkwürdige Zeitalter der Hohenſtaufen, das uns Jahrbücher und Urkunden nur in politiſcher Starrheit darſtellen, wie dieſes erſt die rechte Farbe und Lebenswärme gewinnt, wenn wir es in der Einbildungskraft und dem Gemüthe der Dichter abgeſpiegelt ſehen.

Vom Thunerſee bis zur Inſel Rügen, vom adriatiſchen Meere bis nach Brabant ziehen ſich die Straßen des altdeutſchen Geſanges. Überall Fürſtenhöfe und Ritterburgen, Städte und Klöſter, wo Sänger und Sangesfreunde hauſen oder herbergen. Es ließe ſich eine reiche Landkarte des poetiſchen Deutſchlands im Mittelalter entwerfen. Von keinem aber aus der Zahl dieſer Sänger dürfte die Forſchung zweckmäßiger ausgehen, als von Walther von der Vogelweide, der auf ſeinen vielfachen Wanderungen allwärts Berührungen anknüpft und deſſen langes, liederreiches Leben einen für die Poeſie ſo merkwürdigen Zeitraum umfaßt.

Wenn ich den Werth dieſes Dichters hervorhebe, ſo berühre ich nicht etwas Neues und bisher Unbeachtetes. Von Bodmer (Proben der alten ſchwäbiſchen Poeſie. Zürich 1748. Vorbericht S. 33 ff.) bis auf die neueſte Zeit haben manche Litteratoren die dichteriſche Kraft und die Vielſei[VI]tigkeit desſelben, ſo wie ſeine Bedeutung für die Zeitgeſchichte, mit mehr oder weniger tiefem Verſtändnis, erkannt und angerühmt [1]. Von Gleim (Gedichte nach Walther von der Vogelweide,

[1] Das Treffendſte, was mir bekannt iſt, hat über ihn ein Gelehrter geſprochen, dem man ſonſt die Überſchätzung der Dichterwerke des Mittelalters nicht vorwirft, Bouterwek, in ſeiner Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit, B. IX, S. 107 ff.: „Einer der vorzüglichſten unter dieſen erſten und unter allen deutſchen Minneſingern iſt Walther von der Vogelweide aus einer adeligen Familie im Thurgau. Aus ſeinen volltönenden, kräftigen und lieblichen Geſängen ſpricht ein wahrhaft lyriſches Genie. Selbſt religiöſe Gegenſtände behandelt er glücklicher, als die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen. Auch war er reicher an Gedanken, als ſie. Ihm ſchwebte, wie jedem großen Dichter, auch ohne philoſophiſche Meditation, das Ganze des menſchlichen Lebens vor. Gewöhnlich haben ſeine Darſtellungen etwas Mahleriſches. Einige ſeiner Geſänge in langen Zeilen nähern ſich dem metriſchen Charakter des Sonetts. Einige nehmen einen

1779) bis auf Tieck (Minnelieder. Berlin 1803) und Spätere iſt manches ſeiner [VII] Lieder durch Bearbeitung oder Übertragung in die neuere Sprache den Zeitgenoſſen näher gerückt worden. Gleichwohl fehlt es noch an einer umfaſſenderen Darſtellung ſeines Lebens und Weſens.

Man wird behaupten, durch eine kritiſche, mit den verſchiedenen Lesarten und den nöthigen Erklärungen ausgeſtattete, das Unechte vom Echten ausſcheidende und den vielfach geſtörten Rhythmus in ſeiner Reinheit herſtellende Ausgabe ſeiner Lieder würde das Beſte für den alten Dichter geſchehen. Weit entfernt, das Verdienſtliche und die Wichtigkeit eines ſolchen Unternehmens zu miskennen [1], bin ich doch der Meinung, daß nur dann jedes Einzelne ſein rechtes und [VIII] volles Licht erhalten könne, wenn erſt der Geiſt und Zuſammenhang des Ganzen gehörig erkannt iſt. Für eine Ausgabe der Lieder aber würde nicht die Zuſammenſtellung nach der Zeitfolge, welche bei einem großen Theile derſelben ohnehin nicht beſtimmbar iſt, oder nach der Verwandtſchaft der Gegenſtände, ſondern vielmehr die Anordnung nach den Tönen die ſchicklichſte ſein.

Weil übrigens der Dichter doch nur aus ſeinen Liedern vollſtändig begriffen wird und weil Walthers Lieder gerade die Hauptquelle ſind, woraus wir über ſeine Lebensumſtände Aufſchluß erhalten, ſo habe ich überall die Gedichte ſelbſt oder doch bezeichnende Stellen aus denſelben in die Darſtellung verwoben.

Die Form, in der ich dieſe Gedichte liefre, muſte durch den Zweck der ganzen Arbeit beſtimmt werden. Sie muſten vor Allem verſtändlich ſein. Es war hier nicht ſowohl um die ſprachliche Beziehung, als

hohen feierlichen Schwung; andere gehen den leichten, raſchen Schritt des muntern Volksliedes; noch andere ſind mit einer faſt epigrammatiſchen Feinheit ausgeführt. Weinerliche Klage war nicht dieſes Dichters Sache; aber im Preiſe der Frauen iſt er unerſchöpflich. Doch das poetiſche Verdienſt des trefflichen Walthers von der Vogelweide iſt einer ausführlichen Analyſe werth, zu der ſich hier kein Raum findet. Noch verdient ſein Vaterlandsgefühl bemerkt zu werden. Einige ſeiner Gedichte haben das öffentliche Wohl Deutſchlands zum Gegenſtande. Im Volkstone hat er das Lob des deutſchen Namens geſungen."

[1] Eine neue Ausgabe ſämmtlicher Gedichte Walthers hat Köpke, der Herausgeber von Barlaam und Joſaphat, zugeſagt. S. Büſchings Wöchentl. Nachrichten B. IV, 1819, S. 12. Vorarbeiten hat auch Lachmann in ſeiner Auswahl aus den hochdeutſchen Dichtern des 13ten Jahrhunderts, Berlin 1820, S. 178 bis 203 geliefert.

um die Aufklärung über Schickſal und Charakter des Dichters zu thun. Darum wählte ich den Weg der Übertragung aus der älteren Mund- und Schreibart in die neuere.

Nicht unbekannt iſt mir, wie wenig dieſes Verfahren bei gründlichen Kennern des deutſchen Alterthums empfohlen iſt. Es gehen dabei manche Feinheiten der alten Sprache verloren und nicht geringere Schwierig-[IX]keit, als die gänzlich veralteten Formen und Worte, bieten häufig diejenigen dar, welche, noch jetzt gangbar, ihre Bedeutung mehr oder weniger verändert haben und dadurch zum bloßen Scheinverſtändniſſe verleiten können, wie ſolches beſonders in Beneckes trefflichem Wörterbuche zum Wigalois gezeigt iſt. Auf der andern Seite iſt Manchen auch die leichteſte Abweichung vom gegenwärtigen Sprachgebrauche unerträglich.

So wenig ich nun hoffen durfte, zwiſchen dieſen Klippen ohne Anſtoß hindurch zu ſchiffen, ſo konnte ich doch jene Behandlungsweiſe nicht umgehen. Die Gedichte ſelbſt in die Darſtellung aufzunehmen, war mir weſentlich; mit der alten Schreibart aufgenommen, würden ſie aber umſtändliche, den lebendigen Zuſammenhang allzu ſehr ſtörende Erläuterungen erfordert haben. Um jedoch überall die Vergleichung zu erleichtern, iſt bei jedem ganz oder theilweiſe ausgehobenen Liede nachgewieſen, wo dasſelbe in der Urſchrift zu leſen ſei.

Bei jener Übertragung war es auch keineswegs auf eine Umarbeitung, am wenigſten auf anmaßliche Verſchönerung, angelegt. Überall habe ich das Alterthümliche zu erhalten geſucht. Nur wenige, ganz veraltete Formen ſind umgangen worden. Veraltete Worte habe [X] ich vorzüglich dann vermieden, wenn ſie den Eindruck des Ganzen zu ſtören drohten. Andre, beſonders ſolche, die ſich zur Wiedereinführung empfehlen, habe ich lieber erklärt, als mit neueren vertauſcht. Manchen Leſern mag noch jetzt Mehreres zu fremdartig lauten. Es gehört jedoch keine ſehr große Entäußerung dazu, hin und wider einmal Arebeit, Gelaube, Pabeſt, unde, ſicherlichen, meh, ſach u. ſ. w. ſtatt Arbeit, Glaube, Pabſt, und, ſicherlich, mehr, ſah u. ſ. w. zu leſen oder auch einige unvollſtändige Reime zu dulden, z. B. ſchöne auf Krone, die ſich aber in der alten Sprache vollkommen ausgleichen.

Abſichtlich wurden meiſt ſolche Stücke ausgehoben, welche an ſich leichter verſtändlich ſind, was glücklicher Weiſe gerade bei den beſten gröſtentheils der Fall iſt. Von andern ſind Auszüge oder auch nur eine

kurze Andeutung ihres Inhalts gegeben. Dabei darf ich nicht verhehlen, daß einige Stücke, auch nach Einsicht der verschiedenen Handschriften, mir noch räthselhaft geblieben sind. Die beigefügten Wort- und Sacherklärungen habe ich meist nur auf das Nöthigste beschränkt und mein Augenmerk darauf gerichtet, daß jedes Gedicht, so viel möglich, schon durch den Zusammenhang, in den es gestellt ist, seine Erläuterung erhalte.

Im Verlaufe meiner Darstellung mußte ich auf [XI] Verschiedenes stoßen, was noch sehr einer genaueren Untersuchung bedarf, wie z. B. der Krieg zu Wartburg, Nithart u. s. w. Aber eben weil diesen Gegenständen noch eigene, weitgreifende Forschung gewidmet werden muß, habe ich mich auf dieselben nur so weit eingelassen, als sie den meinigen unmittelbar berühren. Man wird sich ihnen noch von mehreren Seiten nähern müssen, bevor man sich ihrer völlig bemächtigt.

Hauptquellen, die ich benützt habe, sind:

1) Die manessische Sammlung, nach Bodmers Ausgabe, welche im ersten Theil von S. 101 bis 142 den reichsten Schatz von Gedichten Walthers enthält. Sie ist im Folgenden durch Man. bezeichnet und, weil sie am meisten zugänglich ist, auch da angeführt, wo Lesarten aus andern Handschriften gewählt wurden.

2) Die Weingartner Handschrift von Minnesängern (mit W. Hds. von mir bezeichnet), wahrscheinlich älter als die manessische, jetzt in der königlichen Privatbibliothek zu Stuttgart befindlich. Sie enthält von S. 140 bis 170 112 Strophen unsres Dichters.

3) Die Pfälzer Handschrift Nr. 357 (Pf. Hds. 357), aus dem Vatikan nach Heidelberg zurückgebracht. Von Bl. 5 b bis 13 b giebt sie unter Walthers Namen 151 Strophen. Weiterhin, von [XII] Bl. 40 an, folgt, von andrer Hand geschrieben, noch mehreres diesem Dichter Angehörige.

4) Die Pfälzer Handschrift Nr. 350 (Pf. Hds. 350), mit 18 Strophen.

Vermißt habe ich vorzüglich die Würzburger Liederhandschrift, jetzt zu Landshut, und die (verschollene [1]?) Kolmarer, in welchen gleichfalls Gedichte von Walther enthalten sind.

Gegenwärtiger Versuch ist eine Vorarbeit zu einer größeren Darstellung in diesem Fache. Um so erwünschter wird mir sein, was dazu beiträgt, den Gegenstand desselben vollständiger aufzuklären.

[1] [Jetzt in München. Vgl. Bartsch in der Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart 68, 1. K.]

## [3] Erſter Abſchnitt.

Einleitung. Des Dichters Herkunft. Die Sänger des Thurgaus. Friedrich von Öſterreich. Des Dichters Jugend.

Walther von der Vogelweide iſt einer von den Meiſtern deutſchen Geſangs, die einſt, wie die Sage meldet, auf der Wartburg wettgeſungen. Ebenſo iſt er Einer der Zwölfe, von denen ſpät noch die Singſchule gefabelt, daß ſie in den Tagen Ottos des Großen gleichzeitig und doch Keiner vom Andern wiſſend, gleichſam durch göttliche Schickung, die edle Singkunſt erfunden und geſtiftet haben.

Wenn einige, die auf ähnliche Weiſe mit ihm genannt werden, im Halbdunkel ſolcher Überlieferung zurückgeblieben ſind und höchſtens durch Vermuthung mit noch vorhandenen Dichterwerken in Verbindung geſetzt werden können, ſo iſt dagegen kaum einer von den Dichtern des Mittelalters ſo mit ſeinem eigenſten Leben in unſre Zeit herüber getreten, als eben dieſer Walther von der Vogelweide.

[4] Nicht als ob die Geſchichte ſeinen Wandel auf Erden in ihre Jahrbücher aufgenommen hätte oder als ob alte Urkunden von ſeinen Handlungen Zeugnis gäben, wie dieß bei andern ſeiner Kunſtgenoſſen der Fall iſt; ſeine zahlreichen Lieder ſind es, die ſein Andenken und, mehr als dieß, ein klares Bild ſeines äußern und innern Lebens auf uns gebracht haben.

Er hat nicht ſeine Perſönlichkeit in der alten Heldenſage des deutſchen Volkes untergehen laſſen, noch hat er ſeine Kunſt den Ritter- und Zaubermähren vom heiligen Gral, von der Tafelrunde u. ſ. w. zugewendet, ſondern er hat die Gegenwart ergriffen. Und hiebei hat er wieder nicht bloß den Mai und die Minne geſungen, vielmehr iſt er gerade der vielſeitigſte und umfaſſendſte unſrer älteren Liederdichter, er behandelt die verſchiedenſten Richtungen und Zuſtände der menſchlichen

Seele, er betrachtet die Welt, er ſpiegelt in ſeinem beſondern Leben das öffentliche, er knüpft ſeine eigenen Schickſale, wenn auch in ſehr untergeordnetem Verhältnis, an die wichtigſten Perſonen und Ereigniſſe ſeiner Zeit.

Dieſe Zeit war eine bedeutende, vielfach und ſtürmiſch bewegte. Die Verwirrung des Reichs nach dem Tode Heinrichs VI, der verderbliche Streit der Gegenkönige Philipp und Otto, Friedrichs II heranwachſende Größe, deſſen Kämpfe gegen die päbſtliche Allmacht, der Kreuzzüge wogendes Gedräng!

Unſcheinbar allerdings iſt das Auftreten unſres Dichters auf der Bühne dieſer Weltbegebenheiten. Schon [5] darüber könnten wir verlegen ſein, wie wir ihn zuerſt in die Welt einführen, denn ſein Urſprung iſt bis jetzt nicht mit Sicherheit erhoben.

Im obern Thurgau ſtand, nach Stumpfs Schweizerchronik, ein altes Schloß Vogelweide. Im benachbarten Sankt Gallen hat das patriziſche Geſchlecht der Vogelweider geblüht. Mit dieſem Geſchlecht und jenem Schloſſe wird Walther von der Vogelweide in Beziehung geſetzt [1].

In keinem deutſchen Lande finden wir auch die rit[6]terlichen Sänger ſo gedrängt beiſammen, als in jenen nachbarlichen Gebirgsthälern, die von der Thur, der Sitter, der Steinach durchrauſcht werden, und dort, wo der Rhein dem Bodenſee zueilt. Der Truchſeß von Singenberg, der Schenk Kunrad von Landegg, Göli, Graf Kraft

[1] Stumpf, der gegen die Mitte des 16ten Jahrhunderts ſchrieb, erwähnt im 5ten Buche ſeiner Chronik eines ſankt-galliſchen Bürgers, Hans Vogelweider, und fügt das Wappen dieſer Vogelweider bei. Hierauf folgt in der vierzig Jahre nach des Verfaſſers Tod erſchienenen Ausgabe von 1606 (Bl. 373 b) nachſtehender Beiſatz, welcher in der erſten Ausgabe von 1548 (II, Bl. 31 b) noch nicht befindlich iſt: „Sonſt iſt Vogelweide ein alt Schloß geweßt im oberen Turgow gelegen: davon berümpte Leut kommen, an der Herzogen in Schwaben Hof bekannt. Walther von der Vogelweide war ein frommer biderber, nothaffter Ritter, an Keyſers Philippi Hof: wie ſölchs bezeuget ſein ſelbſt eigen Lied in einem uralten Buch [ſicherlich die maneſſiſche Handſchrift], under Keyſer Heinrich und König Cunraden dem jungen geſchrieben: darinnen auch ſein Wappen abgemalet, hat aber nichts mit dieſem geleichs.“ Dieſes iſt ohne Zweifel die Hauptſtelle, nach welcher Bodmer und nachher viele Andre den Urſprung des Dichters in das obere Thurgau ſetzen.

von Toggenburg, Heinrich und Eberhard von Sax, Friedrich von Husen, Kunrad von Altstetten, Walther von Klingen, Heinrich von Frauenberg, Wernher von Tüfen, Heinrich von Rugge, der von Wengen, der Hardegger, der Taler, Rudolf von Ems u. A. m., von denen allen noch Lieder vorhanden sind, gehören theils mit Gewissheit, theils mit größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit, jener Gegend an [1].

[7] Mitten in jenen sangreichen Gauen lag das Stift Sankt Gallen, von dem der Anbau der Gegend und die Bildung ihrer Bewohner ausgegangen. Die dortigen Klosterbrüder waren im 9ten und 10ten Jahrhundert gepriesene Tonkünstler. Ihre geistlichen Lieder, wozu sie selbst die Singweise setzten, giengen in den allgemeinen Kirchengesang über. Eben so frühe wurde zu St. Gallen in deutscher Sprache gedichtet, und hinwieder das deutsche Heldenlied (Walther und Hiltegund) in lateinische Verse übertragen. Namentlich aber waren diese Mönche beschäftigt, die Söhne des benachbarten Adels überhaupt sowohl, als insbesondre in der Tonkunst, zu unterrichten [2]. Und eben in diesen Verhält[8]nissen

[1] Von Singenberg, Landegg und Göli wird weiterhin die Rede sein. Kraft von Toggenburg ist in der Geschichte dortiger Gegend hinlänglich bekannt. Die von Sax, ein ausgestorbenes Geschlecht im Rheinthal, nach welchem noch die Landschaft genannt wird. Über die Geschlechter von Husen und von Thal s. v. Arx, Geschichte des Kantons St. Gallen (2 Bde. St. Gallen 1810. 11.) I, 493. 498. Unter den Dienstleuten des Gotteshauses St. Gallen um 1300 zählt ein altes Verzeichnis die von Altstetten, von Hardegg, von Husen auf. Ebd. I, 482. Der Minnesänger Friedrich von Husen, ein Kreuzfahrer, bezeichnet sich selbst als um den Rhein einheimisch. Man. I, 92 b. 94 a. (Im Elsaß sucht ihn Oberlin, de poetis Alsatiæ eroticis S. 10.) Ein Walther von Klingen kömmt um 1271 urkundlich vor, Arx I, 395 (nach Docen, Mus. I, 144 schon 1251), ein H. (Heinricus) miles de Frouunberch 1257, ebd. I, 544, ein Cuno miles de Tüfin 1279, ebd. I, 506. Die Ruggen erscheinen noch um die Mitte des 15ten Jahrhunderts als sankt-gallische Junker. Ebd. II, 296. Der von Wengen richtet ein Lied an die Thurgäuer. Man. II, 99 a. Anziehend und anschaulich hat v. Laßberg in der Zueignung des 1ten Bands seines Liedersaals (1820) an die Sänger dortiger Gegend erinnert.

[2] Alles Obige hat v. Arx in seinem äußerst lehrreichen Geschichtwerke umständlich ausgeführt und belegt. Von dem Mönche Tutilo (st. 912) sagt Ekkehard. jun. de casib. monast. St. Galli cap. III: „filios nobilium in loco ab abbate destinato fidibus edocuit.“

mochten Keime liegen, welche nachher im ritterlichen Geſang zur Blüthe gekommen ſind.

Der von Singenberg war des Abtes zu St. Gallen Truchſeß, der von Landegg deſſen Schenk, Göli (jedoch nur muthmaßlich) deſſen Kämmerer, und alſo ſehen wir dieſen fürſtlichen Abt von einem ſingenden Hofſtaat umgeben. Auch die andern adelichen Geſchlechter, aus denen zuvor eine Reihe von Minneſängern namhaft gemacht wurde, ſind gröſtentheils als Lehens- und Dienſtleute des Kloſters bekannt [1]. Selbſt das meldet Hugo von Trimberg in ſeinem Renner (um 1300), daß ein Abt von St. Gallen ſchöne Taglieder geſungen, d. h. Lieder, in welchen der Wächter verſtohlene Minne warnt, daß ſie nicht vom Tageslicht überraſcht werde.

Unſern Dichter von da ausgehen zu laſſen, wo der Geſang ſo heimiſch war, wo vielleicht der eigentliche Quell der ſchwäbiſchen Liederkunſt zu ſuchen iſt, hat an ſich etwas Gefälliges. Auch darf nicht un[9]beachtet bleiben, daß jener ſankt-galliſche Truchſeß von Singenberg ſich beſonders viel mit Walthern zu ſchaffen macht. Er rühmt denſelben als Sangesmeiſter, betrauert deſſen Tod, ahmt ſeine Lieder nach, und wir finden auf dieſe Weiſe im Thurgau wenigſtens einen Widerhall von Walthers Geſange.

Gleichwohl bleibt der Urſprung des Dichters in jener Gegend noch immer zweifelhaft. Das vormalige Daſein einer Burg Vogelweide ſcheint lediglich auf der Angabe der vorgenannten Chronik zu beruhen, und die Urkunden des Stiftes St. Gallen, welche nicht leicht einen Weiler, einen Thurm der Umgegend unberührt laſſen, enthalten, ſo viel man bis jetzt weiß, keine Spur von dem fraglichen Stammſchloß [2]. Das

[1] Über die ſankt-galliſchen Erbämter ſ. Arx I, 320. Konrad, Schenk von Landegg, kömmt von 1281 (oder ſchon 1271, I, 528) bis 1304 in den Urkunden vor. Ebd. I, 476. Die Kämmerer hießen Giele. „Rudolf Gielo, noster camerarius," ebd. I, 320. Vgl. Muſ. I, 162. Der Dichter Göli (Man. II, 57 a) ſingt:

Bei dem Rheine grünen Werde und Auen.

Über die andern Geſchlechter ſ. oben S. 10, Anm. 1.

[2] Die oftangeführte Geſchichte des Kantons St. Gallen giebt eine umſtändliche geſchichtliche Ortsbeſchreibung dortiger Gegend, auf die reichhaltigen, in hohes Alterthum hinaufreichenden Urkundenſammlungen des ſankt-galliſchen

aus[10]gestorbene sankt-gallische Geschlecht der Vogelweider kömmt erst im 15ten Jahrhundert unter denjenigen vor, welche als Gerichtsherrn den Junkertitel führen konnten, und es mag seinen Namen eher von einer Bedienung, als von einer Burg, entnommen haben [1]. Rühmliche [11] Erwähnung des Dichters aber und vertraute Bekanntschaft mit seinen Liedern findet sich nicht bloß bei dem Truchseß von Singenberg, sondern auch bei andern gleichzeitigen und spätern Sängern, welche nicht dem Thurgau angehören.

Ein Meistergesang über die zwölf Stifter der Kunst nennt Walthern

Archivs gegründet. Nirgends aber erwähnt sie einer Burg Vogelweide. Um desto sichrer zu gehen, habe ich an Herrn von Arx selbst mich schriftlich gewendet und von ihm die Bestätigung erhalten, daß ihm von einem Schlosse dieses Namens nie eine Meldung aufgestoßen sei. Möglich wäre eine Verwechslung mit Vögelinsberg oder Vögeliseck. In dem sankt-gallischen Jahrszeitenbuche (Goldast, Script. Rer. Alem. Tom. I), das 1272 geschrieben wurde, kömmt ein Ruodolfus dispensator de Vögillinsberc vor. Notker III, Vorsteher der sankt-gallischen Klosterschulen, gestorben 1022, hatte bei Speicher, in der Gegend, wo jetzt das weitausschauende Vögeliseck steht, ein Gehege (vivarium), worin er Wild und seltene Vögel, die er am meisten liebte, verwahren und füttern ließ. Es ist vermuthet worden, daß hier die Heimath des Geschlechtes von der Vogelweide zu suchen sei, welcher Name im Munde des Volks in Vögeliseck umgewandelt worden sein möchte. Man überzeugt sich leicht, wie sehr es hiebei an einem sichern Halt gebreche.

[1] Über die sankt-gallischen Vogelweider s. Arx II, 196. Leu, Allgemeines Helvet. Lexicon, Th. 18, S. 676. Sie kommen zuerst 1430 vor. Das Schreiben des Herrn von Arx besagt darüber Folgendes: „Ich bezweifle es sehr, ob Walther Vogelweider von St. Gallen her sei. Denn nie kömmt dieses Geschlecht in ältern Zeiten, sondern erst im 15ten Jahrhundert da vor, wo von allen Orten her Leute sich in St. Gallen ansiedelten, oder wieder abzogen. Mir scheint Vogelweider eher eine Bedienung ausgedrückt zu haben und von dieser in einen Geschlechtsnamen übergegangen zu sein. Nämlich so wie Kuchimeister einen Proviantmeister, und Füller (impletor), Spiser, andre Verrichtungen anzeigten, und nachhin zu (sankt-gallischen) Familiengeschlechtern wurden, so war Vogelweider ohne Zweifel ein Mann, der sich mit dem Fangen, Füttern, Abrichten der Vögel eines Großen abzugeben hatte, denn Fogilweida hieß eben das, was Aviarium, Glossar. sec. 10 in. ab Ekhart., und ohne solches Vogelbehältnis und einen Wärter desselben konnte der Falkenjagd wegen und des Finkenfangs kein Fürst oder Graf sein. Es muste darum aller Orte Vogelweider geben." Im Württembergischen ist der Name Vogelwaid nicht selten.

einen Landherrn aus Böhmen [1]. Anderwärts wird er dem sächsischen Adelsgeschlechte von der Heide beigezählt [2]. Beides ohne ersichtlichen [12] Grund. Neuerlich ist seine Geburtsstätte in Würzburg gesucht worden, wo er begraben liegt und wo vormals ein Hof „zu der Vogelweide" genannt war [3]. Und nach Allem bleibt noch die Frage übrig, ob nicht der Name ein dichterisch angenommener oder umgewandelter sei, wovon man auch sonst in jener Zeit Beispiele findet.

Die Sprache von Walthers Gedichten leitet auf keine nähere Spur seiner Herkunft, da sie in der weit verbreiteten oberdeutschen Mundart verfaßt sind, in welcher die meisten Dichter des 13ten Jahrhunderts gesungen haben.

Der Dichter selbst, dessen Ausspruch entscheiden würde, gedenkt nur einmal des Landes, wo er geboren ist, aber ohne es zu benennen. Er hat, als er in späteren Jahren dorthin zurückgekommen, Alles fremd gefunden, was ihm einst kundig war, wie eine Hand der andern, das Feld angebaut, den Wald verhauen und nur das Wasser noch fließend, wie es weiland floß (Man. I, 141 f.). Auch sonst ist in seinen Liedern nirgends eine Beziehung auf die Gegend des Thurgaus, ob er gleich von den Orten seines Aufenthalts und von seinen Wanderungen vielfältig Rechenschaft giebt. Die erste bestimmtere Ortsbezeichnung ist es, wenn er meldet:

Zu Österreich lernte ich singen und sagen. (Ebd. I, 132 a.)

[13] Aus diesen Worten ist übrigens noch keineswegs zu schließen, daß er auch in Österreich geboren sei, eher das Gegentheil; denn sie bezeichnen gerade nur das Land seiner Bildung zur Kunst. In Österreich, wo die Kunst des Gesanges unter den Fürsten aus babenbergi-

[1] Bei Wagenseil, Von der Meistersänger holdseligen Kunst u. s. w. S. 506:

Der Fünft Herr Walter hieß,
War ein Landherr aus Böhmen gewiß [?]
Von der Vogelweid u. s. w.

In einem andern Meisterliede (Görres, Altteutsche Volks- und Meisterlieder, Frankfurt 1817, S. 224) heißt er Herr Walther von der Wid, der Ziervogel. (Vgl. Man. II, 2 b.) [Vgl. Grimm, Reinhart Fuchs, S. 104, 18.]

[2] S. König, Genealogische Adelshistorie Th. II, S. 543.

[3] Oberthür, die Minne- und Meistersänger aus Franken, Würzburg 1818, S. 30.

ſchem Stamme ſo ſchön gepflegt wurde, konnten die Lehrlinge derſelben gute Schule finden. Auch Reinmar von Zweter, der um die Mitte des 13ten Jahrhunderts dichtete, berichtet von ſich:

Von Rheine ſo bin ich geboren,
In Öſterreiche erwachſen. (Man. II, 146 b.)

Nach allen Anzeigen war Walther von adelicher Abkunft. Mit dem Titel „Herr", dem Zeichen ritterbürtigen Standes, redet er ſelbſt ſich an, und ſo wird er auch von Zeitgenoſſen benannt. Spätere nennen ihn Ritter [1]. Daß er ein Reichslehen erhalten hat, werden wir nachher ſehen.

Dem Bilde, welches ſich in der Weingartner Handſchrift vor ſeinen Liedern befindet, iſt weder Helm [14] noch Schild beigegeben. Nur das Schwert iſt ſeitwärts angelehnt. In der maneſſiſchen Handſchrift ſind Helm und Schild hinzugekommen; das Wappenzeichen auf beiden iſt ein Falke oder andrer Jagdvogel im Käfig, alſo gänzlich verſchieden von dem bei Stumpf abgezeichneten Wappen der Vogelweider, welches drei Sterne enthält.

Anſehnlich muß das adeliche Geſchlecht des Dichters in keinem Falle geweſen ſein. Er ſagt einmal: „Wie nieder ich ſei, ſo bin ich doch der Werthen einer" (Man. I, 122 b). Über ſeine Armuth klagt er öfters, und eben ſie mag ihn bewogen haben, aus der Kunſt des Geſanges, die von Andern aus freier Luſt geübt ward, ein Gewerbe zu machen.

„Zu Öſterreich lernte ich ſingen und ſagen."

Mit dieſen Worten des Dichters treten wir zuerſt aus dem Gebiete der Fabel und der Vermuthung auf einen feſteren Boden. Doch müſſen wir häufig dieſen wieder verlaſſen und uns darauf beſchränken, einzelne ſichere Punkte zu bezeichnen, welchen wir dann dasjenige, was den Stempel von Ort und Zeit weniger beſtimmt an ſich trägt, nach Wahr-

[1] So wird er genannt im Leben der h. Eliſabeth (Mencken, Script. Rer. Germ. B. II) und in dem Meiſterliede bei Görres S. 224. In der Nachricht, welche die Würzburger Handſchrift von ſeiner Grabſtätte giebt, heißt er Miles. Doch iſt es zweifelhaft, ob er die Ritterwürde ſelbſt erlangt habe, indem er ſich in einem ſeiner Gedichte mit den Rittern in Gegenſatz zu ſtellen ſcheint. (Man. I, 142 a:

„Daran gedenket, Ritter! es iſt euer Ding.")

ſcheinlichkeit und nach Verwandtſchaft der Gegenſtände anreihen. Wo ſich der Faden der Geſchichte verliert, da giebt das innere Leben des Dichters Stoff genug, die Lücke auszufüllen.

Es laſſen ſich zweierlei Zeiträume beſtimmt unterſcheiden, in welchen der Dichter am Hofe der Fürſten von Öſterreich aus babenbergiſchem Stamme gelebt [15] hat. Er befand ſich dort unter Friedrich, von den Spätern der Katholiſche genannt, der von 1193 bis 1198 am Herzogthume war, und kam dorthin zurück unter Leopold VII, dem Glorreichen, vor dem Jahre 1217.

Dieſe beiden Fürſten waren Söhne Leopolds VI, des Tugendreichen, Herzogs von Öſterreich und Steier, der zu Anfang des Jahres 1193 geſtorben war. Friedrich, der ältere Sohn, ließ ſich 1195 mit dem Kreuze zeichnen, reiſte 1197 nach Paläſtina ab und ſtarb 1198 auf der Kreuzfahrt [1].

Mit ihm muß dem Dichter Vieles zu Grabe gegangen ſein. In einem geraume Zeit nachher gedichteten Liede rechnet er den Anfang ſeines unſteten und mühſeligen Lebens eben von dem Tode Friedrichs an. Lebendig genug ſchildert er in demſelben Liede ſeine Trauer um den fürſtlichen Gönner: „Da Friedrich aus Öſterreich alſo warb, daß er an der Seele genas und ihm der Leib erſtarb, da drückt' ich meine Kraniche (Schnabelſchuhe) tief in die Erde', da gieng ich ſchleichend, wie ein Pfau [2], das Haupt hängt' ich nieder bis auf meine Kniee."

Zwar fällt in Walthers Zeit noch ein andrer Friedrich von Öſterreich, Friedrich der Streitbare, des Obigen Neffe, der 1230 ſeinem Vater, Leopold VII, [16] nachfolgte und 1246 in der Ungarnſchlacht an der Leitta umkam. Es ſind aber hinreichende Gründe vorhanden, das angeführte Gedicht nicht auf den Neffen, ſondern auf den Oheim, zu beziehen. Das Geneſen an der Seele bei dem Erſterben des Leibes iſt bezeichnend für den Tod auf der Kreuzfahrt, welchen der Dichter auch ſonſt für einen ſegenreichen erklärt. Und wenn wir auch annehmen wollten, daß Walther, der, wie ſich zeigen wird, ſchon 1198 in ſehr männlichem Geiſte gedichtet, noch um 1246 gelebt und geſungen

[1] Chron. Claustro-Neoburg. (bei Pez, Script. Rerum Austriac. B. I) ad ann. 1195, 1197, 1198.

[2] [Man. II, 252: mit pfawen ſchriten. Monum. Boic. B. XXXIII, S. 304: Hainrichen den Pfawentritte.]

habe, so wird doch aus dem natürlichen Zusammenhange, worin jenes Lied späterhin erscheint, sich ergeben, daß solches in den ersteren Jahren der Regierung Kaiser Friedrichs II, also gar lange vor dem Tode Friedrichs des Streitbaren, entstanden sei.

Wenn uns gleich der Dichter, außer dem Wenigen, was angeführt wurde, von den Schicksalen seiner früheren Lebenszeit keine bestimmtere Nachricht giebt, so ist uns doch, bevor wir ihm weiter folgen, ein verweilender Blick in seine Jugend gestattet. Er zeigt uns den Zeitraum, worein solche gefallen, im Widerscheine seiner späteren Lieder.

„Hievor war die Welt so schön," ruft er klagend aus. Inniglich thut es ihm wehe, wenn er gedenkt, wie man weiland in der Welt gelebt. O weh! daß er nicht vergessen kann, wie recht froh die Leute waren. Soll das nimmermehr geschehen, so kränket ihn, daß er's je gesehen. Jetzt trauern selbst die Jungen, [17] die doch vor Freude sollten in den Lüften schweben. (I, 129 a. 140 b. 114 b [1].)

Dieses unfrohe Wesen rügt er an mehreren Stellen. Es gilt ihm, wie andern Dichtern der Zeit, für ein sittliches Gebrechen, so wie umgekehrt die Freude für eine Tugend. „Niemand, sagt er, taugt ohne Freude" (I, 110 b). Und allerdings ist es nicht selten die sittliche Beschaffenheit des Gemüths, hier des wohlgeordneten, dort des in sich zerfallenen, woraus Frohsinn oder Mismuth entspringen.

Ob Walther außer dem Unterricht in der Kunst des Gesanges irgend einer Art von gelehrter Bildung genossen, ist nicht ersichtlich. Einige Hinweisungen auf Stellen der Schrift und zwei lateinische Segenssprüche, die er scherzhaft anbringt, können nichts entscheiden. Von den Helden, welche dazumal in romantischen Gedichten verherrlicht wurden, kömmt bei ihm bloß Alexander vor [2]. Richard Löwenherz und Saladin, deren er erwähnt, waren durch nahe Überlieferung noch in frischem Angedenken. Nirgends eine sichre Spur, ob er des Lesens und Schreibens kundig war. Das Leben hat ihn erzogen, er hat [18]

[1] [Vgl. Rubin, Man. I, 166 b, 1. 168 a, 1. b, 2. 169 b, 3. 170 a, 3. 171 a, 1. 172 a, 4.]

[2] Auf die deutsche Heldensage findet sich nirgends eine Beziehung, man müßte es denn für eine Anspielung auf Walther und Hiltegund ansehen, wenn auch er, der Sänger Walther, seine Geliebte Hiltegund nennt. I, 136 b.

gelernt, was er mit Augen ſah; das Treiben der Menſchen, die Ereigniſſe der Zeit waren ſeine Wiſſenſchaft.

Manches Lied, das über ſeine Lebensgeſchichte vollſtändigeres Licht verbreiten könnte, mag verloren gegangen ſein. In denjenigen, die auf uns gekommen ſind, erſcheint er als ein Mann von gereiftem Alter, und in mehreren zeigt er ſich am Ziel ſeiner Tage. Seine Gedichte tragen im Allgemeinen das Gepräge der Welterfahrenheit, des Ernſtes, der Betrachtung. Bis zur eigenen Qual fühlt er ſich zum Nachdenken hingezogen und er ſpricht das bedeutſame Wort:

Ließen mich Gedanken frei,
So wüſte ich nicht um Ungemach. (I, 114 a [1].)

Er ſtellt ſich uns in einem ſeiner Lieder dar, auf einem Steine ſitzend, Bein über Bein geſchlagen, den Ellenbogen darauf geſtützt, Kinn und Wange in die Hand geſchmiegt, und ſo über die Welt nachdenkend. Damit bezeichnet er treffend das Weſen ſeiner Dichtung, und ſinnreich iſt er in zwei Handſchriften vor ſeinen Liedern in dieſer Stellung abgebildet.

[1] [Vgl. Man. I, 70 b, 3: Nie wart größer ungemach, danne es iſt der mit gedanken umbegat. II, 46 a, 5. I, 146 b, 2.]

## [19] Zweiter Abſchnitt.

Philipp von Schwaben. Deutſchlands Zwieſpalt und Zerfall. Walther als Vaterlandsdichter.

Das Jahr 1198, in welchem der Dichter ſeinen fürſtlichen Gönner in Öſterreich verlor, war auch ein Wendepunkt in der Geſchichte der Zeit. In dieſem Jahre wich der Friede, der in den letztern Jahren Kaiſer Friedrichs I und während der Regierung Heinrichs VI in Deutſchland geherrſcht hatte, den langwierigen und verderblichen Kämpfen der Gegenkönige.

Heinrich VI war im Herbſt 1197 zu Meſſina geſtorben, ſein dreijähriger Sohn Friedrich blieb, unter Vormundſchaft des Pabſtes, als König in Sicilien. Die deutſchen Fürſten hatten ihn noch bei Lebzeiten ſeines Vaters als Nachfolger auf dem deutſchen Throne anerkannt. Aber Innocenz III, der kurz nach des Kaiſers Hintritt, im kräftigſten Alter, zum Oberhaupt der Kirche gewählt worden, wollte nicht wieder die Vereinigung der deutſchen Krone mit der ſiciliſchen dulden. Er [20] fand dieſe Vereinigung gefährlich für die Kirche, und erklärte, da Friedrich noch nicht getauft geweſen, als man ihn zum römiſchen König erwählt, ſo brauche man ſich hieran nicht zu kehren. Den Deutſchen war nicht mit einem Kinde geholfen. In den ſechsten Monat war das Reich verwaiſt.

Philipp von Schwaben, des verſtorbenen Heinrichs Bruder, hatte anfangs verſucht, ſeinem unmündigen Neffen die Thronfolge zu erhalten, bald richtete er ſelbſt ſein Abſehen auf die Krone. Auch dieſem Hohenſtaufen arbeitete der Pabſt entgegen. Mit Berthold von Zähringen und Bernhard von Sachſen wurde von den Fürſten um das Reich unterhandelt. Nachher ordneten der Erzbiſchof von Köln und andre, mehrentheils geiſtliche Fürſten, von päbſtlichem Einfluß geleitet, eine

Geſandtſchaft an Otto von Braunſchweig ab, um ihn zum Throne zu berufen. Die Reichskleinode, auf deren Beſitz man damals großen Werth legte, waren in Philipps Händen.

Schon früher war ein falſches Gerücht von Kaiſer Heinrichs Tode das Zeichen zu allgemeiner Auflöſung der geſellſchaftlichen Ordnung geweſen. Jetzt, nach des Kaiſers wirklichem Hintritt, erreichte die Verwirrung den höchſten Grad. „Als ich aus Tuscien nach Deutſchland zurückgekommen, ſchreibt Philipp an Innocenz III [1], fand ich das ganze Land in nicht ge[21]ringerer Verwirrung, als irgend das Meer von allen Winden zerwühlt werden könnte.“

Die erſten Lieder unſres Dichters, denen wir den Zeitpunkt ihrer Entſtehung beſtimmter nachweiſen können, beziehen ſich auf dieſe Ereigniſſe. Ernſtes Nachdenken über die Zerrüttung des Vaterlands, Anklage des Pabſtes, deſſen Umtriebe den Zwieſpalt herbeigeführt, Aufruf an Philipp, der Verwirrung ein Ende zu machen.

Ich ſaß auf einem Steine [2],
Da deckte ich Bein mit Beine,
Darauf ſetzte ich den Ellenbogen,
Ich hatte in meine Hand [3] geſchmogen
Das Kinn und eine Wange;
Da dachte ich mir viel bange,
Wie man zur Welte ſollte leben.
Keinen Rath konnte ich mir geben,
Wie man drei Ding' erwürbe,
Der keines nicht verdürbe:
Die zwei ſind Ehre und fahrend Gut,
Der jedes dem andern Schaden thut,
Das dritte iſt Gottes Hulde,

[1] Registr. Innocent. III. ep. 136. S. 147.

[2] Dieſe Strophe iſt nachgeahmt von Boppo (Man. II, 235): Ich ſaß auf einer Grüne u. ſ. w. [Vgl. Ruolandesliet S. 12, 33 f. Rother 442. K.]

[3] [Vgl. Wigalois Z. 6022 bis 6027. Chevalier au cygne I, 119, 2879: „sa main a son menton.“ Gui de Bourgogne S. 29: „Sa main a sa maissele, comme voir dolans hon.“ [Ausgabe von Gueſſard und Michelant. Paris 1858. Sodann im Lay d'Aristote in Méons Fabliaux 3, 108: Lez un vergier, lez une fontenelle Siet fille a roi, sa main a sa maisselle, En souspirant son douz ami apele. K.]

Der zweien Übergulde;
Die wollte ich gerne in einen Schrein.
Ja leider! möchte das nicht sein,
Daß Gut und weltlich' Ehre
Und Gottes Huld je mehre
[22] Zusammen in ein Herze kommen.
Steige und Wege sind eingenommen,
Untreue ist in der Saße,
Gewalt fährt auf der Straße,
Friede und Recht sind beide wund,
Die drei haben Geleites nicht, die zwei werden denn eh' gesund.

geschmogen] geschmiegt. — Übergulde] was mehr als jene gilt. — In der Saße] seßhaft. [Ulrichs von Turheim Tristan 558. Alt Meister-Gesangbuch S. 48. DCXII: saze. Suchenwirt II, 41.] [Saße = Hinterhalt. K.] — Die drei] nemlich Gut (Reichthum), weltliche Ehre und Gottes Huld, haben kein sicheres Geleit, um zusammen zu kommen, bevor nicht die zwei, Friede und Recht, wiedergenesen sind und die Straße frei machen.

Ich sah mit meinen Augen
Der Menschen Thun und Taugen.
Da ich nun hörte, da ich sach,
Was Jedes that, was Jedes sprach:
Zu Rome hörte ich lügen
Und zweene Könige trügen.
Davon hub sich der meiste Streit,
Der eh' ward oder immer seit.
Da sich begannen zweien
Die Pfaffen und die Laien,
Das war eine Noth vor aller Noth,
Leib und Seele lag da todt.
Die Pfaffen stritten sehre,
Doch ward der Laien mehre;
Das Schwert legten sie da nieder
Und griffen zu der Stole wieder,
Sie bannten, die sie wollten,
Und nicht den sie sollten.
Da störte man manch Gotteshaus,
Da hörte ich ferne in einer Klaus
[23] Viel starker Ungebäre;

Da weinte ein Klauſenere,
Er klagete Gott ſein bittres Leid:
„O weh! der Pabeſt iſt zu jung; hilf, Herre, deiner Chriſtenheit!“

ſeit] ſeitdem, nachher. — zweien] entzweien. — Pfaffen und Laien] geiſtliche und weltliche Fürſten, in der ſtreitigen Königswahl. — Ungebäre] ungebärdige Wehklage. — Klauſenere] der klagende Klausner, welcher mehrmals vorkömmt, bedeutet die vormalige ſtrenge Frömmigkeit im Gegenſatze zu der nunmehrigen Ausartung des geiſtlichen Standes. [Vgl. über den Klausner Pfeiffers 2te Ausgabe S. 184. K.]

Ich hörte die Waſſer dießen
Und ſah die Fiſche fließen,
Ich ſah was in der Welte was,
Wald, Feld, Laub, Rohr und Gras.
Was kriechet oder flieget [1],
Oder Beine zur Erde bieget,
Das ſah ich und ſage euch das:
Der keines lebet ohne Haß;
Das Wild und das Gewürme,
Die ſtreiten ſtarke Stürme,
Alſo thun die Vögel unter ihn'n,
Nur daß ſie haben einen Sinn [2]
(Sie wären anders zu nichte):
Sie ſchaffen gut Gerichte,
Sie ſetzen Könige und Recht
Und ſchaffen Herren und Knecht.
O weh dir, deutſche Zunge,
Wie ſteht deine Ordenunge!
Daß nun die Mück' ihren König hat [3]
Und daß deine Ehre alſo zergat!
[24] Bekehre dich, bekehre!
Die Kirchen ſind zu hehre,

[1] [Gotfrieds von Straßburg Werke II, S. 105. Str. 14. S. 107. Str. 28 f.]

[2] [Soltaus hiſtoriſche Volkslieder S. 86: Die fürſten hatten einen mutt.]

[3] Die Mücken haben König unter ihnen,
Die Bienen einen Weiſſel, dem ſie folgen,
Kein' Creature lebet ohne Meiſterſchaft u. ſ. w.
Der Mysnere (bei Müller DXCIII.)

Die armen Könige drängen dich.
Philippe! ſetze den Waiſen auf und heiße ſie treten hinter ſich!
(Man. I, 102.)

dießen] toſen, rauſchen. — fließen] ſchwimmen. — was] war. — Was kriechet] vgl. Wernhers Maria S. 28. 52. — unter ihn'n] unter ſich. — deutſche Zunge] Land deutſcher Sprache. — zergat] zergeht. — die Kirchen] die Geiſtlichkeit. [Ducange B. I, S. 996 [Paris 1842. II, 362. K.] f.: „(Circulus) Circulus aureus, Coronæ simplicioris species, quæ Patriciatus insigne erat apud Romanos, sub Imperatoribus Occidentalibus. Leo Ost. lib. 2, cap. 79: Eidem Henrico IV, Patriciatus honorem Romani contribuunt, eumque præter imperialem coronam aureo circulo uti decernunt. Petrus Diac. lib. 4 Chron. Casin. cap. 119 de Lothario imp.: Ipse vero in civitate coronam circuli patricialis accepturus remansit. Acerbus Morena in Histor. Rerum Laudensium pag. 117 de Friderico I Imp.: Sequenti igitur proximo die Dominico prædictus Papa Paschalis cum suis Cardinalibus in ipsa Ecclesia S. Petri Missam honorifice et cum magno gaudio celebravit, ipsoque die in capite Imperatori circulum aureum tantummodo imposuit. Sequenti vero die Martis, in quo fuit festum S. Petri ad Vincula, prædictus Dom. Papa Paschalis Dom. Federicum Imperatorem et serenissimam Augustam Beatricem conjugem suam ex coronis auro purissimo, et multis pretiosissimis gemmis decoratis coronavit in ipsa Ecclesia S. Petri. Circulum etiam, non coronam, Regibus tribuit. Chronicon Montis-Sereni ann. 1134: Imperator celebrat Pascha Halverstat, ubi quidam de Principibus Danorum Magnus nomine, hominium ei faciens, regnum Daniæ ab ipso suscepit, et postquam præstitit juramentum, Imperatori ad Ecclesiam procedenti, circulo decoratus aureo, gladium præportavit. An. 1152 de Friderico Imp.: Qui proximum Pentecoste Merseburg celebrans, Sueno Regi Daciæ Circulum Regium concessit. Et an. 1158: Dux Bohemiæ concesso sibi ab Imperatore Circulo nominatur. Circulis aureis Augustæ apud Occidentales usæ etiam leguntur, non coronis. Arnoldus Lubec. lib. 6, cap. 2 de uxore Philippi Suevi Imp.: Ibi quoque Regina, regio diademate, non tamen coronata, sed circulata processit. Vide Corona Ducalis. Le Roman de Garin: El fu vestu d'un paille Alexandrin, Et en son chef un chapelet d'or fin. Alibi: Le cercle d'or li ert el chief asis.“ Triſtan 10862. 10981. Chronik des Franciscaner Leſemeiſters Detmar, nach der Urſchrift und mit Ergänzungen aus andern Chroniken herausgegeben von Dr F. H. Grautoff. 1ter Theil. Hamburg 1829. S. 82. J. 1204: De koningh Philippus hadde ok enen groten hof to Megdebborch, dar he ghecronet ghink mit ſime wive. Maßmanns Eraclius S. 213 b.] — zu hehre] zu

gewaltig. [Beneckes Beiträge S. 255, 3.] — die armen Könige] die mittellosen Thronbewerber. — den Waisen] das Reichskleinod, den Edelstein der Kaiserkrone, welchen Herzog Ernst aus dem hohlen Berge mitgenommen haben soll.

Noch im Frühjahr 1198 ward dem Dichter die Freude, Philippen gekrönt zu sehen. Das hochschwebende Lied, worin er seinen Jubel ausspricht, läßt kaum bezweifeln, daß er selbst der Krönung zu Mainz anwohnte.

Die Krone ist älter, denn der König Philippe sei;
Da möget ihr alle schauen wohl ein Wunder bei,
Wie sie ihme der Schmid so eben recht gemachet.
Sein kaiserliches Haupt geziemet ihr also wohl,
Daß sie zu Rechte niemand scheiden soll;
Jedwedes nicht des andern Tugend schwachet.
Sie lachen beide einander an,
Das edel Gesteine und der junge süße Mann;
Die Augenweide sehen die Fürsten gerne.
Wer nun des Reiches irre geh',
[25] Der schaue, wem der Waise ob seinem Nacken steh'!
Der Stein ist aller Fürsten Leitesterne. (I, 127 b.)

zu Rechte] mit Recht. — Tugend] Werth. — schwachet] schwächet, verringert.

Das angenehme Bild, das Walther von seinem Könige giebt, bestätigen die Worte des Geschichtschreibers. Nach der Beschreibung der urspergischen Jahrbücher war Philipp ein Mann von schöner und edler Gesichtsbildung, blondem Haar, mittlerer Größe, zartem, fast schwächlichem Körperbau [1].

Der Dichter begnügt sich nicht, Philippen zum Throne berufen und auf demselben begrüßt zu haben. Er giebt dem neuen Könige noch das Mittel an, seine Herrschaft zu befestigen und auszubreiten. Dieses Mittel findet er in der Milde, der dankbaren Freigebigkeit gegen Diejenigen, die sich dem Könige versöhnt und verpflichtet haben, der rückhaltlosen Ausspendung von Gaben und Ehre.

Philippe, König hehre!
Sie geben dir alle Heiles Wort

[1] Chron. Abb. Ursperg: „Erat autem Philippus animo lenis, mente mitis, eloquio affabilis, erga homines benignus, largus satis et discretus, debilis quidem corpore, sed satis virilis, in quantum confidere poterat de viribus suorum, facie venusta et decora, capillo flavo, statura mediocri, magis tenui quam grossa."

Und wollten Lieb nach Leide.
Nun haſt du Gut und Ehre,
[26] Das iſt wohl zweier Könige Hort,
Die gieb der Milde beide!
Die Milde lohnet, wie die Saat,
Von der man wohl zurück empfaht,
Darnach man ausgeworfen hat;
Wirf von dir mildigliche!
Welch' König der Milde geben kann,
Sie giebt ihm, das er nie gewann,
Wie Alexander ſich verſann:
Der gab und gab, da gab ſie ihm alle Reiche. (I, 113 a.) [1]

Das iſt wohl u. ſ. w.] (Lesart der Pf. Hdſ. 357) Reichthum und Ehre, jedes für ſich ſchon, iſt der Hort, Schatz, eines Königs. (Vgl. I, 135 b: „zwei Kaiſers Ellen" d. h. Stärke, Kraft.) — ſich verſann] inne ward.

Die Geſchichte beweiſt, daß Philipp wirklich in dieſem Sinne gehandelt. Wie er überhaupt die gelinden Wege den gewaltſamen vorzog, ſo ſuchte er beſonders durch reiche Gaben an Geld und Ländereien Feinde zu beſeitigen und Anhänger zu gewinnen. Seinem gefährlichſten Mitbewerber um die Krone, dem Herzog Berthold von Zähringen, hatte er für deſſen Rücktritt 11000 Mark bezahlt. Seine Freigebigkeit war ſo groß, daß er damit nicht, wie Alexander, alle Reiche gewann, ſondern ſelbſt die anererbten Lande nur noch dem Namen nach behielt.

„Als er, ſo erzählen die urſpergiſchen Jahrbücher, kein Geld hatte, um ſeinen Kriegsleuten Sold zu bezahlen, fieng er zuerſt an, die Ländereien zu veräußern, die ſein Vater, Kaiſer Friedrich, [27] weit umher in Deutſchland erworben hatte, ſo daß er jedem Freiherrn oder Dienſtmann Dörfer oder angrenzende Kirchen verſetzte. Und alſo geſchah es, daß ihm nichts übrig blieb, außer dem leeren Namen des Landesherrn und denjenigen Städten und Dörfern, worin Märkte gehalten werden, nebſt wenigen Schlöſſern des Landes."

Deſſen unerachtet vermochte er es nicht Allen zu Danke zu machen, und ſelbſt Walther wirft ihm in einem andern Liede vor, daß er ſich nicht ſo recht im Geben gefalle. Er erinnert Philippen an den milden

[1] [Vgl. Raynouard, Choix des poésies originales des Troubadours B. 5, S. 196. Anc non crec u. ſ. w. S. 320. Per dar conquis u. ſ. w.]

Saladin [1], welcher gesagt, Königes Hände sollten durchlöchert sein, und an den König von Engelland (Richard Löwenherz), den man seiner Mildthätigkeit wegen so theuer ausgelöst (I, 127 b.) [2].

Auch hatte Philipp mit all seiner Freigebigkeit nicht verhindern können, daß gleich nach seiner Krönung Otto [28] von Braunschweig als Gegenkönig aufgestellt wurde, mit dem er bis an seinen Tod zu kämpfen hatte. Wie einst in den Vätern, Friedrich dem Rothbart und Heinrich dem Löwen, so standen jetzt in den Söhnen, Philipp und Otto, Gibelinen und Welfen sich drohend gegenüber.

Wir haben zuvor gesehen, in welch heiterem Lichte unsrem Dichter seine frühere Lebenszeit erscheint. Mit stets düsterern Farben malt er die Gegenwart. Er klagt um die alte Ehre, um die alten getreuen Sitten. Treue und Wahrheit sind viel gar beschalten. Leer stehen die Stühle, wo Weisheit, Adel und Alter saßen ehe. Recht hinket, Zucht trauert und Scham siechet. Die Sonne hat ihren Schein verkehret, Untreue ihren Samen ausgestreut auf allen Wegen, der Vater findet Untreue bei dem Kinde, der Bruder lügt dem Bruder, geistlicher Orden selber trüget, der uns doch zum Himmel leiten sollte. Der Dichter erkennt hierin die schreckbaren Zeichen des nahenden Weltgerichts (I, 121 a. 107 b. 112 a. 128 a).

Mit tiefem Kummer hält er dem politischen und sittlichen Verfalle seines Vaterlands dessen früheren Glanz entgegen: „O weh! was Ehren sich fremdet von deutschen Landen! Witz und Mannheit, dazu Silber und Gold!“ (I, 103 b.) „Ich sah hievor einmal den Tag, da unser

[1] [Bruder Wernher, Alt Meister-Gesangbuch S. 3. LXI: des milten Salannes hant gesete um ere nye so witen scatz. Friberg, Tristan V. 4515. Docen, Misc. I, 98. VII. Vgl. Turnei von Nanteiz in Maßmanns Denkmälern I, 138.]

[2] Richard war zu Ende des Jahres 1192, als er auf der Rückkehr aus dem heiligen Lande durch das Gebiet Leopolds VI von Österreich, den er in Palästina beleidigt hatte, verkleidet reisen wollte, erkannt und festgesetzt worden. Leopold überließ seinen Gefangenen um 60000 Mark Silbers an Kaiser Heinrich, der Richarden wegen dessen Verbindung mit Tankred von Sicilien übel wollte. Nun wurde Richard vom Kaiser in harter Gefangenschaft gehalten, und erst zu Anfang des Jahres 1194 gegen ein Lösegeld von 100000 Mark, das die Engländer mit großer Anstrengung zusammengebracht hatten, in Freiheit gesetzt.

Lob war gemein allen Jungen, wo kein Land uns nahe lag, es begehrte Sühne oder es war bezwungen. Reicher Gott! wie wir nach Ehren da rungen!" (I, 106 a.)

[29] Er rügt hiebei die Entartung und Zuchtloſigkeit des jüngeren Geſchlechts. Vormals riethen die Alten und thaten die Jungen. Jetzt haben die Jungen die Alten verdrungen und ſpotten ihrer. Junge Altherren [1] ſieht man und alte Jungherren. Und wenn gleich Walther einmal behauptet, Niemand könne mit Gerten Kindeszucht behärten, wen man zu Ehren bringen möge, dem ſei ein Wort als ein Schlag, ſo tadelt er doch anderswo die Väter, daß ſie Salomons Lehre brechen, nach welcher den Sohn verſäume, wer den Beſen ſpare. (I, 106. 126 b. 129 a.)

Unrecht würde dem Dichter geſchehen, wenn wir in ſeinem Lobe der Vergangenheit und Tadel der Gegenwart die bloße Vorliebe für verlebte Jugendzeit erblicken wollten. Die gleichzeitigen Geſchichtſchreiber ſind in vollkommener Übereinſtimmung mit ſeiner Schilderung des Zuſtandes, in welchen Deutſchland durch die doppelte Königswahl verſetzt wurde.

„Damals, ſagt der Abt von Urſperg, fiengen die Übel an, ſich auf der Erde zu vervielfältigen. Denn es entſtand unter den Menſchen Feindſchaft, Trug, Untreue, Verrath, womit ſie ſich gegenſeitig in Tod und Untergang hingeben, Raub, Plünderung, Verheerung, Landesverwüſtung, Brand, Aufruhr, Krieg. Jedermann iſt jetzt meineidig und in die vorbeſagten Frevel verſtrickt. Wie das Volk, ſo auch die Prieſterſchaft. Die Verfolgung iſt ſo groß, daß [30] Niemand mit Sicherheit von ſeinem Wohnort ausgehen kann, auch nur in den nächſten Ort."

In dem allgemeinen Zwieſpalt nahmen auch die Sänger verſchiedene Wege. Wenn Walther von der Vogelweide Philipps Krönung feierte, ſo geleitet Wolfram von Eſchenbach den Gegenkönig Otto zu ſeiner Weihe [2].

Zu den Anhängern Philipps gehörten der Herzog Bernhard von Sachſen, früher ſelbſt Bewerber um den Thron, und der Erzbiſchof von

[1] [Alt Meiſter-Geſangbuch S. 40. DLIX: alt herren.]

[2] Oranſe S. 176 b. Vgl. Titurel Cap. 27. Str. 4096.

Magdeburg [1]. Nach dem thüringiſchen Feldzug im Jahr 1204, der ſich mit der Unterwerfung des Landgrafen Hermann endigte, oder als im Jahr 1207 Philipp, mit Otto unterhandelnd, ſich in jener Gegend befand [2], mag es geſchehen ſein, daß er die Weihnachten zu Magdeburg feierte. Walther war bei dieſer Feier anweſend; in einem farbenhellen Gemälde, den altdeutſchen auf Goldgrund ähnlich, zeigt er uns den Kirchgang des Königs mit [31] ſeiner Gemahlin, der griechiſchen Irene, und dem Gefolge der Thüringer und Sachſen.

Es gieng eins Tages, als unſer Herre ward geborn
Von einer Magd, die er ſich zur Mutter hat erkorn,
Zu Magdeburg der König Philippe ſchöne.
Da gieng eins Kaiſers Bruder und eins Kaiſers Kind
In einer Wat, wie auch der Namen zweene ſind;
Er trug des Reiches Zepter und die Krone.
Er trat viel leiſe, ihm war nicht jach;
Ihm ſchlich eine hochgeborne Königinne nach,
Roſe ohne Dorn, eine Taube ſonder Gallen.
Di'e Zucht war nirgend anderswo,
Die Thüringer und die Sachſen dienten da alſo,
Daß es den Weiſen muſte wohl gefallen. (I, 127 b.)

Magd] Jungfrau. — eins Kaiſers Bruder] Philipp war Bruder Kaiſer Heinrichs VI und Sohn Kaiſer Friedrichs I. — Wat] Gewand. [Walther Man. I, 122 a, 3: Fründin und frowen in einer wete Wolde ich an iu einer gerne ſehen. H. Georg 1 bis 4. — ſchlich] Vgl. Triſt. 10894 f. 11013. 11084.] — Roſe ohne Dorn, Taube ſonder Galle] Beinamen, die ſonſt auch der heiligen Jungfrau gegeben werden. — Zucht] Hofzucht, Hofdienſt. — den Weiſen] den Kennern.

Dem königlichen Paare, das uns hier im Glanze der Macht und des Glückes erſcheint, ſind finſtre Geſchicke bereitet. Kurze Zeit nachher, 1208, fällt Philipp durch Mörderhand, und Irene, die Roſe ohne Dorn, verwelkt am Kummer über ſeinen Tod.

Wir haben die ſchmerzliche Klage des Dichters über den Verfall

[1] „De Saxonia quidem habuit [Philippus] ducem Bernhardum, marchionem Mœsiæ et alios principes sæculares potentissimos, insuper archiepiscopos magdeburgensem et bremensem et suffraganeos eorumdem.“ Chron. Ursp.

[2] Dieſe Zeit vermuthet Köpke a. a. O. S. 16.

von Deutſchland vernommen. Es hat uns daraus eine ſeiner ſchönſten Eigenſchaften angeſprochen, die Vaterlandsliebe. Dieſes edle Gefühl iſt die Seele eines bedeutenden Theils ſeiner Dichtungen. [32] Überall erregt es ihn zu der lebhafteſten Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten. Ihm gebührt unter den altdeutſchen Sängern vorzugsweiſe der Name des vaterländiſchen. Keiner hat, wie er, die Eigenthümlichkeit ſeines Volkes erkannt und empfunden. Wie bitter wir ihn vorhin klagen und tadeln hörten, mit ſtolzer Begeiſterung ſingt er anderswo den Preis des deutſchen Landes, vor allen andern, deren er viele durchwandert:

Ihr ſollt ſprechen: willekommen!
Der euch Mähre bringet, das bin ich.
Alles, das ihr habet vernommen,
Das iſt gar ein Wind, nun fraget mich!
Ich will aber Miethe,
Wird mein Lohn halb gut,
Ich mag leichtlich ſagen, das euch ſanfte thut;
Seht, was man mir Ehren biete!

Ich will deutſchen Frauen ſagen
Solche Mähre, daß ſie deſto baß
Sollen aller Welt behagen;
Ohne große Miethe thu' ich das.
Was wollt' ich zu Lohne?
Sie ſind mir zu hehr.
Drum bin ich gefüge und bitte ſie keines mehr,
Als daß ſie mich grüßen ſchöne.

Ich hab' Lande viel geſehen
Und der beſten nahm ich gerne wahr.
Übel müſſe mir geſchehen,
Könnt' ich je mein Herze bringen dar,
[33] Daß ihm wohl gefallen
Wollte fremde Sitte!
Was denn hülfe mich, ob ich mit Unrecht ſtritte?
Deutſche Zucht geht doch vor allen.

Von der Elbe bis an den Rhein
Und herwider bis in Ungerland,

Da mögen wohl die beſten ſein,
Die ich irgend in der Welt gekannt.
Kann ich rechte ſchauen
Gut Geläß und (ſchönen) Leib
So mir Gott! ſo ſchwüre ich wohl, daß da die Weib
Beſſer ſind, denn anderswo die Frauen.

Deutſche Mann ſind wohlgezogen,
Gleich den Engeln ſind die Weib gethan;
Wer ſie ſchilt, der iſt betrogen,
Anders könnt' ich nimmer ſein verſtahn.
Tugend und reine Minne,
Wer die ſuchen will,
Der ſoll kommen in unſer Land, da iſt Wonne viel;
Lange müſſe ich leben darinne! (I, 119 b.)

Mähre] Nachricht, Botſchaft. — ein Wind] ein Nichts. — Miethe] Bezahlung, Botenlohn. — ſanfte thut] wohl thut. — Sie ſind mir u. ſ. w.] Vgl. Nibel. B. 2240. — dar] dahin. — Kann ich rechte ſchauen] das Benehmen (Geläſſe) und die Schönheit der Frauen als Kenner zu beurtheilen, galt für eine ſchätzbare Eigenſchaft. Vgl. Nibel. B. 2385. Ulr. v. Lichtenſt. Frauenb. S. 20. Man. II, 24 a. 36 a. — die Weib] die Weiber, ebenſo Mann, Männer. — [Weib, Frauen] Vgl. Man. I, 49 b, 5.] — gethan] beſchaffen. — betrogen] falſch berichtet.

## [34] Dritter Abſchnitt.

Walthers Wanderleben. Der Hof zu Thüringen. Die Hofſänger. Des Dichters Anſichten von Fürſten und Fürſtenräthen, von Geburt, Freundſchaft, Manneswerth. Blicke in ſein Inneres.

Die Sänger jener Zeit waren nothwendig wandernde. Mochten auch die Herren, welche ſich im Liede zur Kurzweil übten, auf ihren Burgen daheim bleiben, Diejenigen, welche den Geſang zu ihrem Berufe gemacht, muſten ſich auf den Weg begeben. Um Unterhalt und Lohn zu finden, muſten ſie den Höfen und Feſtlichkeiten geſangliebender Fürſten nachziehn. War doch der Hof des Kaiſers ſelbſt ein wandernder, bald in dieſer, bald in jener Stadt des Reiches ſich niederlaſſend. Krönungstage, Fürſtenverſammlungen, Hochzeitfeſte, das waren die Anläſſe, bei welchen die Kunſt- oder Prunkliebe der Großen ſich am freigebigſten äußerte. War dazumal das gewöhnliche und häus[35]liche Leben einfach, ſo waren dagegen feſtliche und öffentliche Zuſammenkünfte deſto glanzvoller.

Auch vom äußern Lohne abgeſehen, muſte der Dichter wandern, wenn er mit den Angelegenheiten der Zeit bekannt werden, wenn er, bei noch ſehr unvollkommenen Mitteln der Verbreitung geiſtiger Erzeugniſſe, ſich ſelbſt Anerkennung, ſeinem Liede Wirkſamkeit verſchaffen wollte. Darum war es den alten Meiſtern allerdings zu thun. Reinbot von Dorn, der die Legende vom h. Georg in Gedicht gebracht hat, ſpricht die Hoffnung aus (V. 56 bis 63), daß ſein Werk über alle deutſche Lande, von Tirol bis nach Bremen und von Preßburg bis nach Metz, werde bekannt werden. Auf der andern Seite wird im Titurel (Cap. 4. Str. 542) die Beſorgnis geäußert, daß der Schreiber das Rechte unrichtig machen möchte. Am ſicherſten aber wurde die Fälſchung vermieden, wenn der Dichter ſelbſt vortrug. Wollte er verſichert ſein, daß ſeine

Tonweiſe richtig geſungen werde, wollte er ſeine eigene Fertigkeit im Geſange geltend machen, ſo war ohnehin ſein perſönliches Erſcheinen erforderlich.

So war denn auch Walthers Leben das eines fahrenden Sängers. Er reiſt zu Pferde, vermuthlich die Geige mit ſich führend [1]. Daß er ſeine Lieder ſelbſt [36] vorgetragen, iſt aus einigen derſelben noch hörbar [2]. Zu Hof und an der Straße läßt er ſie ertönen (I, 136 b). In einem Morgengebet empfiehlt er ſich unter Gottes Obhut, wohin des Landes er heute reiten möge (I, 129 a). Er beruhigt ſeine Geliebte über ſeine Abweſenheit:

Meiner Frauen darf nicht werden leid,
Daß ich reite und frage in fremde Land'
Nach den Weiben, die mit Würdigkeit
Leben (der iſt viel manche mir bekannt)
Und die ſchöne ſind dazu;
Doch iſt ihrer keine,
Weder groß noch kleine,
Der Verſagen mir jemals wehe thu'! (I, 118 b.)

Er hat der Lande viel geſehen, wie wir zuvor ihn ſingen hörten. Von der Elbe bis an den Rhein und wider bis in Ungerland hat er ſich umgeſehen, von der Seine bis an die Mur, von dem Po bis an die Drave hat er der Menſchen Weiſe erkannt (I, 131 b). Am Hofe von Öſterreich haben wir ihn zuerſt getroffen, am Hofe von Thüringen finden wir ihn jetzt wieder.

[37] Hermann, Landgraf in Thüringen (von 1195 bis 1215), den ſich Philipp in dem vorerwähnten Feldzuge von 1204 unterworfen [3],

[1] „Wohlauf! wer tanzen wolle nach der Geigen." (W. Hdſ. S. 170.) Daß Walther ſich der Harfe bedient, iſt aus der Stelle (I, 112) vermuthet worden, wo er von der alten Lehre ſpricht, daß man nicht in der Mühle harpfen ſolle. Der Ausdruck iſt aber, wie der Dichter ſelbſt andeutet, ſprichwörtlich zu verſtehen.

[2] In den Anreden: „Ja, Herre!" (I, 109 b. 124 b.) „Herren und Freund'!" (I, 136 b.) [Der Ausdruck „ja, herre" kommt im Triſtan häufig als bloßer Ausruf vor, z. B. 10804. Vgl. 10107. Aber auch als Anrede, 12092.]

[3] Das politiſche Gedicht: „Nu ſoll der Kaiſer hehre" u. ſ. w. (I, 136 a) iſt auf dieſe Begebenheit bezogen worden. Es iſt jedoch zu bemerken, daß

behauptet eine ausgezeichnete Stelle unter den fürstlichen Freunden der Dichtkunst. Er setzte schon den Meister Heinrich von Veldecke in den Stand, seine Äneide, die ihm neun Jahre lang entwendet war, zu Ende zu führen (Eneit V. 13268 ff.). Auf seinen Anlaß bearbeitete Wolfram von Eschenbach den Wilhelm von Oranse (H. Georg V. 34 ff.) und für ihn verdeutschte Albrecht von Halberstadt die Verwandlungen Ovids [1]. Vornehmlich aber ist er durch den Wettstreit der Sänger an seinem Hofe zu Wartburg berühmt geworden.

Auch in dem Leben und den Liedern unsres Dich[38]ters spielt er eine bedeutende Rolle. Vor 1198 fanden wir diesen in Österreich. Alsdann folgen seine Lieder auf Philipp von Schwaben und es ist nicht anzunehmen, daß er sich an dem Hofe des Landgrafen werde aufgehalten haben, so lange dieser Philipps Gegner war. Im Sommer des Jahres 1204 unterwarf sich der Landgraf. Es ist daher ganz nicht unwahrscheinlich, daß Walthers Aufenthalt an dessen Hofe um das Jahr 1207 stattgefunden, in welches der Krieg auf Wartburg, worin Walther auftritt, von den thüringischen Chroniken gesetzt wird.

Dieser Wettstreit, den das vielbesprochene Gedicht in der manessischen Sammlung (II, 1 bis 16 [2]) in Wechselgesang, mit untermengter Erzählung, darstellt, hat zunächst das Lob milder Fürsten zum Gegenstand. Heinrich von Ofterdingen erhebt den Herzog von Österreich, ihm treten Wolfram von Eschenbach und Andre entgegen, die den Landgrafen von Thüringen verherrlichen. Walther von der Vogelweide zeigt sich anfangs ungehalten auf Österreich und giebt dem Könige von Frankreich vor allen Fürsten den Preis. Nachher bereut er, daß er sich von dem Österreicher losgesagt, den er jetzt der Sonne vergleicht; allein über die Sonne noch

Philipp niemals Kaiser war, daß Walther ihn sonst überall König nennt und beiderlei Titel sehr wohl unterscheidet, z. B. in dem Liede:

Herre Kaiser! ihr seid willekommen,
Des Königes Name ist euch benommen u. s. w. (I, 103 b.)

Bei dem damaligen Wechsel der Parteiung kann jenem Gedichte leicht ein späteres Ereignis zu Grunde liegen.

[1] S. den Prolog Albrechts vor Wickrams Umarbeitung seiner Verdeutschung. Frankfurt 1581. [Bartsch, Albrecht von Halberstadt, Quedlinburg 1861. S. CXXIX. CXXXII. K.]

[2] [Vgl. Der Wartburgkrieg, herausgegeben, geordnet, übersetzt und erläutert von K. Simrock. Stuttgart und Augsburg, Cotta, 1858. K.]

ſtellt er den Tag, Hermann von Thüringen. Von ſich ſelbſt meldet er, wie er zu Paris gute Schule gefunden, zu Konſtantinopel, zu Baldach, zu Babylon Kunſt und Weisheit erlernt habe. Hieraus iſt wenigſtens erſichtlich, daß Walther dem Ver[39]faſſer des Gedichts für einen weitgereiſten und in die Tiefen der Kunſt eingeweihten Meiſter gegolten habe. Das Gedicht, ſo wie es vorliegt, hat aber wohl nicht den Wolfram von Eſchenbach, dem man es zugeſchrieben, ſondern einen ſpätern mainziſchen Meiſter zum Verfaſſer, wenn gleich Überlieferung und ältere Lieder zu Grunde liegen.

Wenden wir uns zu Walthers eigenen Äußerungen über ſein Ver-Verhältnis zu dem Hofe von Thüringen, ſo iſt dasjenige ſeiner Lieder zuerſt auszuheben, mit welchem er ſich dem Landgrafen erſt zu nähern ſcheint. Er fodert Jeden auf, der an des edeln Landgrafen Rathe ſei, Dienſtmann oder Freier, den jungen Fürſten um Eines zu mahnen und zwar ſo, daß er, der Dichter, den Erfolg davon ſpüre. Drei Tugenden werden an dem Landgrafen gerühmt, er ſei milde, ſtet und wohlgezogen. Aber eine vierte noch würde ihm wohl anſtehen, die nemlich, daß er nicht ſäumig ſei (I, 106 a). Der Dichter mochte damit den Wunſch ausdrücken, baldmöglich von dem Landgrafen beſchenkt oder in deſſen Dienſt aufgenommen zu werden.

In einem weiteren Liede (I, 133 b) finden wir ihn dieſes Wunſches gewährt. Er freuet ſich, des milden Landgrafen Ingeſinde zu ſein. Es iſt ſeine Sitte, daß man ihn immer bei den Theureſten finde. Die andern Fürſten alle ſind anfangs milde, aber ſie bleiben es nicht ſo ſtetiglich. Der Landgraf war es ehe und iſt es noch, darum kann er beſſer, denn ſie, der [40] Milde pflegen. Das Lied ſchließt mit den ſchönen Worten:

Wer heuer ſchallet und iſt hin zu Jahre böſe, als eh,
Des Lob grünet und falbet, wie der Klee.
Der Thüringer Blume ſcheinet durch den Schnee,
Sommer und Winter blühet ſein Lob, wie in den erſten Jahren [1].

ſchallet] pochet, pranget. — hin zu Jahre] über's Jahr. — als eh] wie vorher.

[1] Im Titurel, wo des Landgrafen Hermann mehrmals rühmliche Erwähnung geſchieht, heißt es von ihm (Cap. 7):

Hermann von Thüringen Ehre
Pflag weiland, die muß immer Preiſes walten.

Wünſchenswerth allerdings mag das Leben an des Landgrafen Hofe geweſen ſein. Der Dichter giebt eine ſehr anſchauliche Schilderung von dieſem Hofhalt, woraus zu entnehmen iſt, daß man dort wenig von der ſchlimmen Zeit verſpürte:

Wer in den Ohren ſiech, wer krank im Haupte ſei,
Das iſt mein Rath, der laſſe den Hof zu Thüringen frei;
Kommt er dahin, fürwahr er wird erthöret.
Ich habe gedrungen, bis ich nicht mehr dringen mag;
Eine Schaar fährt aus, die andre ein, ſo Nacht als Tag,
Groß Wunder iſt, daß Jemand da noch höret.
Der Landgrafe iſt ſo gemuth,
Daß er mit ſtolzen Helden ſeine Habe verthut,
Der jeglicher viel wohl ein Kämpfe wäre.
Mir iſt ſeine hohe Art wohl kund,
[41] Und gälte ein Fuder gutes Weines tauſend Pfund,
Da ſtünde doch nimmer Ritters Becher leere. (W. Hdſ. S. 170)

erthöret] betäubt. — Kämpfe] Kämpe, ein Solcher, der beſonders aufgeſtellt iſt, eine Sache im Zweikampf auszufechten, alſo ein auserwählter, vorzüglicher Streiter.

Manch unnützen Geſellen muſte die Gaſtfreiheit dieſes Hofes anziehen. Eſchenbach rügt dieſes in ſeinem Parcifal V. 8856 ff.[1], mit Beziehung auf ein nicht mehr vorhandenes Lied unſres Dichters:

Von Thüringen Fürſte Hermann!
Etlich dein Ingeſinde ich maß,
Das Ausgeſinde hieße baß.
Dir wär' auch eines Kaien noth,
Seit wahre Milde dir gebot
So manigfalten Anehang,
Hier ein ſchmählich Gedrang
Und dort ein werthes Dringen.
Drum muß Herr Walther ſingen:
„Guten Tag, Böſe und Gut!"
Wo man ſolchen Sang nun thut,
Des ſind die Falſchen geehret.
Kaie hatt's ihn nicht gelehret,
Noch Herr Heinrich von Riſpach u. ſ. w.

[1] Aus demſelben Gedichte V. 19097 f. erhellt, daß damals Thüringen auch für das Vaterland neuer Tanzmuſik galt.

Kaie iſt des Königs Artus ſtrenger und mürriſcher Seneſchall, der ſolchem Unweſen, nach Eſchenbachs Ausdruck, ſchärfer war, denn der Biene Stachel. — Gedrang] Gedränge, Zudrang. — Die Falſchen] die Schlechten. — [42] Heinrich von Riſpach] vielleicht der tugendhafte Schreiber, der im Wartburger Kriege auftritt und deſſen Gedichte Man. II, 101 ff. aufbewahrt ſind, der Henricus Notarius, H. Scriptor, welcher in thüringiſchen Urkunden von 1208 bis 1228 vorkömmt. Muſ. I, 173.

Ein wunderlicher Mann, mit Namen Gerhard Atze [1], ſcheint der freudigen Geſellſchaft am thüringiſchen Hofe zur Zielſcheibe ihres Witzes gedient zu haben. Ihm hat Walther zwei Gedichte gewidmet. Das eine (I, 105 a) iſt durch perſönliche Anſpielungen räthſelhaft. Das andre (I, 113 a) betrifft einen ſcherzhaften Rechtsſtreit. Der merkwürdige Fall iſt dieſer: Herr Gerhard Atze hat dem Dichter zu Eiſenach ein Pferd erſchoſſen. Walther klagt auf Entſchädigung: das Pferd war wohl dreier Marke werth. Gerhard Atze weicht aber damit aus, daß er behauptet, das getödtete Pferd ſei dem Roſſe blutsverwandt, das einſt ihm, dem Beklagten, den Finger zu Schanden gebiſſen. Dagegen erbietet ſich Walther, mit beiden Händen zu beſchwören, daß die Pferde einander nicht befreundet waren, und er ruft auf, wer ihm ſtaben, d. h. den Eid abnehmen wolle.

Ein Kampfgenoſſe des Landgrafen Hermann in deſſen Fehde mit König Philipp war der Graf von Katzenellenbogen, Wilhelm II, zugenannt der Reiche [2]. Derſelbe mag es ſein, von dem unſer Dichter

[1] [Johannes Rohtes Chronicon Thuringiæ in Menckenii Scriptor. rer. german. Th. II, C. 1736: Lantgrafe Henrich der romiſchir Konnig ſtarb do ane libis erbin, alzo man ſchreib noch Criſtus gebort 1248 jar, unde darvone ſo entſtunt groz obil in Doringin unde in Heßin lande, wan etzliche mitwillige erbarluthe, dy tadin alzo dy nachthunde, dy enpundin werdin, unde woldin nymandis frunde syn, do sy nicht herrin obir ſich hattin, Alzo hubin undir en an Herwig von Horſilgow unde Hans Atzce mit erin helffern, Dy ſlugin daz vihe an vor Yſenache vor zewen torin unde vor allin dorffin, dy darumme gelegin warin, unde trebin daz dy Horſil uff. Do volgetin dy von Iſenache unde von Cruczeborg, unde tadin botſchaft dem vogete von Tenneberg, der ſammente daz volg vor dem walde, unde die viende hattin en vorhaldin by deme Horſilberge, unde ez geſchach eyn große nedirlage, Wan der von Yſenache wart vele gefangin mit en den voyt von Teneberg.]

[2] Dilich, Heſſiſche Chronik. 1606. Th. I, S. 33.

ſingt. Walther iſt dem Bogener hold, ganz oh[43]ne Gabe und ohne Sold (I, 127 a). Doch der Graf verſteht, er beſchenkt den Sänger mit einem Diamant. Dafür preiſt ihn dieſer als der ſchönſten Ritter einen. Nicht nach dem Scheine lobt er die Schönheit; milder Mann iſt ſchön und wohlgezogen, man ſoll die innre Tugend nach außen kehren, dann iſt das äußre Lob nach Ehren, wie des von Katzenellenbogen. (Ebd.)

So wird gewöhnlich der Fürſt, dem der Dichter ſich nähern will, zuerſt mit einem Liede ausgeforſcht. Iſt der Erfolg entſprechend, dann ertönt auch das vollere Lob.

Von einer großen, zarter oder unzarter ſich äußernden Begehrlichkeit können die Hofſänger damaliger Zeit nicht freigeſprochen werden. Sie verſäumen keinen Anlaß, ſich zu milder Gabe zu empfehlen. Ihre zahlreichen Lobgedichte ſind überall darauf berechnet. Die Milde d. h. die Freigebigkeit iſt ihnen der Fürſten erſte Tugend [1]. Wo ihnen nicht willfahrt wird, machen ſie ihr Lied zur Waffe des Tadels und des [44] Spottes. Sie werfen dem unmilden Herrn einen Stein in den Garten und eine Klette in den Bart [2].

Noch ziemlich gelinde ſcherzt der Unſrige über die unwirthliche Aufnahme, die er in der bairiſchen Abtei Tegernſee gefunden. Es war ihm viel von dieſes Hauſes Ehre geſagt worden. Deshalb ritt er einſt, um

[1] Das Gedicht vom Kriege auf Wartburg erhebt dieſe fürſtliche Tugend zum vorzüglichen Gegenſtande des Wettgeſangs. Der Tanhuſer, um die Mitte des 13ten Jahrhunderts, muſtert in einem beſondern Gedichte (Man. II, 64) die Fürſten ſeiner und der nächſt vorhergegangenen Zeit nach eben dieſer Beziehung.

[2] Damit droht der Mysner (DXCVI). Mit dem Verfalle der Kunſt nimmt die Gemeinheit zu. Sie werden trotziger und niederträchtiger zugleich. Dem Kargen, der ſich ſelbſt bedürftig ſtellt, wünſcht der Unverzagte (III), daß ſeine Hand eines fremden Mannes Kleid auf ſeines Weibes Bette finden möge. Der Urenheimer (CCVI) ſagt gerade heraus: „alſo man den Meiſter lohnet, alſo wiſchet er das Schwert.“ Rumelant von Schwaben (CCCLXXXI) verhehlt nicht, daß er mit ſeinen Lobliedern gelogen habe. Doch hat ihm ein weiſer Prediger geſagt, daß hübſche Lüge nicht große Sünde ſei. Der Unverzagte (XIX) äußert noch: „Man ſoll gnädige Heilige fern in fremden Landen ſuchen, ſo ſuch' ich werthe Leute, die ihr Gut mit Ehren zehren. Welcher Herr mir Gnade thut, der ſoll mein Lob hinnehmen. Sie ſind heilig, die mir geben um Gottes und der Ehre willen. Die lebenden Heiligen müſſen ſelig ſein!“

dahin zu kommen, mehr denn eine Meile abſeits der Straße. Aber vergeblich war ſeine Hoffnung auf einen guten Kloſtertrunk:

Ich nahm da Waſſer,
Alſo naſſer
Muſt' ich von des Mönches Tiſche ſcheiden. (I, 113 a.)

[45] Geld, Auslöſung der für Zehrung verſetzten Pfänder, Pferde, Kleider, waren der Lohn, der den Sängern von ihren Gönnern zu Theil wurde. Walther ſagt von einer ſchönen Frau, ſie habe ein werthes Kleid angezogen, ihren reinen Leib. Sie ſei ein wohlgekleidet Weib. Getragene Kleider hab' er nie genommen [1], dieſes nähm' er für ſein Leben gerne. Der Kaiſer würde dieſer Frau Spielmann um ſo reiche Gabe (I, 121 b).

Wenn übrigens auch unſer Dichter in dieſem Werben um Gunſt und Gabe der Fürſten dem Gebrauche der Zeit und dem äußern Bedürfniſſe gefolgt iſt, ſo muß doch auf der andern Seite anerkannt werden, nicht bloß daß er jene Tugend der Milde auf wahrhaft dichteriſche Weiſe geprieſen, ſondern auch, daß er darüber das Höhere nicht aus den Augen geſetzt, vielmehr mitten im Getrieb der Höfe ſich einen freien [46] Blick und einen würdigen Sinn erhalten. Es erſcheint angemeſſen, jetzt auch dieſe edlere Seite herauszuheben.

Nicht die bloße Freigebigkeit iſt es, darum er die Fürſten in Anſpruch nimmt, weit umfaſſender hat er den Kreis ihrer Pflichten erkannt:

Ihr Fürſten [2] tugnet eure Sinne mit reiner Güte,
Seid gegen Freunde ſanfte, gegen Feinde traget Hochgemüthe,
Stärket Recht und danket Gott der großen Ehren,
Daß mancher Menſch ſeinen Leib, ſein Gut muß euch zu Dienſte kehren!
Seid milde, friedebar, laßt euch in Würde ſchauen!
So loben euch die reinen ſüßen Frauen.

[1] So ſagt auch der von Buwenburg (II, 181 a):
Wer getragener Kleider gehrt,
Der iſt nicht Minneſanges werth.
Herrn Geltar dagegen (oder Gedrut, Pf. Hdſ. 357, Bl. 24 b) iſt es noth nach alter Wat (II, 119 b). Auch der Chanzler zeigt ſich lüſtern nach reicher Herren alter Wat (II, 246 b).

[2] [Vgl. der Unverzagte XVI bei Myller, Alt Meiſter-Geſangbuch S. 35.]

Scham, Treue, ehrebringende Zucht ſollt ihr gerne tragen!
Minnet Gott und richtet, was die Armen klagen!
Glaubt nicht, was euch die Lügenere ſagen,
Und folget gutem Rathe, ſo möget ihr im Himmelreiche bauen!
(I, 132 b.)

tugnet] machet tüchtig, veredlet. — minnet] liebet. Minne iſt Liebe in jeder Bedeutung. — bauen] wohnen, dereinſt Bürger des Himmelreichs werden.

Noch in andern Liedern warnt er die Fürſten vor falſchem Rathe. Er will ſie lehren, wie ſie jeglichen Rath wohl mögen erkennen. Der guten Räthe ſind drei, drei böſe ſtehen zur linken Hand dabei. Frommen, Gottes Huld und weltliche Ehre, das ſind die guten. Wohl ihm, der dieſe lehret! den möchte ein Kaiſer nehmen an ſeinen höchſten Rath. Die drei böſen heißen: Schade, Sünde und Schande (I, 105 b).

[47] Beſonders wird Derjenige, wes Standes er ſei, für einen Schalk erklärt, der ſeinen Herren lehre, zu lügen oder das Angelobte nachher zu verſagen, und der ſo die Biedern ſchamlos mache:

Erlahmen müſſen ihm die Beine, ſo er ſich zu dem Rathe biege!
Sei aber er ſo hehr, daß er dazu ſitze,
So wünſche ich, daß ſein ungetreue Zunge müſſe erlahmen [1]. (I, 130 b.)

Die Herren ſelbſt, welche ſo durch glänzende Verſprechungen täuſchen, vergleicht Walther den Gauklern, die unter dem Hute jetzt einen wilden Falken, jetzt einen ſtolzen Pfau, jetzt gar ein Meerwunder vorweiſen; am Ende aber iſt es weiter nichts, als eine Krähe. Wär ich dir ſtark genug, ruft er ſolchem Gaukler zu, ich ſchlüge dir die falſche Gaukelbüchſe an dein Haupt (I, 132 b).

Der Umgang mit den Mächtigen hat das Urtheil des Dichters über die wahren Vorzüge der Menſchen keineswegs getrübt. Er ſucht dieſe nicht in der Geburt. Kräftig ſpricht er ſich über den Urſprung aller Sterblichen aus gleichem Lehm und über ihre Gleichheit vor dem höchſten Herrn aus:

Wer ohne Furcht, o Herr Gott,
Will ſprechen deine zehn Gebot
Und brichet die, das iſt nicht wahre Minne.
Dich heißet Vater Mancher viel,
Der mich zum Bruder doch nicht will [2];

[1] [Vgl. Müller Th. II, der Unvurzaghete, S. 34. XI.]
[2] [Bertholds Predigten S. 77. 155.]

[48] Der ſpricht die ſtarken Wort aus ſchwachem Sinne.
Wir wachſen all' aus gleichem Dinge,
Speiſe frommet uns, ſie wird ringe,
So ſie durch den Mund hin fährt.
Wer kann den Herren von dem Knechte ſcheiden [1],
Der ihr Gebeine bloßes fünde
(Hatt' er gleich der Lebenden Kunde),
So Gewürme das Fleiſch verzehrt?
Ihm dienen Chriſten, Juden und Heiden,
Der alle lebende Wunder nährt. (I, 128 b.)

Der Teufel, wenn er ſichtbar daher käme, ſagt Walther ein andermal, wäre mir nicht ſo verwünſcht, als des Böſen böſer Sohn. Von der Geburt kommt uns weder Frommen noch Ehre (I, 129 a).

Die erworbenen, ſelbſtverdienten Freunde zieht er den angebornen, den Magen, vor:

Mann, hochgemagt, an Freunden krank,
Das iſt ein ſchwacher Habedank;
Baß hilfet Freundſchaft ohne Sippe.
Laß Einen ſein geborn von Königes Rippe,
Er habe denn Freunde, was hilfet das?
Magſchaft iſt ſelbſtgewachsne Ehre,
So muß man Freunde verdienen ſehre.
Mag' hilfet wohl, Freund vieles baß. (I, 126 b.)

hochgemagt] der hohe Magen, Blutsverwandte, hat. — krank] ſchwach, arm. — Habedank] Entgelt, Erſatz. — So] den Gegenſatz bezeichnend. — verdienen] durch Dienſt, mühſam erwerben.

Den wahren Werth des Mannes begründen ihm drei Eigenſchaften: Kühnheit, Milde, beſonders [49] aber Treue. An Weibes Lobe, meint er, ſtehet wohl, daß man ſie ſchön heiße. Manne ſtehet es übel, es iſt zu weich und oft zum Hohne. Kühn und mild und daß er dazu ſtete ſei, ſo iſt er viel gar gelobt. Ihr müſſet i'n die Leute ſehen, wollt ihr ſie erkennen; Niemand ſoll außen nach der Farbe loben (I, 134 a). Gewiſſen Freund, verſuchtes Schwert ſoll man zu Nöthen ſehen (I, 131 b) [2].

[1] [Laßbergs Liederſaal III, 574.]

[2] Die Pf. Hdſ. 357, Bl. 20 hat das Lied, welches mit dieſem Satze ſchließt, unter denen des Truchſeßen von St. Gallen. „Getreuer Freund,

Ihm grauſet, wenn ihn die Lächler anlachen, denen die Zunge honiget und das Herz Galle hat. Freundes Lächeln ſoll ſein ohne Miſſethat, lauter wie das Abendroth, das liebe Mähre kündet. Wes Mund mich trügen will, der habe ſein Lachen hin! Von dem nähme ich ein wahres Nein für zwei gelogene Ja (I, 131 a).

[50] Gott, der ein rechter Richter heißet in der Schrift, ſollte das geruhen, daß er die Getreuen von den Falſchen ſchiede; hienieden noch, denn jenſeits werden ſie wohl geſondert. Gerne ſehe ich an ihrer Etlichem ein Schandenmal, der ſich dem Manne windet aus der Hand, recht wie ein Aal. O weh! daß Gott nicht zorniglich an denen wundert! Wer mit mir fährt von Hauſe, der fahr' auch mit mir heim! Des Mannes Muth ſoll feſt ſein, als ein Stein, an Treue grad und eben, wie der Stab am Pfeile (W. Hdſ. S. 151).

So ſtreng der Dichter hier und anderwärts gegen Alles eifert, was er für ſchlecht erkannt hat, ſo ſcharf er auch zu ſpotten verſteht, ſo erſcheint dennoch ſein Innerſtes ungemein weich und milde. In ſittlicher Beziehung zeichnet ihn das Zartgefühl, ja die Ängſtlichkeit aus, womit er vorzubeugen ſucht, daß ſein Straflied nicht mit dem Schuldigen zugleich den Unſchuldigen verletze (z. B. I, 107 b, 6. 120 b, 3). Er iſt den Böſen verſöhnlich, wenn ſie ſich beſſern wollen (I, 115 b, 4). Er duldet manche Unfuge, obwohl er ſich rächen könnte (I, 121 b, 2). Denen, die im Winter ihm Freude benommen, wünſcht er doch, daß die Sommerzeit ihnen wohl bekommen möge. Er kann nicht fluchen, als das üble Wort: unſelig! das wär' aber allzuviel (I, 136 b, 3).

Seine gedrückte Lage, ſeine Abhängigkeit von der Gunſt oder Ungunſt Andrer, hat ihn eingeſchüchtert und er lebt ſein wahrſtes Leben nur in der Einſamkeit [51] und Heimlichkeit des Gemüths. Er hütet ſich, daß nicht die Leute ſein verdrieße, mit den Frohen iſt er froh,

verſuchtes Schwert, die zweene ſind in Nöthen gut!" ſagt auch Bruder Werner (LVIII). Die Rede iſt ſprichwörtlich, wie jenes Lied ſelbſt andeutet. Walther läßt zuweilen ein Sprichwort (ein alt geſprochen Wort, wie Ulrich von Winterſtetten ſich ausdrückt, Benecke's Ergänz. S. 220. Vgl. Fragm. de bell. Carol. M. contr. Sarac. Z. 1011) einfließen, als: „In der Mühle harpfen" (I, 122. Vgl. Freigedank, V. 1559 f.). „Guter Mann iſt guter Seiden werth (I, 115 a). „Sind je doch Gedanken frei" (I, 121 b). Vgl. Dietmar von Aſt: „Gedanken, die ſind ledig frei" (I, 40 a). [Fribergs Triſtan V. 2188 ff. 4847 ff.]

und lacht ungerne, wo man weinet (I, 117 a, 1). Er iſt unſchädlich froh, daß man ihm wohl zu leben gönne. Heimlich ſteht ſein Herze hoch (I, 114 a, 3). Er ſcheut ſich froh zu ſein, wenn es nicht Andre mit ihm ſind, damit er nicht ihr Fingerzeigen leide (I, 140 a, 1 v. u.). So verhehlt er auch ſein Leid und ſtellt ſich freudenreich (I, 140 b, 2 v. u.); damit hat er oft ſich ſelbſt betrogen und um der Welt willen manche Freude erlogen, dieß Lügen war aber löblich (I, 139 b, 2).

Seiner ſelbſt mächtig zu ſein, gilt ihm für eine vorzügliche Tugend:

Wer ſchlägt den Löwen? wer ſchlägt den Rieſen?
Wer überwindet jenen und dieſen?
Das thut Jener, der ſich ſelber zwinget[1]. (I, 127 a.)

[1] [1 Sam. 17, 34 bis 37. Sir. 47, 3 f.]

## [52] Vierter Abſchnitt.

Otto IV und Friedrich II. Walther empfängt ein Reichslehen. Der Truchſeß von Singenberg.

Nach dem Tode Philipps von Schwaben wurde Otto von Braunſchweig allgemein als König anerkannt. Um ſich der Anhänger des hohenſtaufiſchen Hauſes zu verſichern, beſchloß er, ſich mit Philipps verwaiſter Tochter Beatrix zu verloben. Auf der Fürſtenverſammlung zu Würzburg, 1209, empfieng Beatrix, von den Herzogen Leopold von Öſterreich und Ludwig von Baiern eingeführt, des Königs Kuſs und Ring. Das Hindernis der Verwandtſchaft hatte der Pabſt, auf den hohenſtaufiſchen Friedrich in Sicilien argwöhniſch, gerne gehoben. Doch blieb die Vermählung ausgeſetzt. Otto trat den Römerzug an und wurde im Weinmond 1209 von Innocenz III als Kaiſer gekrönt. Die Anſprüche der päbſtlichen und der kaiſerlichen Gewalt, der Platte und der Krone [1], waren ſich aber zu [53] ſehr entgegengeſetzt, als daß jemals ein gutes Vernehmen in die Dauer beſtanden hätte. Die von Otto vorgenommene Herſtellung der Reichsrechte in Italien war der Anlaß, daß ſein bisheriges Einverſtändnis mit Innocenz ſich in heftige Zwiſtigkeiten auflöſte. Weil Otto befürchten muſte, daß der Pabſt ihm in dem jungen Friedrich von Sicilien einen Gegenkönig aufſtellen würde, brach er mit Heeresmacht in Apulien ein. Dagegen warf Innocenz auf ihn den Bannſtral und erweckte in Deutſchland durch den Erzbiſchof von Mainz eine Partei für den ſiciliſchen Friedrich. Der König von Böhmen, die Herzoge von Öſterreich und von Baiern, der Landgraf von Thüringen und viele Andre erklärten den für den rechten König, dem man einſt Treue geſchworen, als er noch in der Wiege lag. Es wurden Boten abgeſchickt, um Friedrichen nach Deutſchland einzuladen.

[1] So bezeichnet Reinmar der alte (Man. I, 80 b) die geiſtliche und die weltliche Macht.

Otto, der in Apulien große Fortſchritte gemacht hatte, ſah ſich jetzt genöthigt, nach Deutſchland zurückzukehren. Er beſchleunigte ſeine Vermählung mit Beatrix, aber dieſe ſtarb am vierten Tage nach der Hochzeit, und nun verließen auch die ſchwäbiſchen und bairiſchen Vaſallen ſein Heer.

Während er in Thüringen den Landgrafen, ſeinen vormaligen Anhänger, bekriegte, im Sommer 1212, kam Friedrich, jetzt fünfzehn Jahre alt, vom Segen des Pabſtes begleitet, nach Überſtehung großer Gefahren und Mühſeligkeiten, über das unwegſamſte [54] Alpgebirge zu Chur in Rhätien an. Der dortige Biſchof und der Abt von Sankt Gallen geleiteten ihn nach Konſtanz. Zu gleicher Zeit erſchien am andern Ufer des Sees, zu Überlingen, Otto mit ſeinem Heer. Aber von Vielen verlaſſen, konnte dieſer ſich nicht mit ſeinem Gegner meſſen. Friedrich begab ſich nach Baſel, unter dem Beiſtand des Grafen von Kiburg und Andrer, denen er freigebig Lehen ertheilte. Von da zog er mit ſtets wachſendem Anhang den Rhein hinab. Otto muſte nach Sachſen entweichen und Friedrich empfieng auf dem Hoftage zu Mainz die Huldigung der Fürſten. Zu Frankfurt traf der Landgraf Hermann von Thüringen zu ihm. Friedrich ritt dieſem Fürſten mit großem Gefolg entgegen, umarmte ihn, nannte ihn ſeinen Vater und führte ihn auf das ehrenvollſte in die Stadt.

Auf welchem Wege Walther von der Vogelweide dem neuen Könige nahe gekommen ſein mag, wir treffen ihn jetzt, wie er in zwei Liedern zwiſchen Friedrich und Otto Vergleichung anſtellt.

In dem einen verſichert er ſpottweiſe, Herr Otte werde ihn noch reich machen. Ein Vater hat weiland ſeinem Sohne die Lehre gegeben, dem böſeſten Manne zu dienen, damit der beſte ihm lohne. Walther iſt der Sohn, Otto iſt der böſeſte Mann, denn ſo recht böſen Herrn hat der Dichter nie gehabt, König Friedrich aber iſt der beſte, der nun lohnen wird (I, 130 a). [55] Es erhellt aus dieſem Liede, daß Walther zuvor auch Ottos Dienſte nachgezogen.

Otto IV, ſtolz und kriegeriſch, dabei allzu ſehr von Geld entblößt, war freilich nicht der Mann nach dem Sinne der begehrlichen Sänger [1].

[1] Auf ihn und ſeine Sparſamkeit zielt vielleicht auch das weitere Spottgedicht Walthers: „Der König, mein Herre“ u. ſ. w. (I, 130 a.)

Auch finden wir ihn nirgends unter den Beförderern des Geſanges aufgeführt. Friedrich II, deſſen Vortheil es mit ſich brachte, gefällig und freigebig aufzutreten, muſte unſrem Dichter um ſo mehr zuſagen, als ſich dieſer vorher ſchon als einen Freund des hohenſtaufiſchen Hauſes gezeigt hatte.

Noch anſchaulicher, als in dem vorerwähnten Liede, mißt Walther in dem nachſtehenden die beiden Könige mit dem Maßſtab der Milde gegen einander ab und zeigt, wie der junge Friedrich ſeinem Gegner über das Haupt gewachſen ſei. Zum Verſtändnis dieſes Gedichts muß bemerkt werden, daß Otto durch hohen Wuchs ausgezeichnet war. Der Abt von Urſperg führt ſogar Ottos Stärke und hohe Geſtalt als einen Grund an, der die Fürſten bewogen habe, ihn zum Throne zu berufen [1].

[56] Ich wollte Herrn Otten Milde nach der Länge meſſen,
Da hatt' ich mich an der Maße ein Theil vergeſſen,
Wär' er ſo mild, als lange, er hätte der Tugend viel beſeſſen.
Viel ſchiere maß ich ab den Leib nach ſeiner Ehre,
Da ward er viel gar zu kurz, wie ein verſchroten Werk,
Mildes Muthes minder viel, denn ein Gezwerg,
Und iſt doch von den Jahren, daß er nicht wachſet mehre.
Da ich dem Könige brachte das Maß, wie er aufſchoß!
Sein junger Leib ward beides, ſtark und groß.
Nun ſeht, was er noch wachſe erſt jetzo über ihn wohl rieſengroß!
(I, 130 a.)

ſchiere] bald, ſchleunig. — verſchroten] verhauen. — Werk] irgend eine Kunſtarbeit, eine Waffe u. ſ. w. [Der Ausdruck „verſchroten werc" wird erläutert durch eine Stelle im Gedichte des Konrad von Fußesbronnen: Die [Holzſtücke] da geſchroten waren Die ſoltent lenger ſin gelan u. ſ. w. Die ganze Erzählung paſst hieher. H. v. d. Hagen Minneſinger 3, 108, 12.]

Dießmal aber iſt es dem Dichter nicht um bloße Hofgunſt, nicht um ein Geſchenk an Geld oder Kleidern zu thun. Er iſt des irren Lebens müde, ein Heimweſen ſoll ihm die Huld des Königs begründen. Lange genug iſt er Gaſt geweſen, er ſehnt ſich darnach, Wirth zu heißen. Ein Reichslehen, wie wir bald ſehen werden, iſt es, worauf er abzielt:

[1] „pro eo, quod superbus et stultus, sed fortis videbatur viribus, et statura procerus." Chron. Ursp. Der Verfaſſer dieſer Chronik iſt ein eifriger Anhänger der hohenſtaufiſchen Partei.

„Seid willekommen, Herre Wirth!“ dem Gruße muß ich ſchweigen.
„Seid willekommen, Herre Gaſt!“ da muß ich ſprechen oder neigen.
„Wirth“ und „heim“ ſind zween unſchämeliche Namen.
„Gaſt“ und „Herberge“ muß man ſich viel ofte ſchamen.
Noch müſſe ich erleben, daß ich den Gaſt auch grüße,
So daß er mir, dem Wirthe, danken müſſe!
[57] „Seid heutnacht hie, ſeid morgen dort!“ was Gaukelfuhre iſt das!
„Ich bin heim oder ich will heim,“ das tröſtet baß.
„Gaſt“ und „Schach“ kommt ſelten ohne Haß:
Herre! büßet mir des Gaſtes, daß euch Gott des Schaches büße!
(I, 131 b.)

Wirth] Hausherr, Bewirther. — da muß ich ſprechen u. ſ. w.] auf ſolchen Gruß muß ich antworten oder mich dankend verneigen. — unſchämeliche] deren man ſich nicht zu ſchämen hat. — ſchamen] ſchämen. — Gaukelfuhre] Gaukelweſen, Gaukelei. — Schach] das Schachbieten. Das Gegenüberſtehn der beiden Könige, Friedrich und Otto, wird dem Schachſpiele (worauf Walther auch ſonſt anſpielt, I, 137 a. 138 b) verglichen. Der Dichter wünſcht dem Erſtern, daß ihn der Letztere nicht in Schach ſetze. [Vgl. Heinrichs von Friberg Triſtan V. 4158.] — kommt ſelten ohne Haß] wird ſelten gerne gehört. — büßet mir] erlöſet mich.

Noch dringender ſpricht der Dichter ſein Anliegen mit Folgendem aus:

Von Rome Vogt, von Pulle König! laßt euch erbarmen,
Daß man bei reicher Kunſt mich läſſet alſo armen [1]!
Gerne wollte ich, möchte es ſein, bei eigenem Feuer erwarmen [2].
Ahi! wie ich dann ſänge von den Vögeleinen,
Von der Heide und von den Blumen, wie ich weiland ſang!
Welch ſchönes Weib mir gäbe dann ihr Habedank,
Der ließe ich Lilien und Roſen aus den Wänglein ſcheinen.
[58] Nun reite ich früh und komme nicht heim; Gaſt, weh dir, weh!
So mag der Wirth wohl ſingen von dem grünen Klee.
Die Noth bedenket, milder König, daß éure Noth zergeh!“ (I, 131 a.)

Von Rome Vogt] häufig vorkommende Benennung der römiſchen Kaiſer oder Könige. — Pulle] Apulien, das jetzige Königreich Neapel. — Heide] Aue.

[1] „Soll ich ſo bei reicher Kunſt verarmen und verderben!“ Der Mysnere (DXCIV).

[2] [Nithart (Benecke S. 397, 4): Wê, wiez mir erbarmet, daz ir vnoz bî vremdem viur erwarmet!]

Die Lieder rühren des Königes Herz. Der Wunſch iſt erfüllt. Hören wir des Dichters Freude!

Ich hab' mein Lehen, all die Welt! ich hab' mein Lehen!
Nun fürchte ich nicht den Hornung an die Zehen
Und will alle böſe Herren deſto minder flehen.
Der edle König, der milde König, hat mich berathen,
Daß ich den Sommer möge Luft, den Winter Hitze han.
Nun dünke ich meinen Nachbarn vieles baß gethan,
Sie ſehen mich nicht mehr an in Unholds Weiſe, wie ſie weiland thaten.
Ich bin zu lange arm geweſen ohne meinen Dank,
Ich war ſo voller Scheltens, daß mein Athem ſtank,
Den hat der König gemachet rein und dazu meinen Sang.
(I, 130 b.)

den Hornung] die Winterkälte, das Erfrieren der Zehen. — baß gethan] Comparativ von wohl-gethan, wohlgemacht, ſchön. — ohne meinen Dank] wider meinen Willen. — Ich war ſo u. ſ. w.] Der Dichter drückt aus, wie anhaltendes Ungemach ihn menſchenfeindlich gemacht und ſein Lied verbittert. Die frohere Stimmung wird jetzt auch ſeinen Geſang freundlicher machen.

Noch ein andres Lied, deſſen wir früher ſchon zu erwähnen hatten, feiert den glücklichen Wechſel des [59] Schickſals. Wir ſehen hier den Sänger mit der Geige, eine Tanzweiſe aufſpielend:

Da Friedrich aus Öſterreiche alſo ward,
Daß er an der Seele genas und ihm der Leib erſtarb,
Da führt' er meiner Kraniche Tritt in die Erde.
Da gieng ich ſchleichend wie ein Pfau, wohin ich gieng.
Das Haupt mir nieder bis auf meine Kniee hieng:
Nun richt ich es auf nach vollem Werthe.
Ich bin wohl zu Feuer kommen,
Mich hat das Reich und auch die Kron an ſich genommen.
Wohlauf! wer tanzen wolle nach der Geigen!
Mir iſt meiner Schwere Buß,
Erſt will ich eben ſetzen meinen Fuß
Und wieder in ein Hochgemüthe ſteigen. (W. Hdſ. S. 170.)

Da führt' er] da macht' er, daß ich meine Kraniche, Schnabelſchuhe, nachdenklich in die Erde drückte. — nach vollem Werthe] mit vollem Rechte. — meiner Schwere Buß] meiner Noth Erleichterung. — eben ſetzen] das Gegentheil des vorigen in die Erde führen.

Dieſe Liederreihe dürfen wir nicht verlaſſen, ohne ein Gedicht des ſankt-galliſchen Truchſeſſen von Singenberg [1] anzuführen, das einem der vorſtehen[60]den nachgebildet iſt und ſich auf dasſelbe bezieht. Wie dort Walther den Vogt von Rom und König von Apulien anruft, ſo hier der Truchſeß den Vogt der Welt und König des Himmels. Der Truchſeß ſtellt dem miſslichen Looſe Walthers ſein eigenes behagliches und unabhängiges Leben gegenüber und bittet Gott, ihm dieſes zu erhalten:

Der Welte Vogt, des Himmels König! ich lob euch gerne,
Daß ihr mich habt erlaſſen, daß ich nicht lerne,
Wie Dieſer und Der an fremder Statt zu meinem Geſange ſcherne.
Mein Meiſter klaget ſo ſehre von der Vogelweide,
Ihn zwinge [2] dieß, ihn zwinge das, das mich noch nie bezwang;
Das machet, daß ich mich ſo kaume von dem Meinen ſcheide,
Mir geben denn hohe Herren und ein ſchönes Weib ihr Habedank.
So reite ich ſpät und komme doch heim; mir iſt nicht zu weh,
[61] Da ſinge ich von der Heide und von dem grünen Klee.
Das ſtetet ihr mir, milder Gott, daß es mir nicht zergeh!

(W. Hdſ. S. 149.) [3]

an fremder Statt] an fremdem Orte. — ſcherne] blicke, drein ſchaue, urtheile. — zwinge] quäle. — ſo kaume u. ſ. w.] nicht leicht mein Heimweſen verlaſſe. — ſtetet] erhaltet, feſtigt.

[1] Ein Truchſeß Ulrich von Singenberg erſcheint in ſankt-galliſchen Urkunden von 1219 und 1228 v. Arx I, 458. 459. Ulrich hieß auch, nach Tſchudy, der Letzte des Geſchlechts, der um 1267 ſtarb. „Obitus Rudolfi Dapiferi militis de Eggon inter Blidegge et Singinberc“ kömmt in dem 1272 geſchriebenen Necrolog. Tuifburg. (Goldast, Script. Rer. Alam. B. I, S. 100) vor. In dem ſcherzhaften Geſpräche zwiſchen Vater und Sohn, welches ſich unter den Liedern des Truchſeſſen von St. Gallen (Pf. Hdſ. Nr. 357, Bl. 18 b) findet, wird der Sohn „Rüdelin“ angeredet.

[2] [Vgl. Bertholds Predigten S. 10: ir enwiſſent nit, waz die lüte twinget.]

[3] In der maneſſiſchen Sammlung I, 154 a iſt die Reimſtellung des Lieds auf die Form des Gedichts von Walther zurückgeführt, welchem jenes nachgebildet iſt.

## [62] Fünfter Abſchnitt.

### Walthers Minneſang.

Walther hat den König verſichert, wenn er ſeines Wunſches gewährt, wenn ihm eine Heimath geſchaffen würde, dann wollte er ſingen von Vögelein, von der Heide, von Blumen und von ſchönen Frauen. Er bezeichnet damit die Beſtandtheile des Minneſangs und giebt uns Anlaß, nunmehr ſeine eigentlichen Minnelieder zu betrachten.

Wir finden denn auch bei ihm jene bekannten Gattungen und Formen des Minnelieds: ſpielende Wonne und ſehnendes Leid in Sommer und Winter, dienſtliches Werben, Geſpräch zwiſchen Ritter und Frau, Meldung des Boten, Trennung der Liebenden, wenn der Tag durch die Wolken ſcheint, Hülfruf an Frau Minne, Klage über die Merker, ein verhaßtes Geſchlecht, das die Freuden der Liebe belauert und ſtört.

[63] Gerne jedoch würden wir ſelbſt den Merker ſpielen, wenn wir hoffen könnten, auch hier etwas Geſchichtliches aus dem Leben des Dichters zu erſpähen. Aber er iſt behutſam, er führt uns irre und verſpottet uns.

Mancher fragt ihn, wer die Liebe ſei, der er diene und bis daher gedient. Wenn ihn dieſes verdrießt, ſo ſpricht er: „ihrer ſind drei, denen ich diene, und nach der vierten habe ich Wunſch.“ Doch weiß es ſie alleine wohl, der er vor ihnen allen dienen ſoll (I, 110 b).

Ein andermal fertigt er die Neugierigen ſo ab:

Sie fragen und fragen aber allzuviel
Von meiner Frauen, wer ſie ſei.
Das mühet mich ſo, daß ich ſie ihnen nennen will,
So laſſen ſie mich doch darnach frei.
Genade und Ungenade, dieſe zweene Namen

Hat meine Fraue beide, die ſind ungeleich:
Der eine iſt arm, der andre reich.
Der mich des reichen irre, der müſſe ſich des armen ſchamen!
(I, 122 a.)

Genade] Gnade, Liebesgunſt, Erhörung. — ungeleich] ungleich. — irre] hinderlich ſei. — ſchamen] zu ſchämen haben.

Dennoch ſcheinen die Merker auf eine Spur gekommen zu ſein. Man wirft ihm vor, daß er ſeinen Sang ſo nieder wende. Er muß ſich und die Geliebte vertheidigen. Die, ſagt er, traf die Minne nie, die nach dem Gute und nach der Schöne minnen. Doch du biſt ſchön und haſt genug. Was ſie reden, ich [64] bin dir hold und nähme dein gläſen Fingerlein [1] (Fingerring) lieber, als einer Königin Gold (I, 117 a).

Auch ein Name [2] wird genannt:

Meines Herzens tiefe Wunde,
Die muß immer offen ſtehn,
Sie werde denn heil von Hiltegunde [3]. (I, 136 b.)

Von ſich ſelbſten geſteht Walther, daß er nicht aller Männer ſchönſter ſei; ſein Haupt ſei nicht allzu wohlgethan. Es nimmt ihn Wunder, was ein Weib an ihm erſehen. Sie hat doch Augen; hat ihr Jemand von ihm gelogen, ſo beſchaue ſie ihn baß! Wo ſie wohnt, da wohnen wohl tauſend Männer, die viel ſchöner ſind. Nur daß er auf Fuge (Sitte, auch Kunſt) ſich ein weniges verſteht. Will ſie aber Fuge für die Schönheit nehmen, ſo iſt ſie viel wohlgemuth (I, 139 a).

Im Allgemeinen hat er von der Minne allerdings einen hohen Begriff. Der verlieret ſeine Tage, dem nie von rechter Liebe ward weder wohl noch weh. Minne iſt ein Hort aller Tugenden, ohne Minne wird nimmer ein Herz recht froh. Ja, ohne Minne kann Niemand Gottes Huld erwerben (I, 104 a. 127 a).

[65] Er ermahnt die Jugend, nach Herzeliebe zu werben (1, 108 a). Wer Würde und Freude erwerben will, der diene um gutes Weibes

[1] Ein gläſen Fingerlein bezeichnet auch im Triſtan (Grootes Ausgabe V. 16883) eine Sache von ſehr geringem Werth. [Maßmanns Denkmäler I, 112, 220: ain gleſein vingerlein.]

[2] [I, 121 b, 4: Der Name Guote?]

[3] [Waltharius (ed. Grimm) 1408: veniens quæ saucia quæque ligavit.] [Vgl. oben S. 17. Pfeiffers Walther, 2te Ausgabe, S. 69. K.]

Gruß (I, 109 b)! Wer gutes Weibes Minne hat, der ſchämt ſich aller Miſſethat. Was hat die Welt zu geben Lieberes, denn ein Weib? (I, 108 b.) Den Fürſten hält er als Lohn ihrer Tugenden vor, von den reinen, ſüßen Frauen gelobt zu werden (I, 133 a). Er verwahrt ſich gegen die Anſchuldigung, als hätte er in ſeinem Sange guter Frauen übel gedacht, und er ruft männiglich zu Zeugen auf, ob deutſchen Weiben Jemand je beſſer geſprochen. Daß er die Guten von den Böſen ſcheide, das nur erzeuge den Haß (I, 120 b). Sein begeiſtertes Lob deutſcher Frauen, worauf er ſich hier beziehen mag, iſt zuvor ausgehoben worden. Man ſoll alle Weiber ehren, aber doch die beſten baß, behauptet er anderswo (I, 110 b). Die Regeln der Weisheit und Ehre, die er in einem ſeiner Lieder giebt, ſchließt er mit den Worten: „Willt du das Alles übergülden, ſo ſprich wohl den Weiben!“ (I, 133 b.) Von der Frau ſeines Herzens ſagt er, ſie entfremde ihm alle andre, nur daß er um ihretwillen alle ehren müſſe (I, 124 a). Der Gedanke an gute Frauen iſt ihm ein Troſt in böſer Zeit:

Wer verhohlne Sorge trage,
Der gedenke an gute Weib, er wird erloſt,
Und gedenke an lichte Tage!
Di'e Gedanken waren ſtets mein beſter Troſt.
[66] Gegen den finſtern Tagen hab' ich Noth,
Nur daß ich mich richte nach der Heide,
Die ſich ſchämt vor Leide,
So ſie den Wald ſieht grünen, ſo wird ſie immer roth.
(I, 114 b.)

erloſt] erlöſt. — gegen] vor. — hab' ich Noth] banget mir.

Gleichwohl iſt es nicht die tiefere und anhaltende Leidenſchaft, die zärtliche Innigkeit, das Verſinken in einem Gefühle, was Walthers Minnelieder auszeichnet, zumal wenn ſie in dieſer Beziehung mit den Liedern andrer vorzüglichen Minneſänger, z. B. Reinmars des Alten oder Heinrichs von Morunge, verglichen werden. Es iſt ſogar nicht zu läugnen, daß mehrere an einer gewiſſen Trockenheit leiden. Das Selbſtbewuſtſein, die Überlegung iſt in manchen ſehr vorherrſchend. Einige Male gibt er der Geliebten zu verſtehen, wenn ſie ihm nicht hold ſein wolle, ſo werde er ſich anderwärts zu helfen wiſſen. Sie möge aber bedenken, daß nicht leicht Jemand beſſer, denn er, ſie loben könne

(I, 123 b). Doch drückt er dieſes noch zärtlich genug aus, wenn er ſagt: Ihr Leben hat meines Lebens Ehre; tödtet ſie mich, ſo iſt ſie todt (I, 124 b). Er vermißt ſich ſogar, um die ſchönen Tage zu klagen, die er an ihr verſäumt habe. Noth und Ungemach um der Liebe willen zu leiden, würde ihn nicht ſo ſehr bekümmern, als verlorene Zeit (I, 118 a). Ja er ſagt einmal, Minne habe von ihm in der Woche je nur den ſiebenten Tag (I, 120 a.)

[67] Hiebei darf nun aber nicht überſehen werden, daß er den Minneſang bis in ein ſehr vorgerücktes Alter fortgeſetzt. Auch in der Minne vermiſst er eine verſchwundene beſſere Zeit; hiebevor, da man ſo recht minnigliche warb, da waren meine Sprüche auch freudenreich; ſeit daß die minnigliche Minne alſo verdarb, ſeit ſang auch ich ein Theil unminniglich (I, 116 b). Er klagt, daß Falſchheit überhandgenommen. Seit man falſcher Minne mit ſo ſüßen Worten gehrt, kann ein Weib nicht wiſſen, wer ſie meine. Der die Weiber allererſt betrog, der hat an Männern und Weibern miſſefahren (I, 104 a). Aber auch die Frauen erkennt der Dichter ſchuldig; daß die Männer ſo übel thun, das iſt gar der Weiber Schuld. Hievor ſtand der Frauen Muth auf Ehre; jetzt ſieht man wohl, daß man ihre Minne mit Unfuge erwerben ſoll (I, 107 b). Das thut uns Männern den meiſten Schaden, daß wir den Weibern gleich lieb ſind, wir ſeien übel oder gut. Unterſchieden ſie uns, wie vormals, und ließen auch ſich unterſcheiden, das frommte uns vieles mehr, Männern und Weibern beiden (I, 116 b).

Walther bedauert ein ſchönes Weib, daß ihr die Schönheit nichts nütze, ſeit man nicht mehr gewohnt ſei, innern Werth bei Schönheit zu finden:

Ich will Einer helfen klagen,
Der doch Freude ziemte wohl,
Daß in alſo falſchen Tagen
Schönheit Tugend verlieren ſoll.
[68] Hiebevor wär' ein Land erfreuet über ein ſo ſchönes Weib:
Was ſoll Der nun ſchöner Leib? (I, 140 a.)

Aber nicht bloß in dieſem Rückblick auf verlebte Zeiten zeigt ſich uns der Dichter als einen bejahrten Mann. Er giebt es noch näher. Minne, ſagt er, hat einen Brauch, damit ſie Manchen beſchwert, den ſie nicht beſchweren ſollte. Ihr ſind vier und zwanzig Jahr viel lieber,

denn ihr vierzig sind; sie stellet sich viel übel, sieht sie irgend graues Haar [1]. Minne war so ganz die Meine, daß ich wohl wuste all ihr Geheimnis. Nun ist mir so geschehen: kommt ein Junger jetzo her, so werde ich mit zwerchen Augen schielend angesehen. Armes Weib! wes mühet sie sich? Weiß Gott! ob sie auch Thoren trüget, sie ist doch älter viel, denn ich (I, 120 a).

Noch mehr! Walther versichert, wohl vierzig Jahre und drüber habe er von Minne gesungen (I, 122 b). Darum auch kein Wunder, wenn manche seiner Lieder nicht mehr die Frische jugendlichen Lebens athmen! Er sagt sich am Ende feierlich von der Minne los; sein Minnesang möge nun Andern dienen und ihre Huld werde dafür sein Theil. Er segnet sich, daß [69] er auf der Welt so Manche froh [2] gemacht, Mann und Weib. Aber von der vergänglichen Minne, die nichts weiter ist, als vom Fische der Grat [3], wendet er sich jetzt zu der steten, ewigen [4] (I, 123 a).

Wir müssen jedoch zurückkehren, um nun auch die Lichtseite seines Minnesanges darzulegen. Wenn dieser Dichter nicht in derjenigen Gattung von Minneliedern voransteht, deren Seele die innigste Empfindung ist, so ergreift er dagegen auch hier durch die sinnliche Kraft seiner Darstellung, durch die Anschaulichkeit und den Farbenglanz seiner Lebensbilder; Vorzüge, die er uns schon anderwärts bewährt hat. Es sind in dieser Beziehung einige etwas muthwillige Lieder nicht minder auszuheben, als andre von würdiger und hoher Art.

Zuerst eine Tanzweise, ein Reigen:

„Nehmet, Fraue, diesen Kranz!"
Also sprach ich zu einer wohlgethanen Magd.
„So zieret ihr den Tanz
Mit den schönen Blumen, so ihr's auf euch tragt.
Hätt' ich viel edel Gesteine,
Das müst' auf euer Haupt,

[1] „Die Weiber hassen graues Haar", führt schon Heinrich von Veldecke (Man. I, 20 a) als ein altes Sprichwort an.

[2] [Vgl. Man. I, 170 b, 5.]

[3] [Gotfrids von Straßburg Werke II, 106, Str. 22: Du bist ein visch unz uf den grat.]

[4] [Ulrichs von Turheim Tristan Z. 250.]

Ob ihr mir es glaubt.
Seht meine Treue, daß ich es meine!"

„Fraue, ihr seid so wohlgethan,
Daß ich euch mein Schapel gerne geben will,
Das allerbeste, das ich kann.
Weißer und rother Blumen weiß ich viel;
[70] Die stehn so ferne in jener Heide,
Da sie schön entsprangen
Und die kleinen Vögel sangen,
Da solln wir sie brechen Beide."

Sie nahm, das ich ihr bot,
Einem Kinde viel geleich, dem Ehr' geschieht.
Ihre Wangen wurden roth,
Wie die Rose, da man sie bei Lilien sieht;
Des mnsten die lichten Augen sich schämen.
Da neigte sie mir viel schöne,
Das ward mir zu Lohne;
Wird mir noch mehr, das will ich schweigend nehmen.
(I, 125 a.)

seht meine Treue] man denke sich hiebei die Bewegung des Schwörens oder des Handschlags! — meine] ernstlich meine. — Schapel] Kranz, Kopfschmuck. — geleich] gleich.

Wie es mit dem Blumenbrechen [1] gemeint sei, verräth ein weiteres Lied, an dem der hörbare Wohllaut der Singweise zu bewundern ist:

[1] Anderswo singt Walther:
Müsste ich noch erleben, daß ich die Rosen
Mit der Minniglichen sollte lesen,
So wollt' ich mich so mit ihr erkosen,
Daß wir immer Freunde müsten wesen. (I, 137 b.)
Ein andrer Dichter wendet sich so an ihn:
Hör' an, Walther, wie es mir staht,
Mein traut Geselle von der Vogelweide!
Hülfe suche ich und Rath,
Die Wohlgethane thut mir viel zu Leide.
Könnten wir ersingen beide,
Daß ich mit ihr müste brechen Blumen an der lichten Heide!
(I, 140 a.)

Unter der Linden, an der Heide,
Da unſer Zweier Bette was,
Da möget ihr noch finden, ſchöne beide,
Gebrochen Blumen unde Gras,
[71] Vor dem Walde, in einem Thal,
Tandaradai!
Schöne ſang die Nachtigall.

Ich kam gegangen zu der Aue,
Da war mein Friedel kommen eh'.
Da ward ich empfangen, hehre Fraue,
Daß ich bin ſelig immermeh.
Er küſste mich wohl tauſendſtund,
Tandaradai!
Seht, wie roth mir iſt der Mund!

Da hatt' er gemachet, alſo reiche,
Von Blumen eine Betteſtatt.
Des wird noch gelachet, inniglîche,
Kommt Jemand an denſelben Pfad;
Bei den Roſen er wohl mag
Tandaradai
Merken, wo das Haupt mir lag.

[72] Daß wir da lagen, wüſt' es Jemand,
Das hüte Gott! ſo ſchämt' ich mich.
Wes wir da pflagen, nimmer Niemand
Befinde das, denn er und ich
Und ein kleines Vögelein!
Tandaradai!
Das mag wohl getreue ſein. (I, 113 b.)

was] war. — ſchöne beide] Beiwort des nachfolgenden: Blumen und Gras. — Friedel] Liebſter. — hehre Fraue] wohl nicht Anrede an eine Vertraute, ſondern Ausruf zu Marien. — immermeh] immermehr, immerfort. — tauſendſtund] tauſendmal. — getreue] verſchwiegen.

Vgl. Reinmar I, 81 b. Nithart II, 81 a. Hadloub II, 194 b. 195 b. Schön ſagt König Wenzel von Beheim, I, 2 b:

Ich brach der Roſen nicht und hatt' ihr doch Gewalt.

Wir laſſen noch einige der kleineren Liebeslieder folgen:

Mich däuchte, daß mir immer
Lieber würde, denne mir zu Muthe was.
Die Blumen fielen immer
Von dem Baume bei uns nieder in das Gras.
Seht! da muſte ich vor Freuden lachen.
Da ich ſo innigliche
War im Traume reiche,
Da taget' es und muſt' ich wachen. (I, 137 a.)

Daß ich dich ſo ſelten grüße,
Das iſt ohn' alle arge Miſſethat.
Ich will wohl, daß zürnen müſſe
Lieb mit Liebe, wo es von Freundes Herzen gaht.
Trauren und werden froh,
Sanfte zürnen, ſehre ſühnen [1]:
Das iſt der Minne Recht, die Herzeliebe will alſo. (I, 123 b.)

[73] In einem zweifelichen Wahn
War ich geſeſſen und gedachte,
Ich wollte von ihrem Dienſte gahn,
Nur daß ein Troſt mich widerbrachte.
Troſt mag es doch nicht heißen, es
Iſt viel kaum ein Tröſtelein [2],
So kleine, wenn ich euch das ſage, ihr ſpottet mein;
Doch freuet ſich ſelten Jemand, der nicht wiſſe, wes.

Mich hat ein Halm gemachet froh;
Er ſagt, ich ſolle Gnade finden.
Ich maß dasſelbe kleine Stroh,
Wie ich zuvor geſehn bei Kinden.
Höret und merket, ob ſie's denne thu'!
Sie thut nicht, ſie thut; ſie thut nicht, ſie thut; ſie thut nicht, ſie thut [3].
Wie oft ich alſo maß, war ſtets das Ende gut.
Da gehört auch Glaube zu. (I, 142.)

[1] [Vgl. Man. I, 168 b, 4. Triſtan 13047 ff.]

[2] [Beneckes Beiträge S. 246, 4: fröidelin. Wiener Jahrbücher der Litteratur B. 64. 1833. Anzeigeblatt S. 23. In einer teſtamentariſchen Urkunde Friedrichs des Streitbaren: simul cum Trostelino.]

[3] [Vgl. Alt Meiſter-Geſangbuch S. 43. DLXXXVI.]

Einen höheren Schwung nimmt das nachfolgende Mailied:

So die Blumen aus dem Grase dringen,
Gleich als lachten sie gegen der spielnden Sonnen,
In einem Maien, an dem Morgen früh,
Und die kleinen Vögelein wohl singen
In der besten Weise, die sie können,
Was Wonne kann sich da vergleichen zu?
Es ist wohl halb ein Himmelreiche;
Nun sprechet Alle, was sich dem vergleiche!
So sage ich, was mir ofte baß
In meinen Augen hat gethan und thäte auch noch, ersähe ich das:

[74] Wo eine edele Fraue, schöne, reine,
Wohl bekleidt und dazu wohl gebunden,
Um Kurzeweile zu viel Leuten geht,
Höfelichen, hochgemuth, nicht eine,
Um sich sehend ein wenig unterstunden,
Gleich wie die Sonne gegen den Sternen steht.
Der Maie bringe uns all sein Wunder!
Was ist denn da so Wonnigliches unter,
Als ihr viel minniglicher Leib?
Wir lassen alle Blumen stehn und gaffen an das werthe Weib.

Nun wohlauf! wollt ihr die Wahrheit schauen,
Gehn wir zu des Maien Hochgezeite!
Der ist mit aller seiner Wonne kommen.
Seht an ihn und seht an schöne Frauen!
Welches hie das Andre überstreite?
Das bessre Spiel, ob ich das habe genommen?
Wer mich hie Eines wählen hieße,
Daß ich das Eine um das Andre ließe,
Ahi! wie schnell ich danne köre!
Herr Mai, ihr müstet Märze sein, eh' ich meine Fraue da verlöre.
(I, 116 a.)

wohl gebunden] mit schönem Gebände, Kopfband. — zu viel Leuten] unter die Leute, zu einer festlichen Versammlung. — nicht eine] nicht allein, mit Begleitung. — unterstunden] zuweilen. — Hochgezeite] Fest. — köre] wählte.

Die Reihe der Minnelieder schließen wir mit zwei Gesätzen, welche, ganz ihrem Inhalt gemäß, in einer von jenen volltönenden

Weiſen gedichtet ſind, womit ſonſt der Dichter die Könige zu begrüßen pflegt:

[75] Durchſüßet und geblümet ſind die reinen Frauen,
Es ward nie nichts ſo wonnigliches anzuſchauen
In Lüften, auf Erden, noch in allen grünen Auen.
Lilien, Roſenblumen, wo die leuchten
Im Maienthaue durch das Gras, und kleiner Vögelein Sang,
Das iſt gegen ſolcher wonnereicher Freude krank.
Wo man ein' ſchöne Fraue ſieht, das kann trüben Muth erfeuchten
Und löſchet alles Trauren an derſelben Stund'.
So lieblich lachet in Liebe ihr ſüßer rother Mund,
Und Strale aus ſpielnden Augen ſchießen in Mannes Herzensgrund.
(I, 130 a.)

krank] ſchwach. — erfeuchten] erfriſchen. — Strale] Pfeile.

Viel ſüße Fraue, hochgelobt mit reiner Güte,
Dein keuſcher Leib giebt ſchwellend Hochgemüthe.
Dein Mund iſt röther, denn die lichte Roſe in Thaues Blüthe.
Gott hat gehöhet und gehehret reine Frauen,
Daß man ihnn wohl ſoll ſprechen und dienen zu aller Zeit.
Der Welte Hort mit wonniglichen Freuden leit
An ihnen. Ihr Lob iſt lauter und klar. Man ſoll ſie ſchauen;
Für Trauren und für Ungemüthe iſt nichts ſo gut,
Als anzuſehn ein' ſchöne Fraue, wohlgemuth,
Wenn ſie aus Herzensgrund ihrem Freunde ein lieblich Lachen thut.
(I, 130 b.)

wohl ſprechen] Gutes von ihnen ſprechen. — leit] liegt. — Ungemüthe] Unmuth.

[76] Ein Überblick über dieſe Minnelieder giebt uns den Eindruck, daß in denſelben der Dichter nicht von ſeinem Gegenſtande beherrſcht ſei, ſondern dieſen mit Freiheit außer ſich ſtelle. Zumal in den ausgehobenen Gedichten höheren Stils betrachtet er die Schönheit und den Werth der Frauen, faſt ohne eigenen Anſpruch, als eine glänzende Erſcheinung, die er in das Ganze ſeiner Weltanſchauung aufnimmt.

## [77] Sechster Abſchnitt.

Der Hof zu Wien. Leopold VII. Der Kärnthner. Der Patriarch. Ulrich von Lichtenſtein.

In welcher Gegend [1] das Lehen gelegen, das Friedrich II dem Dichter ertheilte, darüber giebt dieſer keinen Aufſchluß. Auch die Zeit der Belehnung iſt ungewiſs. Geraume Zeit nach Friedrichs Ankunft in Deutſchland läßt Walther ſich wieder am Hofe von Öſterreich treffen.

Es mag ſein, daß er am Hofe Leopolds VII, der ſeinem Bruder Friedrich, dem Gönner des Dichters, im Herzogthum nachgefolgt war, mehrmals und zu ſehr verſchiedenen Zeiten ſich aufhielt. In Ermanglung beſtimmterer Anzeigen müſſen wir uns jedoch begnügen, die Gedichte, welche den Hof zu Wien betreffen, um den einen Zeitpunkt zu ſammeln, der mit einiger Sicherheit angegeben werden kann. Diejenigen, welche ſich auf den benachbarten Hof von Kärn[78]then beziehen, ſtehen mit erſtern in genauem Zuſammenhang.

Leopold VII (der Glorreiche), Herzog von Öſterreich und Steier, iſt derjenige, den im Kriege auf Wartburg Heinrich von Ofterdingen vor allen Fürſten preiſt. Er legt Leopolds Tugend auf die Wage und fodert die andern Sänger auf, ſolche mit dreier Fürſten Milde aufzuwägen. Der von Öſterreich wünſche ſich vier Hände, damit, während er mit zweien gegen die Feinde kämpfe, zwei andre den gehrenden Leuten Gabe ſpenden können. Als er gegen den König von Ungarn den Schild an den Arm genommen, habe er zugleich zu ſeinem Kämmerer geſprochen: Nun ſchaffe, daß den Gehrenden ihre Pfänder gelöſt werden! (Man. II, 1 a. 4 a.)

[1] [In dem öſterreichiſchen Privilegium vom Jahr 1156 heißt es: „Imperium quoque nullum feodum habere debet Austriæ in ducatu.“ Eichhorn, Deutſche Staats- und Rechtsgeſchichte, 2te Abtheilung, S. 528.]

Drei Sorgen hat unſer Dichter ſich genommen, dreierlei Dinge möcht' er gewinnen. Das eine iſt Gottes Huld, das andre ſeiner Frauen Minne, das dritte, das ſich mit Unrecht manchen Tag ſeiner erwehrt, iſt der wonnigliche Hof zu Wien. Er will nimmer raſten, bis er dieſen verdient. Dort ſah man Leopolds Hand geben, ohne daß ſie des erſchrack (I, 105 b).

Näher rückt er mit folgendem Liede:

Mir iſt verſperrt des Heiles Thor,
Da ſteh' ich als ein Waiſe vor,
Mich hilfet nicht, was ich daran auch klopfe.
[79] Wie möcht' ein Wunder größer ſein?
Es regnet beidenthalben mein,
Daß mir des alles nimmer wird ein Tropfe.
Des Fürſten Milde aus Öſterreich
Freuet, dem ſüßen Regen gleich,
Beide, Leute und auch das Land.
Er iſt eine ſchöne wohlgezierte Heide,
Darab man Blumen brichet wunder.
Und bräche mir ein Blatt da herunter
Seine viel milde, reiche Hand,
So möchte ich loben die viel ſüße Augenweide.
Hiemit ſei er an mich gemahnt! (I, 128 a.)

beidenthalben mein] zu meinen beiden Seiten. — wunder] wunderviel.

Es iſt wahrſcheinlich, daß Walther einmal von Kärnthen aus gegen Wien angedrungen. In Kärnthen war Bernhard, aus dem Geſchlechte der Grafen von Lavantthal, von 1202 bis 1256 am Herzogthum [1]. In ihm finden wir den Kärnthner unſres Dichters, den fürſtlichen Freund des Geſanges, auf welchen auch im Titurel angeſpielt wird [2]. Der Aufenthalt am Hofe dieſes Fürſten wurde Walthern, [80] wie es ſcheint, durch Hofränke und Kunſtneid verleitet. Er hat des Kärnthners Gabe oft empfangen, aber einmal geſchah es, daß ihm die Kleider nicht gegeben wurden, die ihm der Fürſt beſtimmt hatte. Daraus ent-

[1] Frölich, Specimen Archontologiæ Carinthiæ. Wien 1758. S. 4.

[2] „Ob mir ein Fürſt aus Kärnthen giebt die Miethe." Titurel Cap. 15. Freilich kann der Titurel in ſeiner jetzigen Geſtalt nur mit Vorſicht gebraucht werden.

ſtanden Misverſtändniſſe, deren Erzählung der Dichter mit den Worten ſchließt:

Dieſer Zorn iſt ohn' alle Schulde, weiß Gott, unſer beider.
(I, 132 a.)

Ein andermal beklagt er ſich, daß man am Hofe ſeinen Sang verkehre [1]. Er eifert gegen ſolche Schälke, zeigt ſich zum weitern Gefechte gerüſtet, bittet jedoch den Fürſten, ſelbſt die Sache zu unterſuchen:

Frage, was ich habe geſungen, und erfahr' uns, wer's verkehre!
(Ebd.)

Die Gegner ſcheinen aber geſiegt zu haben und hieher kann es bezogen werden, wenn der Dichter ſich jetzt an den Herzog von Öſterreich wendet:

In nomine domini! ich will beginnen, ſprechet: Amen!
Das iſt gut für Ungelücke und für des Teufels Samen.
Daß ich nun ſingen müſſe in dieſer Weiſe alſo,
[81] Wer höfiſchen Sang und Freude ſtöre, daß der werde unfroh!
Ich habe wohl und hofelich daher geſungen,
Mit der Höfiſchheit bin ich nun verdrungen,
Daß die Unhöfiſchen nun zu Hofe werther ſind, denn ich.
Das mich ehren ſollte, das unehret mich.
Herzog aus Öſterreiche, Fürſte, nun ſprich!
Du wendeſt es alleine, ſonſt verkehre ich meine Zungen.
(I, 131 b.)

verkehre ich] d. h. ſinge auch ich unhofelich.

In einem ähnlichen Liede droht er, ſich jetzt auch des ſcharfen Sanges befleißen zu wollen:

Da ich ſtets mit Furchten bat, da will ich nun gebieten,
Ich ſehe wohl, daß man Herrengut und Weibesgruß
Gewaltiglich und ungezogenlich erwerben muß.

Er beſchwert ſich weiter, wenn er ſeinen höfiſchen Sang ſinge, ſo klagen ſie es Stollen, vermuthlich einem von den unhöfiſchen Verkehrern

[1] Über das Verkehren des Geſanges, d. h. das Misdeuten, Entſtellen, wohl auch Parodieren desſelben, hat auch der Hardegger zu klagen:

Wer mir verkehret, das ich heure von dem Kaiſer ſang u. ſ. w.
(Man. II, 121 b.)

Vgl. v. Singenberg (I, 156 b, 3).

seines Gesangs. Der Schluß des Liedes geht wieder auf den Herzog Leopold:

Zu Österreiche lernte ich singen und sagen,
Da will ich mich allererst beklagen.
Finde ich an Lîpold höfischen Trost, so ist mir mein Muth entschwollen.
(I, 131 f.)

Mehrere Lieder zeigen uns nun den Dichter wirklich an dem ersehnten Hofe zu Wien. Einige derselben gestatten eine ungefähre Zeitbestimmung, nament[82]lich beziehen sich zwei davon auf den Kreuzzug des Herzogs.

Leopold VII ließ sich schon 1208 mit mehreren Edeln des Landes zu Neuenburg mit dem Kreuze zeichnen. Im Jahr 1213 begab er sich mit großem Gefolge nach Spanien, um die Mauren zu bekriegen. Sodann im Jahr 1217 fuhr er mit dem Könige von Ungarn und vielen Andern nach dem heiligen Lande. Dort betrieb er die Belagerung von Damiata, kehrte aber, bevor noch diese Stadt eingenommen war, im Jahr 1219 nach Österreich zurück [1]. Walther feiert des Herzogs glückliche Heimkehr. Ihr seid wohl werth, sagt er, daß wir die Glocken gegen euch läuten, dringen und schauen, als ob ein Wunder kommen sei; ihr kommet uns sünden- und schandenfrei, drum sollen wir Männer euch loben und die Frauen sollen euch kosen. Im Übrigen geht das Lied darauf hinaus, daß der ehrenvolle Empfang den Herzog für den Vorwurf entschädigen solle, als hätte es seiner Ehre angestanden, noch länger über Meer zu bleiben (I, 135).

Nach der Rückkehr des Herzogs ist ein Lied gedichtet, worin die Kargheit des österreichischen Adels gerügt wird. Als Leopold spart' auf die Gottesfahrt, da sparten sie alle, als wagten sie nicht zu geben. [83] Das war billig, daß sie ihn an Milde nicht überhöhen wollten; man soll immer nach dem Hofe leben. Die Helden aus Österreich hatten stets gehofeten Muth. Sie behielten ihm zu Ehren, das war gut. Nun gebet ihm zu Ehren, wie er nun thut, und lebet nach dem Hofe! so ist eure Zucht unbescholten. (I, 132 b.)

In einem andern Gedichte lehnt Walther es ab, den Herzog nach dem Walde zu begleiten. Zu Felde folgt er ihm gern, zu Walde nicht.

[1] Chron. Claustro-Neoburg. ad ann. 1208. 1219.

Zu Walde will ihn der Herzog, Walther hat ſtets bei Leuten gelebt. Selig ſei der Wald und die Heide, da möge Leopold mit Freuden leben! Zieh' er dahin, Walthern laſſ' er bei Leuten! ſo haben ſie Wonne beide (I, 132 b).

Äußerſt wohl ergeht es dem Dichter um dieſe Zeit. Er benennt dreier Fürſten Höfe; ſo lang er dieſe weiß, braucht er nicht um Herberge fern zu ſtreichen, ſein Wein iſt geleſen und ſeine Pfanne ſauſet. Die drei Fürſten ſind: der biderbe Patriarch; zuhand dabei Leopold, der Fürſt zu Steier und Öſterreich, dem Niemand lebender zu vergleichen; der dritte: des vorigen Vetter, der wie der milde Welf gemuth iſt, des Lob nach dem Tode beſteht (I, 133 b).

Den Herzog Leopold kennen wir. Sein Vetter iſt wohl niemand anders, als ſeines Vaters einziger Bruder, Heinrich, der bis in das Jahr 1223 [84] lebte [1]. Der biderbe Patriarch aber iſt uns der Patriarch von Aquileja, Berthold, aus dem Geſchlechte der Grafen von Andechs, der von 1218 an dieſe geiſtliche Würde bekleidete und erſt 1251 ſtarb [2].

Ein Blick in das Leben eines andern Dichters kann dieſe Verhältniſſe erläutern. Ulrich von Lichtenſtein, aus dem ſteiriſchen Geſchlechte, das jetzt gefürſtet iſt, einer der liederreichſten Minneſänger, hat bekanntlich ſelbſt ſein ritterliches Leben in dem Buche „Frauendienſt“ [3] beſchrieben. Dieſes Buch, dem geſchichtliche Grundlage nicht abzuſprechen iſt, giebt die merkwürdigſten Aufſchlüſſe über die Sitten damaliger Zeit, über Minnedienſt und Minneſang, beſonders über das Leben und Treiben der Fürſten und des Adels in Öſterreich, Steiermark, Kärnthen und Iſtrien. Eben dieſe Gegenden, wo wir Walthern zuletzt getroffen, hat Ulrich von Lichtenſtein, bald als [85] Königin Venus, bald als der

[1] Chron. cit. ad ann. 1223. Wer der milde Welf ſei, mit welchem Leopolds Vetter verglichen wird, getraue ich mir nicht zu beſtimmen. Auch der Tanhuſer (Man. II, 64 a) gedenkt eines Welf von Schwaben unter den verſtorbenen Fürſten, welche manchem Mann viel reicher Kleider gaben.

[2] Frölich l. c. Tab. IV.

[3] Frauendienſt u. ſ. w. Nach einer alten Handſchrift bearbeitet und herausgegeben von Ludwig Tieck. Stuttgart und Tübingen 1811. Ein Abdruck der Urſchrift dieſes wichtigen Denkmals wird noch immer vermiſst. [Ausgabe von Lachmann und G. v. Karajan. Berlin 1841. K.]

aus dem Paradies zurückgekommene König Artus verkleidet, auf Ritterfahrt durchzogen. Eben die Fürsten, an deren Hofe Walther gesungen, hat auch Ulrich gekannt und mit einigen derselben sich im Ritterspiele getummelt. Ulrich ist jünger, als Walther, und keiner gedenkt ausdrücklich des andern, aber sie sind Zeitgenossen und gerade in dem Zeitabschnitte, bei dem wir jetzt verweilen, begegnen sich ihre Bahnen; auch möchte sich aus Ulrichs Liedern nachweisen lassen, daß Walthers Gedichte auf ihn eingewirkt haben.

Den Herzog Leopold, Walthers Beschützer, finden wir im Buche Ulrichs von Lichtenstein [1], wenn dieser (Cap. II) erzählt:

„Darauf ward ich Ritter, zu Wien bei einer Hochgezeit, die ich seitdem nimmer so schön gesehen habe: da war großes Ungemach von Gedränge. Der Fürst Leupold aus Österreich gab seine minnigliche Tochter einem Fürsten von Sachsen zum Gemahl. Der edle Fürst gab dritthalb hundert Knap[86]pen Schwert; den Grafen, Freien, Dienstmann, wohl tausend Rittern, gab der edle Fürst Gold, Silber, Ross und Kleider. Fünf tausend Ritter aßen da des werthen Fürsten Brod, da war viel Buhurt (eine Art des Turniers) und Tanzes und manches Ritterspiel, da waren die reiche Herzogin und ihre minnigliche Tochter und manche gute Fraue."

Das Hochzeitfest, welches Ulrich beschreibt, hatte nach den Geschichtschreibern im Jahr 1222 statt [2]. Ein ähnliches Fest, wenn nicht dasselbe, hat Walther vor Augen, wenn er so anstimmt:

Ob Jemand spreche, der nun lebe,
Daß er gesehn je größre Gebe,
Als wir zu Wien durch Ehre haben empfangen?
Man sah den jungen Fürsten geben,
Als wollt' er nicht mehr länger leben [3],

[1] Auch den vorerwähnten Vetter Leopolds würden wir in dem Markgrafen Heinrich von Österreich erkennen, bei welchem Ulrich von Lichtenstein Lehrling war und von dem er so viel Schönes zu rühmen weiß. Frauendienst Cap. I. S. 3. 4. Es ist aber zweifelhaft, ob hier nicht Isterreich statt Österreich zu lesen sei, denn späterhin tritt der Markgraf Heinrich von Isterreich auf.

[2] „Solemnitas magna in Wienna fit duce auctore Liupoldo, cujus etiam filia duci Saxonum nuptiali thalamo est copulata." Chron. Cl. Neoburg. ad ann. 1222.

[3] [Vgl. Laßbergs Liedersaal III, 569, 79 ff.]

Da ward mit Gute Wunders viel begangen.
Man gab da nicht bei dreißig Pfunden,
Nein! Silber, gleich als wär's gefunden,
Gab man hin und reiche Wat.
Auch hieß der Fürste durch der Gehrnden Hulde
Die Mallen von den Stellen leeren.
Roſs, als ob es Lämmer wären,
Viel Mancher weggeführet hat.
Es galt da Niemand seiner alten Schulde.
Das war ein minniglicher Rath. (I, 120 b.)

[87] Gebe] Ausspendung. — Als wollt' er] Vgl. Nibelungenlied V. 171. — durch der Gehrnden Hulde] zum Besten der Gehrenden, der Sänger und andrer begehrlichen Leute, die sich bei solchen Festlichkeiten zudrängten. — Mallen] Koffer. — Stellen] Gerüste, worauf die Mallen standen. — galt] bezahlte; man pflegte bei solchen Anlässen den Gehrenden die Pfänder auszulösen.

Im Verfolg seiner Geschichte (Cap. VI) meldet Ulrich von Lichtenstein von einer Fürstensprache, die zu Freisach stattgefunden. Der Markgraf Heinrich von Österreich [1] wollte den Fürsten von Kärnthen angreifen. Als aber Leopold von Österreich dieses vernahm, sprach er: „Das gestatte ich nicht, sondern ich will es versühnen und in kurzem einen Tag machen." Diese Gelegenheit benützten Ulrich und sein Bruder, auf einem Anger bei der Stadt Freisach Ritterspiele zu veranstalten, woran die Fürsten selbst Theil nahmen und über welchen man mehrere Tage lang nicht zum Hauptgeschäfte kam. Am Ende ward jedoch die Aussöhnung vermittelt. Unter den weltlichen Fürsten, die für dieses Geschäft versammelt waren, erscheinen Leopold von Österreich und Bernhard von Kärnthenland, unter den geistlichen der Patriarch von Aquileja. [88] Wir sehen also hier drei von den Gönnern unsres Dichters zu Ernst und Spiel vereinigt, der Verkehr zwischen ihren Höfen ist eröffnet, es sind belebte Pfade, worauf der Sänger wandelt.

So melden auch die Geschichtbücher, daß noch im Jahr 1229 der

[1] Dieser Markgraf Heinrich, aus dem Hause Andechs, ein Bruder des Patriarchen Berthold, war des Antheils an der Ermordung König Philipps verdächtig und wurde deshalb 1209 seiner Würden, Lehen und Einkünfte verlustig erklärt. Das Haus Andechs behauptete aber seine Ansprüche auf die Markgrafschaft. Heinrich starb um 1228.

Patriarch von Aquileja, Leopold von Öſterreich und der Herzog von Iſterreich nach Italien hinunter ritten, um den Kaiſer Friedrich mit dem Pabſte auszuſöhnen. Leopold ſtarb 1230 zu St. Germano in Campanien und nur ſeine Gebeine kamen nach Öſterreich zurück [1].

Wie heimiſch Walther von der Vogelweide in jenen öſtlichen Gegenden war, giebt er deutlich zu erkennen. Wenn er ſagt, von der Seine bis an die Mur, vom Po bis an die Drave hab' er der Menſchen Weiſe gemerket (I, 131 b), ſo hat er offenbar ſeinen Standpunkt in der Steiermark, die von Mur und Drave durchſtrömt wird. Dahin zieht er ſeine Linien von der Seine aus, als der nordweſtlichen, vom Po, als der ſüdlichen Gränze ſeiner Wanderungen. In einem andern Liede (I, 105 b, 4) ſcheint er die Fürſten von Öſterreich, im Gegenſatze zu andern Herren, die auf einem Hoftage zu Nürnberg waren, die heimlichen (heimiſchen) zu nennen.

Hinwieder zeigt eine Stelle im Frauendienſt [89] S. 119, wie gangbar Walthers Geſang eben in jenen Gegenden war. Als Ulrich von Lichtenſtein auf der Ritterfahrt, die er als Königin Venus unternommen, gen Wien reitet, begegnet ihm einer ſeiner Knechte, der ihm erfreuliche Botſchaft von der Frau ſeines Herzens zu melden hat. Der Bote darf den verkleideten Herrn nicht anreden, er reitet daher bloß hinter demſelben her und ſingt ein Lied, wodurch er kund giebt, daß er gute Botſchaft bringe. Dieſes Lied iſt die erſte Strophe eines Gedichts von Walther, welches oben geliefert worden:

Ihr ſollt ſprechen: willekommen!
Der euch Mähre bringet, das bin ich u. ſ. w.

„Das Lied, ſagt Ulrich, klang mir in mein Herze und that mir inniglich wohl [2].“

Noch hören wir Walthern den Verfall des Hofes zu Wien beklagen. Die Urſache dieſes Wechſels aber giebt er nicht an. Ob ſolche in dem 1230 erfolgten Tode Leopolds und in dem kriegeriſchen Geiſte ſeines Nachfolgers, Friedrichs des Streitbaren, zu ſuchen ſei, laſſen wir dahingeſtellt ſein. Daß Friedrich dem Geſange nicht abhold war, ergiebt ſich

[1] Chron. Ursp. ad ann. 1229. Chron. Cl. Neoburg. ad ann. 1230.

[2] [Auch in dem Liede vom edeln Möringer wird eine Hofweiſe Walthers geſungen. Vgl. Grimm, deutſche Sagen II, 255.]

aus dem, was Nithart, Tanhuſer, Pfeffel und Bruder Werner von ihm ſagen. Sang er doch ſelbſt den Frauen den Reigen, und der Tanhuſer mit (Man. II, 59 b)! Soviel meldet übrigens die Geſchichte, daß nach Leopolds Tode faſt alle ſeine Dienſtleute ſich gegen ſeinen Sohn Friedrich verſchworen, dieſen des vä[90]terlichen Erbes beraubten und nachher beinahe ganz Öſterreich mit Raub und Brand verwüſteten [1].

Reinmar der Alte giebt ein Trauerlied auf den Tod Leopolds, der darin der Herr aller Freuden genannt wird (I, 68 a); Walther hinwider betrauert den Tod Reinmars (I, 105 a) und hätte hiernach, wenn in jenem Klageliede wirklich Leopold von Öſterreich gemeint iſt, allerdings noch in den Tagen Friedrichs des Streitbaren gelebt.

Das Gedicht ſelbſt, worin er den Wechſel der Dinge am Hofe zu Wien ſchildert, iſt folgendes:

Der Hof zu Wiene ſprach zu mir:
„Walther, ich ſollte lieben dir,
Nun leide ich dir, das müſſe Gott erbarmen!
Meine Würde, die war weiland groß,
Da lebte nirgend mein Genoß,
Denn Artuſes Hof. Nun weh mir armen!
Wo nun Ritter, wo nun Frauen,
Die man bei mir ſollte ſchauen?
Seht, wie jämmerlich ich ſteh'!
Mein Dach iſt faul, es tropfen meine Wände [2],
Mich minnet Niemand, leider!
Gold, Silber, Roſſ' und dazu Kleider,
Die gab ich und noch hatt' ich meh.
Nun hab' ich weder Schapel, noch Gebände,
Noch Frauen zu einem Tanze, o weh! (I, 129 b.)

lieben, leiden] lieb, leid ſein. — mein Genoß] meines Gleichen. — Gebände] Kopfbänder.

[1] Chron. Cl. Neoburg. ad ann. 1230.

[2] [Vgl. Gudrun 5579: Ludwiges eglſtain mochten aus der maure reyſen.] [Bei Bartſch Str. 1394. K.]

## [91] Siebenter Abſchnitt.

Walthers Kunſt und Kunſtgenoſſen. Nithart. Der Meiſsner. Reinmar. Walthers Standpunkt in der Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt.

Wie ſehr Walther von der Vogelweide ſeiner Kunſt wegen von den Zeitgenoſſen geſchätzt war, beweiſt nicht bloß die Gunſt, der er ſich von den angeſehenſten Fürſten, zumal demjenigen, der, auch dem Geiſte nach, vor allen glänzte, von Kaiſer Friedrich II, zu erfreuen hatte; auch die gleichzeitigen Meiſter des Geſanges zollen ihm hohe Achtung.

Dem geprieſenen Wolfram von Eſchenbach iſt er wohl bekannt, wie wir bereits aus einer Stelle des Parcifal erſehen haben, in welcher ein jetzt verlorenes Lied von ihm angeführt iſt. Im Titurel, woſelbſt Walther als einer der hohen Meiſter genannt wird [1], und im Wilhelm von Orleans [92] des Rudolf von Ems [2] iſt gleichfalls auf Ausſprüche

[1] Im 6ten Capitel des Titurel wird der Aventeure d. h. der romantiſchen Überlieferung, welche von dem ſeligen Leben der Hüter des heiligen Grales Kunde giebt, entgegengehalten, daß ſie mit hohen Meiſtern in Widerſpruch gerathe:

Ich mein', daß mein Herr Walther konnte ſprechen,
Hulde Gottes und Gut und weltlich' Ehre
Mitſammt wär' Niemand habende.

Das Lied von Walther, worin die angezogene Stelle vorkömmt (Man. I, 102), iſt zuvor, Abſchnitt 2, ausgehoben worden.

[2] Nach v. d. Hagens Anführung aus der Kaſſeler Handſchrift (Muſ. I, 2, S. 563):

Nun ſeid ihr doch einander gram,
Frau Minne und auch die Kindheit,
Als uns Meiſter Walther ſeit
Von der Vogelweide,
Der ſang, daß ihr beide
Wäret gar einander gram.

Walthers Worte ſind dieſe:

Minne und Kindheit ſind einander gram. (I, 112 a)

von ihm Bezug genommen. Der Rolle, die er im Kriege auf Wartburg spielt, haben wir erwähnt.

Meister Gottfried von Straßburg, der selbst als ein feiner Hauptschmied güldene Gedichte wirkte [1], hat in der Stelle seines Tristan, welche von den deutschen Dichtern handelt, auch den unsrigen ver-[93] herrlicht. Die Liederdichter vergleicht er mit Nachtigallen, die ihre süße Sommerweise singen. Wer aber, fragt er, soll dieser Nachtigallen Panier jetzt tragen, seit die von Hagenau [2] verstummt ist? wer soll die lebende Schaar führen und weisen? Ihre Meisterin kann es wohl, die von der Vogelweide. Hei! wie die über Heide mit hoher Stimme schallet! was Wunders sie stellet! wie spähe (kunstvoll) sie organieret! wie sie ihren Sang wandelieret! Die soll der andern Leiterin sein, die weiß wohl, wo man suchen soll der Minne Melodie. (Tristan, v. Grootes Ausg. V. 4750 ff.)

Auch die Späteren erkennen Walthers Meisterschaft an. Insbesondere rühmt noch ein Meistergesang des 14ten Jahrhunderts seine schönen und reinen Töne [3].

Von einer Handschrift, welche mit den Singweisen seiner Lieder ausgestattet war, sind nur noch traurige Überreste vorhanden [4]. Aber der innere Wohl[94]laut seiner Gesänge, der sich in schönen und manigfaltigen Formen ausdrückt, welchen man oft ihre Singweise anzuhören meint, giebt den Lobpreisungen Gottfrieds von Straßburg und dem Zeugnisse des Meisterliedes volle Glaubwürdigkeit.

Das Gepräge der Meisterschaft erkennen wir an den Liedern unsres Dichters vornehmlich in dem Einklange von Inhalt und Form. Der Gegenstand ist durch die Form harmonisch begrenzt und die Form ist durch den Gegenstand vollständig ausgefüllt. Für das bloße Spiel mit

[1] So spricht von ihm Konrad von Würzburg in seiner goldenen Schmiede V. 97 ff. (Grimm, Altdeutsche Wälder B. II, S. 219).

[2] Docen (Mus. I, 1, S. 167) vermuthet unter dieser Bezeichnung nicht unwahrscheinlich Reinmarn den Alten; v. Groote (Anm. zu V. 4778) glaubt, daß Hartmann von Aue darunter verstanden sei, was mir, schon nach dem Zusammenhang der Stelle, bedenklicher scheint.

[3] Diesen Meistergesang des Lupolt Hornburg hat Docen im Mus. II, 1, S. 18 ff. aus der Würzburger Handschrift geliefert.

[4] Docen a. a. O. S. 26.

Formen ist Walther zu gedankenreich. Eben darum sind auch seine Formen in der Manigfaltigkeit einfach.

Es ist eine ansehnliche Stufenleiter von Tönen, auf der er sich vom einfachsten Volksliede bis zu jenen großartigen Königsweisen erhebt. Nach Abzug desjenigen, was sich der Unechtheit verdächtig macht, kann man in seinen Gedichten noch immer etliche und achtzig verschiedene Töne zählen. Er führt uns durch den hohen, den niedern und den mittlern Sang (I, 105 b). Er singt, wie ein Andrer von ihm meldet, was er will, des Kurzen und des Langen viel (I, 113 b). Aber stets geht der Inhalt gleichen Schrittes mit der Form und schon der äußre Bau seiner Gedichte läßt auf ihren Gegenstand schließen. Der fröhlichen Weise des Volkslieds entspricht die Lebensfrische des Inhalts und die volleren, gezogenen Töne sind in Übereinstimmung mit der Würde der Person, an die das Lied [95] gerichtet ist, mit der Wichtigkeit des Gegenstandes, mit der Fülle der Gedanken. Die Spiele der Reimkunst sind ihm zwar nicht unbekannt, doch bedient er sich ihrer mäßig und versteht sie scherzhaft anzuwenden [1]. Er hat zu gewissen Formen Vorliebe und kehrt häufig zu ihnen zurück, aber auch hierin verfährt er nach richtigem Ermessen. Die Betrachtung und die bildnerische Darstellung lieben Stetigkeit, die Leidenschaft, die Empfindung den Wechsel der Formen. Wir haben es bei seinen Minneliedern schön gefunden, wenn er das Erscheinen einer herrlichen Frau in derselben Weise darstellt, worin er sonst die Könige feiert. Jene Gesänge vom ersten Auftreten Friedrichs II bis wo der Dichter das Lehen empfängt, sind alle in gleicher oder verwandter Form gedichtet, sie treten dadurch in näheren Zusammenhang und bilden gewissermaßen ein episches Ganzes. Eben die Einfachheit der Formen macht sie geeignet, vielfacherem Inhalte zu dienen. Selbst die großartigsten, und gerade diese wiederholt Walther am öftesten, sind nicht vielfach verschlungen; fast kunstlos folgt sich in drei langhingezogenen Zeilen [96] der dreimalige Reimschlag. Es ist der volle Wellenzug eines anschwellenden Stromes.

[1] Z. B. in dem wunderlichen Winterliede (I, 125), das durch alle Selbstlauter reimt. Der Truchseß von Singenberg (I, 157 b) und Rudolf der Schreiber (II, 181 b) haben es nachgeahmt. Reime am Anfang und Schlusse der Zeilen finden sich in der Strophe: „Ob ich mich selben rühmen soll u. s. w. (I, 121 b) und den drei folgenden.

Walthers Gedichte bilden großentheils nur eine Strophe. Der Bau eines ſolchen Geſätzes iſt aber genugſam in ſich gegliedert, um für eine vollſtändige Darſtellung auszureichen. Man darf Geſätze, die in derſelben Weiſe über denſelben Gegenſtand gedichtet ſind, darum noch keineswegs als Theile eines Gedichtes betrachten; ſie können ſich auf einander beziehen, eines kann aus dem andern entſprungen ſein und doch jedes dabei ſeine Selbſtſtändigkeit behaupten, wie etwa bei einer Reihe von Sonetten über den nemlichen Gegenſtand. Unſer Meiſter ſetzt ſeine Gedichte nicht zuſammen, er ſchafft ſie von innen heraus. Eben dieſe lebendige Entfaltung des Gedankens, des Bildes ſichert dem Gedichte ſeine Selbſtſtändigkeit und bedingt ſeine Begrenzung. Iſt der Gedanke dargelegt, das Bild hingeſtellt, ſo iſt auch das Gedicht abgeſchloſſen. Bedarf ja doch gerade der kräftigſte Gedanke, das klarſte Bild, zu ſeiner vollſtändigen Erſcheinung am wenigſten der Ausführlichkeit.

In einem Theile von Walthers Gedichten findet ſich die Grundform, keineswegs aber die überkünſtliche Verwicklung des ſpätern meiſterſängeriſchen Strophenbaues. Ebenſo iſt die prunkende Gelehrſamkeit und der überladene Bilderſchmuck der ſpäteren Dichter ihm fremd. Er iſt mehr geſtaltend, als bilderreich.

[97] Wenn Frauenlob (ſt. 1317) in ſeinem Liederſtreite mit Regenbog ſich ſelbſt als den Meiſter Aller rühmt, die je geſungen und noch ſingen, als einen Koch der Kunſt und einen Vergolder des Sanges der alten Meiſter, Reinmars, Eſchilbachs und des von der Vogelweide, die neben kunſtreicher Straße den ſchmalen Steig gefahren ſeien (Man. II, 214 f.), ſo wird uns dieſes nicht abhalten, den unvergoldeten Sang und den ſchmalen Naturpfad jener älteren Dichter vorzuziehen. Wir werden auf Regenbogs Seite treten, der, als erklärter Kämpfe der letzteren, behauptet, die Kunſt Walthers und der Andern ſtehe noch immer friſch belaubt und bewähre die Kraft ihrer Wurzeln (ebd. 215 b); übereinſtimmend mit dem Marner, der ebenfalls Walthern von der Vogelweide an die Spitze der hingegangenen Sangesmeiſter ſtellt, aus deren Garten er, unwillkührlich, Blumen leſen müſſe (II, 173 a).

Walther ſelbſt iſt ſich ſeiner Meiſterſchaft bewuſt. Er ſpricht von ſeinem werthen Sange (I, 118 a). Er klagt, daß man ihn ſo arm laſſe bei reicher Kunſt (I, 131 a). Er ſpricht es aus, daß die Frau, von der er ſinge, durch ſeinen Sang geehrt werde; daß nicht leicht

Jemand sie besser loben könne; daß, wenn er seinen Sang lasse, Alle, die sie jetzt loben, dann sie schelten werden; daß sie todt sei, wenn sie ihn tödte (I, 123 b. 124 b). Ein schöner [98] Stolz aber ist es, wenn er zugleich sich dessen rühmt, daß sein Gesang tausend Herzen froh gemacht.

Rührend ist folgende Äußerung:

Uns hat der Winter kalt und andre Noth
Viel gethan zu Leide.
Ich wähnte, daß ich nimmer Blumen roth
Sähe an grüner Heide.
Doch schadt' es guten Leuten, wäre ich todt,
Die nach Freuden ringen
Und die gerne tanzen und springen. (I, 138 b.)

Die Kunst ist Walthern eine hohe Sache. Darum entrüstet er sich denn auch vielfältig gegen die Verderber und Entwürdiger derselben. Die Fuge, die Höfischheit, das höfische, hofeliche Singen stellt er dem Unfuge, der Dörperheit[1], dem unhofelichen[2] Singen, die Meister den Schnarrenzern[3] gegenüber. Die Worte höfisch, höflich hatten aber dazumal einen andern und höheren Sinn, als wie sie heutzutage genommen werden. Sie bedeuteten die edlere Bildung, die feinere Sitte, wie sie an den Höfen gesangliebender Fürsten blühte.

Ungefüge Töne, so klagt er, haben das hofeliche Singen zu Hofe verdrungen, seine Würde liegt dar[99]nieder, Frau Unfuge hat gesiegt. Die das rechte Singen stören, deren ist jetzt ungleich mehr, denn die es gerne hören. Wer will noch harfen bei der Mühle, wo der Stein so rauschend umgeht und das Rad so manche Unweise hat? Die so freventlich schallen, sie thun wie die Frösche in einem See, denen ihr Schreien so wohl behagt, daß die Nachtigall davon verzagt, so sie gerne mehr sänge. Wer doch die Unfuge von den Burgen stieße! Bei den Bauern möchte sie wohl sein, von denen ist sie hergekommen (I, 112)[4].

[1] Man. I, 117 b. In der Pf. Hdschr. 357, Bl. 38 b kömmt die Strophe: „Uns will schiere wohl gelingen" u. s. w. sammt den übrigen des Mailieds unter den Liedern Lütolts von Seven vor.

[2] [I, 107 b, 3 unhofeschelt.]

[3] [Bertholds Predigten S. 165: gesneren, sneren. 194. 289. 331.]

[4] [Vgl. Lachmanns Walther S. 103 u.]

Das Letztere deutet merklich darauf hin, was unter diesem ungefügen Sange hauptsächlich zu verstehen sei. Es scheint damals in den ritterlichen Gesang die Gattung von Liedern eingedrungen zu sein, welche man unter dem Namen der Nitharte begreift, Darstellungen aus dem Dorfleben, Schwänke mit den Bauern, derb und rüstig, aber auch manchmal sehr ungezogen und schmutzig. Den Eingang des Liedes macht häufig eine Beschreibung des Frühlings. Mit dem Frühling rühren sich Freude und Muthwill, und so folgt nun im Liede allerlei ländliche Lustbarkeit, Tanz und Schlägerei.

Von der angegebenen Art sind nicht bloß die meisten Lieder; welche unter dem Namen des Herrn Nithart auf uns gekommen sind, auch viele andre, ritterliche Sänger haben in derselben Weise gedichtet. Der Schauplatz von Nitharts Darstellungen ist die Umgegend von Wien. Einige seiner Lieder betreffen den Fürsten Frie[100]drich in Österland (Friedrich den Streitbaren), von dessen milder Gabe ihm ein silbervoller Schrein geworden (Man. II, 72 a). Der Bischof Eberhard, an den er sich gleichfalls wendet (II, 79 a), ist ohne Zweifel der Erzbischof von Salzburg dieses Namens, der von 1200 bis 1246 auf dem erzbischöflichen Stuhle saß [1]. Auch erzählt Nithart von einem Zuge über Meer, den er mit Kaiser Friedrich gemacht und auf dem ein heidnischer Pfeil ihn verwundet [2].

Schon durch diese Anzeigen, denen sich weitere beifügen ließen, wird Nithart der Zeit und dem Orte nach, wenn gleich als jüngerer Zeitgenosse, unsrem Dichter nahe gerückt. Es sind aber auch Spuren vorhanden, daß Nithart auf Walthers Gedichte in derjenigen Weise angespielt, die wir Parodie nennen und die vielleicht unter dem früher erwähnten Verkehren des Gesanges begriffen ist.

Die mehrfache Anspielung ist in nachstehendem Liede Nitharts, dessen Name schon auf Schlimmes deutet, kaum zu verkennen:

Sie fragen, wer sie sei, die Säldenreiche,
Der ich so hofelichen habe gesungen.
Sie wohnt in deutschen Landen sicherliche,

1 Chron. Salisb. ad ann. 1200. 1246.

2 Leipziger Literatur-Zeitung 1812, Nr. 162. H. v. d. Hagen, Briefe in die Heimath, B. 1, Breslau 1818, S. 65.

[101] Das ſag' ich den Alten und den Jungen.
Sie iſt in einem Kreiſe, der ich diene,
Von dem Po bis auf den Sand,
Von Elſaße bis Ungerland,
In der Enge ich ſie fand,
Sie iſt noch zwiſchen Paris und Wiene. (II, 73 b.)

Säldenreiche] Heilbringende, Wonnereiche. — Sand] Meeresufer.

Man erinnere ſich hiebei derjenigen Stellen, worin Walther von ſeiner Länderkunde ſpricht, und ſeines zuvor (Abſchnitt V) ausgehobenen Gedichtes:

Sie fragen und fragen aber all zu viel
Von meiner Frauen, wer ſie ſei. (I, 122 a.)

Ergötzlich iſt auch ſonſt der Spott, den jene derberen Dichter mit dem Minneſang und deſſen Überzartheit treiben. Ein ſolcher, Gedrut, macht ſich über den Minneſänger Wachsmut von Künzingen luſtig; Herr Wachsmut minne ſeine Fraue über tauſend Meilen, dennoch ſei ſie ihm gar zu nahe; es thäte ihm ſo ſanft, wenn er ſie auf einem hohen Thurme ſchauen und von ihrer Hand ein Ringlein empfangen ſollte, das küſst' er tauſendmal, läg' er aber bei der Wohlgethanen mit ihrem rothen Munde, nimmer würd' er ſie berühren (Pf. Hdſ. 357, Bl. 24 b). Derſelbe[1] äußert, wär' es denen Ernſt, die ſich alſo [102] um Minne härmen, in Jahresfriſt lägen ſie todt; ſie ſeien zu feiſt bei der Noth, von der ſie klagen (ebd.).

In Beziehung auf Walthern von der Vogelweide wird, außer dem ſchon eher genannten Stolle, noch eines Herrn Volknant (in der Pf. Hdſ. 357 heißt er Wicman) als eines ſolchen gedacht, der den Meiſtern ihre meiſterlichen Sprüche treten (Pf. Hdſ. irren) wolle. Walther und Volknant werden verglichen. Jener iſt das Korn, dieſer die Spreu; ſinget Volknant eins, ſo ſinget Walther drei; ſie gleichen ſich wie der Mond und ein gewiſſer runder Theil des menſchlichen Körpers. Herr Walther ſinget was er will, des Kurzen und des Langen viel, ſo mehret er der Welt ihr Spiel; Volknant jagt wie ein falſcher Leithund nach Wahne (I, 113). Das Lied, welches dieſe Vergleichungen anſtellt, in einer von Walthers Weiſen gedichtet, iſt gleich andern, welche nicht ihm angehören, aber auf ihn Bezug haben, unter die ſeinigen gekommen.

[1] Bei Man. II, 119 a iſt das Lied Herrn Geltar zugeſchrieben.

Von dem Verfalle der Kunſt, den ſchon unſer Dichter beklagt, zeugen auch, durch eigenes Beiſpiel, die Gedichte des Tanhuſer, der, wie Nithart, in Friedrichs des Streitbaren Dienſte war; meiſt Tanzreihen, zum Theil in Nitharts Geſchmacke, mit allerlei Gelehrſamkeit überladen und durch widerliche Sprachmengerei aus dem Franzöſiſchen verunſtaltet[1]. An[103]klänge aus Walthers Liedern ſind auch in dieſen Gedichten unverkennbar[2]. Tanhuſer überlebte den Fürſten Friedrich und beklagt deſſen Tod mit der drolligen Äußerung, wer nun Thoren (Hofnarren) ſo gut halte, als Er gethan (Man. II, 69 a).

Freundlich ſind die Verhältniſſe der Kunſtgenoſſenſchaft, in welchen Walther mit dem Miſſener, Meiſsner, ſtand. Daß er unter dieſer Benennung einen der meiſsniſchen Markgrafen verſtehe, iſt nicht bloß aus dem Liede, worin er den Meiſsner zu den Fürſten zählt, welche die Zurückkunft des Kaiſers nach deſſen Krönung treulich erwartet (I, 103 b), ſondern mehr noch aus dem äußerlich untergeordneten Verhältniſſe zu ſchließen, in welches Walther auch da, wo er von dem Meiſsner als einem Dichter ſpricht, ſich zu demſelben ſtellt. Daß ſodann unter den Markgrafen von Meiſſen, welche in Walthers Zeit fallen, Heinrich der Erlauchte gemeint ſei, dafür ſtimmt theils das Zeugnis Tanhuſers, welcher, unter offenbarer Beziehung auf jenes Lied unſres Dichters, Heinrich [104] den Miſſener aufführt (II, 64 f.)[3], theils der Umſtand,

[1] Z. B. Daß ich wäre ihr dulz amis u. ſ. w.
Ein' Riviere ich da geſach (ſah),
Durch den Fores gieng ein Bach
Zuthal über ein' Planüre.
Ich ſchlich ihr nach, bis ich ſie fand,
Die ſchöne Creatüre.
Bei dem Fontane ſaß die Klare, Süße von Statüre. (II, 61 a.)
[Vgl. Man. II, 236 a, 1: Statnre.]

[2] Z. B. Ich bin Gaſt und ſelten Wirth, das Leben iſt unſtete. (II, 67 b.)

[3] Die Worte Tanhuſers: „Der ſein' Treue nie zerbrach" u. ſ. w. entſprechen augenſcheinlich dem Schluſſe von Walthers Lied: „Von Gotte würde ein Engel eh' verleitet." Auch die weitere Zeile von Tanhuſer: „Er ſollte des Reiches Krone tragen" deutet auf die Stelle in einem andern Liede Walthers:
Möcht' ich ihn han gekrönet,
Die Krone wäre heute ſein. (I, 136 b.)
Die letztern Worte bezeichnen abermals einen fürſtlichen Freund unſres Dichters. So ſingt Tanhuſer von Friedrich von Öſterreich:

daß der Markgraf Heinrich von Meiſſen ſelbſt unter den Minneſängern erſcheint. Er war von mütterlicher Seite Enkelſohn Hermanns von Thüringen, befand ſich in ſeiner früheſten Jugend am Hofe von Öſterreich und vermählte ſich 1234, ſechszehn Jahre alt, mit Conſtantia, der Schweſter Friedrichs [105] des Streitbaren. Die meiſsniſche Chronik meldet von ſeiner Prachtliebe und ſeinem ritterlichen Hofhalt[1].

Walther hat den Meiſsner im Liede gelobt, er darf nun erwarten, daß derſelbe ihm wandle, Wandels Recht biete, d. h. das Lob erwidre. Für alles Andre, was er ſonſt dem Meiſsner gedient, will er dieſem den Lohn erlaſſen, nur auf das Lob verzichtet [106] er nicht. Wird ihm das nicht, ſo will er auch ſeines zurücknehmen, zu Hof und an der Straße (I, 136). Der Künſtlertrotz, womit er hier auf ſeinem Sängerrechte beſteht, ſoll, wie es ſcheint, nur beweiſen, wie hoch er eine Erwiderung von dieſem Fürſten anſchlagen würde.

In kurzen Zeiten das geſchieht,
Daß man wohl eine Krone
Schöne auf ſeinem Haupte ſieht. (II, 59.)

Köpke a. a. O. S. 13 bezieht die politiſche Strophe „Herr Kaiſer, ihr ſeid willekommen“ u. ſ. w. (I, 103 b) auf Otto IV und den Markgrafen Dietrich, Heinrichs Vater. Mit der Stelle bei Tanhuſer (II, 64 b), ſoferne man ſolcher Beweiskraft beilegen will, läßt ſich dieſe Annahme nicht vereinigen. Der Beziehung auf Friedrich II iſt es zwar nicht günſtig, daß dieſer erſt vierzehn Jahre, nachdem er zu Rom gekrönt worden, nach Deutſchland zurückkam, und ſo kann auch gegen die Beziehung auf Heinrich den Erlauchten die bedeutende Altersverſchiedenheit angeführt werden, welche nothwendig zwiſchen ihm und Walthern ſtattgefunden; Heinrich iſt im Jahr 1218 geboren. Allein auch Otto IV blieb nach ſeiner Krönung zum römiſchen Kaiſer noch dritthalb Jahre von Deutſchland abweſend und die Verſchiedenheit des Alters iſt kein entſcheidendes Hindernis. Der junge Markgraf (jugendlich iſt er auch in der maneſſiſchen Handſchrift vor ſeinen Liedern dargeſtellt) mag von dem alten Meiſter gelernt haben. Die Strophe „Mir hat ein Lied von Franken“ u. ſ. w. (I, 111 a) beweiſt, daß der Meiſsner Walthern mit Achtung behandelte, und in den Liedern Heinrichs von Meiſſen (I, 5. 6) könnten einige Spuren von Walthers Einfluſſe bemerklich gemacht werden. Man ſieht, daß hier weitere Unterſuchungen nicht überflüſſig ſind. Ein Aufſatz über Heinrich den Erlauchten als Minneſänger und Förderer deutſchen Minneſangs, von K. Förſter, iſt neuerlich in Kinds Muſe, 1821, II, 3 erſchienen.

[1] Albinus, Meiſsniſche Land- und Berg-Chronika. Dresden 1589. S. 195.

Beſſer zufrieden zeigt er ſich, als ihm der Meiſsner aus Franken ein Lied mitgebracht hat:

Mir hat ein Lied von Franken
Der ſtolze Meiſſener gebracht,
Das fährt von Ludewige.
Ich kann es ihm nicht danken
So wohl, als er mein hat gedacht,
Als daß ich tief ihm neige.
Könnt' ich, was Jemand Gutes kann,
Das theilte ich mit dem werthen Mann,
Der mir ſo hoher Ehren gann;
Gott müſſe auch ihm die ſeinen immer mehren!
Zu fließe ihm alles Segens Fluß,
Nichts Wildes meide ſeinen Schuß,
Seins Hundes Lauf, ſeins Hornes Duß
Erhalle ihm und erſchalle ihm wohl nach Ehren! (I, 111 a.)

Ludewige] es iſt noch unerrathen, wer dieſer Ludewig ſei. — gann] gönnt. — Duß] Getöſe, Schall.

Daß Walther den Tod Reinmars im Liede betrauert, iſt bereits erwähnt worden. Reinmar der Alte, den Walther am Hofe zu Wien kennen gelernt haben mochte, iſt ein trefflicher Minneſänger, berühmt unter den älteren Meiſtern. Seine zahlreichen Lieder [107] ſind einfach und innig, ſie athmen eine ſanfte Schwermuth. Er hat, wie er einmal ſingt, die Minne noch ſtets in bleicher Farbe geſehen (Man. I, 66 a). Auch äußert er, es werde Mancher ihn nach ſeinem Tode klagen, der jetzt leicht ſeiner entbehrte (I, 71 a). Unſer Dichter ſcheint nicht in völlig gutem Vernehmen mit ihm geſtanden zu ſein; doch beklagt er, ſelbſt ſchon am Ziele ſeiner Jahre, den Tod desſelben auf eine würdige Weiſe.

Zwei Geſätze Walthers ſind dieſer Klage gewidmet. In dem einen verſichert er: wenn Reinmar nichts geſungen hätte, als die eine Rede „So wohl dir, Weib, wie rein dein Name!", ſo hätt' er verdient, daß alle Frauen ſtets für ſeine Seele bitten würden [1].

[1] Dieſe Strophe ſteht in der Pf. Handſchr. 357, Bl. 41 b unmittelbar vor der andern auf Reinmars Tod. Sie iſt Walthers nicht unwerth; nur iſt der Text in jener Handſchrift verdorben. Das Lied Reinmars, worauf ſie ſich

Das andre lautet ſo:

Fürwahr, Reinmar, du reueſt mich[1]
[108] Vieles härter, denn ich dich,
Ob du lebteſt und ich wär' erſtorben.
Ich will's bei meinen Treuen ſagen:
Dich ſelben wollt' ich wenig klagen,
Ich klage dein' edle Kunſt, daß ſie iſt verdorben.
Du konnteſt all der Welte Freuden mehren,
So du's zu guten Dingen wollteſt kehren.
Mich reuet dein wohlredender Mund und dein viel ſüßer Sang,
Daß die verdorben ſind bei meinen Zeiten.
Daß du nicht eine Weile mochteſt beiten!
So leiſtet' ich dir Geſelleſchaft, mein Singen iſt nicht lang.
Deine Seele müſſe wohl nun fahren, deine Zunge habe Dank!
(I, 105 a.)

reueſt] ſchmerzeſt. — du's] du ſie, die Kunſt. — beiten] warten. — iſt nicht lang] währt nicht mehr lange.

Die Beziehungen, worin wir unſern Dichter zu den vorgenannten Kunſtgenoſſen gefunden, die achtungsvollen Äußerungen, welche wir von gleichzeitigen und ſpäteren Meiſtern über ihn vernommen, führen auf die Frage, welches die Stelle ſei, die derſelbe in der Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt überhaupt einnehme.

Der innere Werth, die Menge und Manigfaltigkeit ſeiner Lieder, die Länge und die poetiſche Wichtigkeit des Zeitraums, in welchem er geſungen, müſſen ihm ſchon auf den erſten Anblick eine bedeutende Stelle ſichern. Sein dichteriſches Wirken umfaßt vollkommen die glänzendſte Zeit der altdeutſchen Liederkunſt. Er reicht hinauf in die erſte Blüthe des Minneſangs im letzten Viertel des zwölften Jahrhunderts, [109] er reicht hinunter in den Übergang dieſer Dichtungsweiſe zur Betrachtung und zum Lehrhaften gegen die Mitte des dreizehnten; ja er

bezieht, iſt noch vorhanden (I, 67 a). So finden ſich auch unter Walthers Liedern zwei Geſätze (I, 137), welche auf Strophen von Reinmar (I, 64 b. Vgl. 68 b, 7) in der gleichen Tonweiſe wettſtreitend antworten.

[1] Vgl. Robyn (CLXIII):

Reinmar, mich reuet ſehre
Dein Sinn und auch dein Tod u. ſ. w.

ſelbſt erſcheint als Derjenige, der zuerſt das jugendlich ſpielende Lied zur Männlichkeit gekräftigt. Aus der Blüthe der Phantaſie und der Empfindung reift ihm die Frucht des Gedankens, die Formen des Minnelieds dehnt er aus, damit ſie vermögend ſeien, die Sache des Vaterlandes, die Angelegenheiten des Reiches und der Kirche zu faſſen. Wenn er gleich über den Zerfall des Minneſanges Klage führt, ſo hat doch gewiſs er ſelbſt, nur in andrem Sinne, zerſtörend auf denſelben gewirkt. Je mehr die Wichtigkeit des Stoffes ſich geltend machte, um ſo merklicher muſte das zartere Spiel der Poeſie erliegen, und wenn in Walthers Liedern noch der Ernſt des Gedankens überall mit Poeſie getränkt und umkleidet iſt, ſo tritt dagegen bei ſeinen Nachfolgern immer mehr die Betrachtung in einſeitiger Trockenheit und proſaiſcher Blöße hervor.

Soll die Fortbildung der Dichtkunſt nach den bedeutendſten Meiſtern bezeichnet werden, ſo grenzt Walther in aufſteigender Reihe zunächſt an Reinmar den Alten, in abſteigender an Reinmar von Zweter. Der Erſtere lebt noch ganz in den Empfindungen und dem Tönereichthum des Minneſanges, der Letztere, faſt nur noch in einem ſtreng gemeſſenen Tone dichtend, hat ſich völlig der Betrachtung und der Lehre zugewendet; und in demſelben Verhältnis, [110] in welchem Walther den Erſtern an Kraft und Reichthum der Gedanken übertrifft, zeichnet er ſich vor dem Letztern durch Farbenglanz und manigfaltige Anmuth der Behandlung aus.

Wie häufig Walthers Lieder nachgeahmt wurden, kann ſchon die flüchtigſte Anſicht der alten Liederſammlungen ergeben[1]. Daß er von der Singſchule unter die zwölf Altmeiſter des Geſanges, die Stifter der Kunſt, gezählt wurde, iſt gleich Eingangs berichtet worden.

Meiſter hieß zu Walthers Zeiten Jeder, der ſich der Ausübung irgend einer Kunſt mit Auszeichnung widmete. Meiſter hießen daher auch unter den Dichtern vorzugsweiſe diejenigen, welche die Sangeskunſt zu ihrer eigentlichen Beſchäftigung gemacht hatten. Diejenigen

[1] Beiſpiele ſind, beſonders in den Anmerkungen, manche ausgehoben worden. Was als Gebrauch dichteriſchen Gemeinguts und als wirkliche Nachahmung anzuſehen ſei, darüber mögen freilich im einzelnen Falle die Anſichten verſchieden ſein.

dagegen, welche den Gesang weniger ausschließlich und fruchtbar treiben, denen zugleich schon durch ihren Stand ein anderwärtiger Hauptberuf angewiesen war, Fürsten und Ritter, wurden mit ihren fürstlichen oder adelichen Namen bezeichnet, obgleich ihre Kunst dem Wesen nach dieselbe war. Es ist hienach leicht zu erachten, daß Walther von Gleichzeiti[111]gen und Späteren als Meister benannt wird. Wenn übrigens der Truchseß von Singenberg ihn „unsres Sanges Meister" nennt (Pf. Hds. 357, Bl. 20 b) und wenn derselbe Dichter (Man. I, 154 a), sowie der Marner (I, 173 a) und ein Ungenannter in der Pf. Hds. 350 „mein Meister" von ihm sprechen, so kann hieraus, nach der Sprache der Zeit, kein Verhältnis des persönlichen Unterrichts gefolgert werden. Es heißt nicht mehr, als wenn im Titurel (Cap. 6. Str. 632) gesagt wird: „mein Herr Walther." Am wenigsten aber darf aus dem Meisternamen überhaupt auf damaliges Bestehen einer förmlichen Dichtergilde geschlossen werden.

Zwar liegt es in der Natur der Sache, daß eine so ausgebildete Dichtkunst, wie die deutsche in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, eine Dichtkunst, die mit wirklichem Gesang und begleitendem Saitenspiel innig verschwistert war, nicht wild wachsend sich verbreitete, sondern durch Unterricht fortgepflanzt wurde. Davon giebt unser Dichter klares Zeugnis, wenn er meldet, daß er in Österreich singen und sagen gelernt habe. Zugleich weisen seine Lieder nicht bloß im Allgemeinen durch ihren wohl abgemessenen Bau, sondern auch durch einzelne nähere Andeutungen, auf Kunstregel und Kunstgebrauch, z. B. wenn er von dreierlei Art des Sanges spricht, wenn er die Meister den Schnarrenzern gegenüberstellt, wenn er Wandels Recht begehrt. Nirgends aber, weder bei [112] ihm, noch bei den andern Dichtern seiner Zeit, findet sich der Beweis, daß unter den Sangesmeistern des dreizehnten Jahrhunderts zunftmäßige Genossenschaften sich gebildet hatten, wie sie unter den Meistersängern der späteren Jahrhunderte bestanden.

Gleichwohl ist zwischen beiden unläugbar ein geschichtlicher Zusammenhang[1]. Es sind verschiedene Stufen einer stetigen Entwicklung

[1] Diesen hat J. Grimm (Über den altdeutschen Meistergesang, Göttingen 1811) überzeugend nachgewiesen; ebenso die Identität der Meister des dreizehnten Jahrhunderts mit sämmtlichen Minnesängern, nicht minder, daß die

und Ausbildung, Entartung und Erſtarrung des deutſchen Geſanges. Die Regel wurde ſtets enger gezogen und der Geiſt entſchwand. In der Singſchule der Handwerker war es der Form nach auf mühſame Künſtlichkeit, dem Inhalt nach auf nützliche Erbauung angelegt. Aber auch in dieſem Zuſtande vergaß die Kunſt ihres Urſprungs nicht. Die Meiſter dieſer Singſchulen erhielten, wie billig, das Gedächtnis ihrer geſchichtlichen Verbindung mit jenen alten Meiſtern. Walther wird mit Eſchenbach, Ofterdingen, Klinſor, Reinmar u. A. [113] zu den Stiftern der Kunſt gezählt und einige nach ihm benannte Töne (der lange, der übergüldte, der Kreuzton Walthers von der Vogelweide) laufen in den Töneverzeichniſſen der Schule fort. Das Kolmarer Meiſtergeſangbuch enthält Gedichte von ihm nebſt Meiſterliedern vom Ende des ſechszehnten Jahrhunderts.

Bis zu dieſem Verhallen ſeiner Töne ſind wir dem künſtleriſchen Wirken des Dichters gefolgt. Wenn aber ſeine Wirkſamkeit, ſofern er ſie durch den Inhalt der Lieder ausübte, vollſtändiger gewürdigt werden ſoll, ſo iſt es nöthig, auf den Schauplatz der politiſchen Bewegungen zurückzukehren.

Meiſterſängerſchule den Grundſatz der Dreitheiligkeit von den ältern Meiſtern ererbt. Nur ſcheint es mir, beſonders in Betrachtung der Gedichte Walthers, daß die Abtheilung in Stollen und Abgeſang bei den älteren nicht in dem Maaße herrſchend geweſen, als Grimm annimmt.

## [114] Achter Abſchnitt.

Friedrich II und die Päbſte. Erzbiſchof Engelbert von Köln. Die Kreuzzüge. Walthers Kreuzfahrt.

Zweierlei Angelegenheiten, unter ſich in genauer Verbindung, bewegten jetzt die Welt: Friedrichs II Kampf mit den Päbſten und die Wiedereroberung des heiligen Grabes.

Als zwiſchen Philipp und Otto die Königswahl ſtreitig war, hatte Innocenz III ſich nicht geſcheut, den deutſchen Fürſten zu erklären, daß die Entſcheidung dieſes Wahlſtreits, wie die Beſetzung des deutſchen Thrones überhaupt, dem päbſtlichen Stuhle zuſtehe, weil das Reich durch die Päbſte von den Griechen auf die Deutſchen gebracht ſei und der neue König die Kaiſerkrone vom Pabſt allein erhalte. Der ernſtliche Widerſpruch der Fürſten bewirkte die Zurücknahme dieſes übereilten Wortes, aber das Benehmen des römiſchen Hofs war gleichwohl beſtändig von der Abſicht geleitet, eine päbſtliche Weltherrſchaft zu begründen, der das Kaiſer[115]thum als ein von ihr abhängiges Lehen untergeordnet wäre.

Wenn das Banner der Freiheit nicht auf Friedrichs Seite weht, wo er die aufſtrebende Kraft der oberitaliſchen Freiſtaaten bekämpft oder den weltlichen Arm zur Vertilgung der Ketzer herleiht, ſo gebührt ihm dagegen die dankbare Anerkennung der Nachwelt in ſeinem raſtloſen Ringen gegen jene Anmaßungen der Prieſterherrſchaft. Das Mühſelige und Gefahrvolle ſeiner Laufbahn iſt in einem Liede des gleichzeitigen Dichters, Bruder Werner, durch ein ſchauerlich ſchönes Bild bezeichnet, wenn Friedrich einem Manne verglichen wird, der im Walde geht, während ein Wolf hinter ihm her ſchleicht, ſtets begierig, wenn der Mann ſtraucheln oder fallen würde, ſich über ihn herzuſtürzen (Man. II, 165 b).

Die Kreuzzüge, deren oberſte Leitung in den Händen des Pabſtes

lag, waren dieſem ein bedeutendes Mittel zu Erreichung jener großen Zwecke. Er war hier das Oberhaupt einer geiſtlich-weltlichen Vereinigung aller chriſtlichen Könige und Völker.

Seit der Eroberung Jeruſalems durch Saladin im Jahr 1188 waren die heiligen Orte unter der Gewalt der Unglaubigen. Die Kreuzpredigt war unermüdlich, das Abendland zu erregen. Als Friedrich II im Jahr 1215 zu Aachen gekrönt wurde, ließ er ſich, den Anfoderungen der Zeit entſprechend, nebſt vielen Biſchöfen, Fürſten und Rittern, mit dem Kreuze bezeichnen. [116] Nach einem achtjährigen Aufenthalt in Deutſchland trat er im Jahr 1220 ſeinen Römerzug an. Seinen eilfjährigen Sohn Heinrich, der bereits zum Nachfolger im Reiche gekrönt war, ließ er unter Vormundſchaft zurück. In demſelben Jahre ward er zu Rom von Honorius III als Kaiſer gekrönt und bei dieſem Anlaſſe von dem Kardinal-Biſchof Hugolin von Oſtia, nachherigem Pabſt Gregor IX, abermals mit dem Kreuze bezeichnet. Aber ſo wie bisher die deutſchen Angelegenheiten, ſo ſchoben jetzt die ſiciliſchen die Erfüllung des Gelübdes hinaus. Je mehr, während Friedrichs Anweſenheit in den ſiciliſchen Erblanden, zwiſchen ihm und dem päbſtlichen Hofe Eiferſucht und Mishelligkeit ſich erzeugte, um ſo wünſchenswerther war einerſeits dem Pabſte die Entfernung und auswärtige Beſchäftigung des gefährlichen Gegners, anderſeits dem Kaiſer die Begründung ſeiner Macht auf heimiſchem Boden. Als im Jahr 1221 Damiata, kaum erobert, durch die Uneinigkeit der Kreuzfahrer wieder verloren gieng, war Friedrich den bittern Vorwürfen des Pabſtes und der Bedrohung mit dem Bann ausgeſetzt. Zur großen Zufriedenheit des heiligen Vaters gereichte hingegen Friedrichs zweite Vermählung mit Jolantha, der Erbin des Königreichs Jeruſalems. Unter Ermahnungen und Bedrohungen von der einen, Entſchuldigungen und Vertröſtungen von der andern Seite verzog ſich die Abfahrt bis in das Jahr 1227. Jetzt waren die großen Zurüſtungen beendigt und die Schaaren der Kreuzfahrer [117] auf der apuliſchen Küſte verſammelt. Schon war eine große Zahl von Brindiſi abgeſegelt, der Kaiſer und der Landgraf von Thüringen hatten ſich gleichfalls eingeſchifft, aber nach drei Tagen liefen dieſe wieder zu Otranto ein, beide von anſteckender Krankheit ergriffen, woran der Landgraf einige Tage nachher verſchied. Auch die vorausgefahrene Flotte kehrte nun zurück und die ganze Unternehmung zerſchlug ſich.

Gregor IX hatte kurz zuvor den päbſtlichen Stuhl beſtiegen. Er war aus einem von Friedrich beleidigten Geſchlecht entſproſſen, er hatte den Kaiſer bei der Krönung mit dem Kreuze bezeichnet und ihn zuletzt noch dringend zum Kreuzzuge gemahnt. Jetzt verwarf er jede Entſchuldigung, erklärte Friedrichs Krankheit für Verſtellung, ſchleuderte unerbittlich auf ihn den Bannſtral und verkündigte in Deutſchland, ſo wie in allen abendländiſchen Reichen, des Kaiſers ungeheure Schuld und furchtbare Beſtrafung.

Friedrich erließ gleichfalls Briefe zu ſeiner Verantwortung. Er klagte den Geiz und die Herrſchſucht der Kirche an, die ſich Kaiſer, Könige und Fürſten zinsbar zu machen ſtrebe. Zugleich aber erneuerte er die Anſtalten zum Kreuzzuge und fuhr wirklich im folgenden Jahr, 1228, mit dem Pabſte unverſöhnt, nach Paläſtina ab. Auch dorthin verfolgte ihn Gregors Haß und war ihm in allen Unternehmungen hinderlich. Gleichwohl bewirkte Friedrich die Zurückgabe Jeruſalems und der heiligen Stätten, und da kein Prieſter ihn weihen [118] wollte, ſetzte er ſelbſt im Tempel die Krone von Jeruſalem ſich auf das Haupt [1].

Unſer Dichter iſt eben ſo ſehr ein erklärter Gegner der Prieſterherrſchaft, als ein begeiſterter Herold der Kreuzzüge. Er eifert gegen die Eingriffe der Kirche in die Rechte der weltlichen Gewalt, gegen die Habſucht und Verſchwendung des römiſchen Hofes, gegen den Ablaßhandel, gegen die willkührlichen Bannſprüche, gegen das unerbauliche Leben der Geiſtlichkeit; zugleich aber ruft er wiederholt den Kaiſer zur Vornahme des Kreuzzuges auf. Es kann uns einen Begriff geben, mit welchen Schwierigkeiten Friedrich II zu kämpfen hatte, wenn wir ſelbſt ſeine aufgeklärteren Anhänger ihn zu einem Schritte drängen ſehen, zu dem er ſo ungerne ſich entſchloß.

Damit ſoll jedoch kein Widerſpruch in der Geſinnung des Dichters bezeichnet werden. Gerade der fromm begeiſterte Sinn muß am meiſten Anſtoß nehmen, wenn er das Heilige durch Misbrauch zu fremdartigen Zwecken entweiht ſieht. Die Erſcheinung des Heiligen iſt zu verſchiedenen Zeiten eine verſchiedene. Was der einen Zeit Andacht und

[1] Das Vorſtehende meiſt nach der trefflichen Geſchichte Kaiſer Friedrichs des Zweiten. Züllichau und Freiſt. 1792.

Begeiſterung war, iſt der andern Aberglaube und Schwärmerei. Aber von dem Urtheil über Formen und Lehrſätze unabhängig iſt die Unterſcheidung [119] deſſen, was aus reiner Quelle, aus der Inbrunſt des Herzens, aus der Sehnſucht nach dem Ewigen, aus der Ehrfurcht vor dem Unendlichen entſprungen iſt, von demjenigen, was, aus gänzlich irdiſchen Triebfedern hervorgegangen, nur äußerlich mit dem Mantel der Heiligkeit ſich bekleidet. Wenn Jenes noch in ſpäter Folgezeit empfängliche Gemüther, dichteriſch wenigſtens, anzuſprechen vermag, ſo muß Dieſes ſchon in der Zeit, wo es, durch Umſtände begünſtigt, ſeine gröſte Gewalt ausübt, den Zweifel an ſeiner innern Gültigkeit erwecken.

Wenn man ſich dafür begeiſterte, das Land, wo Gottes Sohn menſchlich gewandelt, wo er im Leben und im Tode Wunder gewirkt, der Entweihung durch Ungläubige zu entreißen, ſo kann dieß auch eine Folgezeit begreiflich finden, welche ſich von demſelben Eifer nicht zu entflammen vermöchte. Wenn aber der heilige Vater nach Rückſichten der Staatsklugheit heute ſegnete und morgen fluchte, wenn er Zwietracht im Reich erweckte und nährte, wenn er Eidſchwüre nach Gefallen löste, den Ablaß zu einer Erwerbsquelle machte, wenn die Geiſtlichkeit, ſtatt zu ſingen und zu beten, ſich in Fehden tummelte oder weltlicher Üppigkeit fröhnte, ſo muſte ſolches Ärgernis ſchon die glaubigen Zeitgenoſſen entrüſten.

Man kann nicht behaupten, daß Walther für den Beruf der Geiſtlichkeit keine Achtung hege. Er empfiehlt, zu glauben, was die Pfaffen Gutes leſen (I, 133 b); er klagt, daß Frauen und Pfaffen, zwei ſo edle Namen, [120] mit den Schamloſen werben (I, 115 b). Aber eben die Entartung der Geiſtlichkeit, das Heraustreten aus den Grenzen ihres Berufs, die pfafflichen Ritter und ritterlichen Pfaffen (I, 126 b), die Verdorbenheit der Kirche an Haupt und Gliedern greift er mit dem ſcharfen Sange an.

Jene Anmaßungen der kirchlichen Gewalt ſind ihm unerträglich. Er verwünſcht die Begründung der Prieſterherrſchaft mittelſt der Schenkung Konſtantins des Großen, durch welche, nach der von den Päbſten verbreiteten Meinung, die Stadt Rom ſammt mehreren Ländereien Italiens dem römiſchen Biſchof übergeben und damit der Kirchenſtaat geſtiftet worden.

König Konſtantin, der gab ſo viel,
Als ich es euch beſcheiden will,
Dem Stuhl zu Rome: Speer, Kreuze und Krone.
Zuhand der Engel laute ſchrie:
„O weh! o weh! zum dritten: weh!
Eh' ſtund die Chriſtenheit mit Züchten ſchöne,
Der iſt ein Gift nun gefallen [1],
Ihr Honig iſt worden zu einer Gallen,
Das wird der Welt hernach viel leid."
Alle Fürſten leben nun mit Ehren,
Nur der höchſte iſt geſchwachet;
Das hat der Pfaffen Wahl gemachet. –
Das ſei dir, ſüßer Gott, geklagt;
Die Pfaffen wollen Laienrecht verkehren;
Der Engel hat uns wahr geſagt [2]. (I, 129 b.)

[1] [Vgl. Pfeiffer, Deutſche Myſtiker I, 43 u. Simrock II, 145, 2.]

[2] Ohne Zweifel hat Ottokar von Horneck das obige Lied vor Augen gehabt (wie auch Schacht in dem lebensvollen Buche: Aus und über Ottokars von Horneck Reimkronik, Mainz 1821, S. 279 andeutet), wenn er im Cap. 448 ſeiner Chronik (Pez, Script. Rer. Austr. B. III, S. 446) ausruft:

Ei, Kaiſer Konſtantin!
War thät du dein Sinn,
Da du den Pfaffen geb
Den Gewalt und das Urleb,
Daß Städt, Burge und Land
Unterthanig ihrr Hand
Und ihrm Gewalt ſollt weſen?
Geiſtlicher Zuchtebeſen
Iſt nu zu ſcharf worden.
Du ſollteſt in dem Orden
Die Pfaffen haben lan,
Als ſein St. Peter begann,
Das wär hoher Miethe werth.
Was wollteſt du das Schwert
Den Pfaffen zu der Stol geben,
Die damit nichts können leben,
Noch zu Recht können walten?
Laſſen und behalten,
Als man mit dem Schwert ſoll,
Das können ſie nicht wohl.

[121] beſcheiden] berichten, erklären. — der höchſte] d. i. der Kaiſer. — geſchwachet] erniedrigt. — der Pfaffen Wahl] vermuthlich die Erwählung Gregors IX.

[122] Anderswo räth Walther den Pfaffen, die Armen zu bedenken, zu ſingen und Jedem das Seine zu laſſen [1]. Dabei erinnert er ſie der Gabe, die auch ſie einſt von König Konſtantin empfangen. Hätte dieſer gewuſt, daß daraus künftig Übel entſtehen würde, ſo hätt' er der Noth des Reiches vorgebeugt, aber damals waren ſie noch frei von Übermuth (I, 103 a). Auch die Geſchichte vom Zinsgroſchen wird erzählt und wie Chriſtus den Phariſäern gerathen, daß ſie den Kaiſer ließen haben ſein Kaiſersrecht und Gott, was Gottes wäre (I, 103 b).

Sie haben es vergramaziert
Und das Reich verirrt
Maniger Ehrn und Gewalt,
Die ihm vor was bezahlt.
Konſtantin, nu ſieh an!
Hätteſt du zu Latran
Den Pabſt den Pſalter laſſen leſen
Und den Kaiſer gewaltig weſen,
Als es vor deinen Zeiten was u. ſ. w.

1 [Göttingiſche gel. Anz. 1835, St. 10. 11. Jan. F. Hurter, Geſchichte Papſt Innocenz III, B. II. Hamburg, Perthes, 1834, S. 97: „Es ward nie auf den zweiten, weiterführenden Schritt gedacht, wodurch der Staat unter die Bevormundung der Kirche fallen ſollte. Wie reimen ſich dazu die zwei Lichter und die zwei Schwerter? Wie reimt ſich dazu Innocenzens ganzes Streben, den Staat in allen ſeinen Beziehungen der kirchlichen Leitung zu unterwerfen?" Vgl. Walthers kerzen, Man. I, 106 a, 2? Hormayr, Taſchenbuch für vaterländiſche Geſchichte 1837, S. 164. (Die Heuſchrecken, das große Erdbeben und die Peſt.) Im Jahre 1338. „Nun blieb des Saamens von denſelben Heuſchrecken zu Botzen und Kaltern, und wurden mit dem geiſtlichen Bann von dannen vertrieben, alſo, daß ſie alle bei dem Waſſer abflogen von dem Land, und kam der Bann auf ſie mit einem Urtheil; denn der Pfarrer von Kaltern fragte alle, die einen Eid geſchworen hatten, und ward alſo geurtheilt, von dem erſten Eidſchwörer, der um das Urtheil gefragt wurde: dieweil bemeldte Heuſchrecken dem Land und Leuten ſchädlich und verderblich kommen waren, ſo erkennt er zu Recht, daß ſie der Pfarrer auf offener Kanzel mit brennenden Lichtern verſchießen ſollte, in dem Namen Gottes Vaters, Sohnes und Gottes heiligen Geiſts. Dieſes Urtheil ward alſo befolgt, und ordentlich vollzogen." Alte handſchriftl. tirol. Chronik. Weber, die Verfluchungen S. 30. Lebens-Beſchreibung Herrn Götzens von Berlichingen S. 124 f.]

Heftiger noch werden des Dichters Angriffe. Der neue Pabſt wird mit Sylveſter II, vorher Gerbert, verglichen, der von 999 bis 1003 auf dem päbſtlichen Stuhle ſaß und wegen ſeiner naturwiſſenſchaftlichen und mechaniſchen Kenntniſſe für einen Schwarzkünſtler galt. Wenn dieſer nur ſich ſelbſt, durch die Zauberei, ins Verderben gebracht, ſo bringe der jetzige Pabſt mit ſich die ganze Chriſtenheit zu Falle:

Der Stuhl zu Rome ſteht nun erſt beſetzet rechte,
Alswie hievor mit einem Zauberer, hieß Gerbrechte.
[123] Derſelbe gab zu Falle nur ſein eines Leben,
Nun hat ſich dieſer und alle Chriſtenheit zu Falle geben.
Alle Zungen ſolln zu Gotte ſchreien: wafen!
Und rufen ihme, wie lang er wolle ſchlafen.
Sie widerwirken ſeine Werk' und fälſchen ſeine Wort',
Sein Kämmerere ſtiehlt ihm ſeinen Himmelhort,
Sein Sühner mordet hie und raubet dort,
Sein Hirt iſt zu einem Wolfe ihm worden unter ſeinen Schafen.
(I, 132 a.)

ſein eines Leben] ſein, des Einzelnen Leben. — wafen] wehe! — widerwirken] vereiteln entgegenwirkend. — Himmelhort] himmliſcher Schatz.

Auf päbſtlichen Befehl wurde, noch unter Innocenz III, in den Kirchen der Stock (truncus) aufgeſtellt, worein die frommen Gaben fielen, die von Männern und Frauen zur Unterſtützung des heiligen Landes beſtimmt wurden [1]. Zwei Gedichte Walthers handeln von dieſem Stocke:

Ahi! wie chriſtlich nun der Pabeſt unſer lachet,
Wenn er ſeinen Wälſchen ſagt: „Ich hab's alſo gemachet."
[124] (Das er da ſagt, er ſollt' es nimmer han gedacht.)
Er ſpricht: „Ich hab' zween Alemann' unter eine Krone bracht,
Daß ſie das Reiche ſollen ſtören und waſten.

[1] „In illis autem ecclesiis, in quibus convenit processio generalis, truncus statuatur concavus tribus clavibus consignatus, una penes honestum presbyterum, alia apud laicum devotum, tertia penes aliquem regularem fideliter conservandis, in quo viri et mulieres eleemosynas ponant, in terræ sanctæ subsidium convertendas, secundum dispositionem eorum, quibus fuerit hæc sollicitudo commissa." Bulla Innocentii III ad Christianos pro reparanda terra sancta in Chron. Ursp. ad ann. 1212.

All die Weile fülle ich die Kaſten.
Ich hab' ſie an meinen Stock gemännet, ihr Gut iſt alles mein,
Ihr deutſches Silber fährt in meinen wälſchen Schrein.
Ihr Pfaffen, eſſet Hühner und trinket Wein,
Und laßt die Deutſchen faſten! (I, 132 a.)[1]

waſten] verwüſten. — gemännet] als Mannen, Vaſallen, pflichtig gemacht. [L. Sal. tit. 59: mannire. Eichhorns deutſche Staats- und Rechtsgeſchichte S. 184, Note e. S. 189, Note b. e. Man. II, 170 b, 3: Sunder mannes helfe din lib den gebar, Den alle künige mueſſen mannen. Schmeller, bayeriſches Wörterbuch II, 590.] [Lies gement d. h. getrieben. K.]

Saget an, Herr Stock! hat euch der Pabeſt her geſendet,
Daß ihr ihn reichet und uns Deutſche ärmet und ſchwendet?
Wenn ihm die volle Maaße kommet zu Lateran,
So thut er einen argen Liſt, wie er eh' hat gethan,
Er ſagt uns danne, wie das Reiche ſteh' verworren,
Bis ihn erfüllen wieder alle Pfarren.
Ich wähne, des Silbers wenig kommet zu Hülfe in Gottes Land.
Großen Hort zertheilet ſelten Pfaffenhand.
Herr Stock! ihr ſeid auf Schaden her geſandt,
Daß ihr aus deutſchen Leuten ſuchet Thörinnen und Narren. (Ebend.)

reichet, ärmet] reich, arm machet. — ſchwendet] auszehret. — Liſt] Kunſtgriff. — bis ihn u. ſ. w.] nemlich den Stock. — Gottes Land] das heilige Land. — zertheilet] theilet aus. — ſuchet] aufſuchet.

[125] Vom Ablaßhandel hat Walther Anſichten, die man bei einem Dichter aus der erſten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts nicht geſucht haben möchte:

Ihr Biſchöf' und ihr edlen Pfaffen, ihr ſeid verleitet (vielleicht verkehret)[2].
Seht, wie euch der Pabeſt mit des Teufels Stricken fehret!
Sagt ihr uns, daß er Sankte Peters Schlüſſel habe,
So ſagt, warum er deſſen Lehre von den Büchern ſchabe!
Daß man Gottes Gabe je kaufe oder verkaufe,
Das ward uns verboten bei der Taufe.

[1] In der Pf. Hdſchr. 357, Bl. 9 a iſt dieſe Strophe durch derbe Variationen erweitert.

[2] [Prälat v. Schmid vermuthet: verleret.]

Nun lehret's ihn ſein ſchwarzes Buch, das ihm der Hölle Mohr
Gegeben hat, und aus ihm leſen ſie nun vor.
Ihr Kardinäl'! ihr decket euren Chor,
Unſer Frohnaltar ſteht unter einer übeln Traufe. (I, 133b.)

ſehret] verſehret, beſchädigt. — [Buch] Ducange (II, 278) u. d. W. Liber: „Libri nigri, de Necromantia, apud Eckehardum de Casib. S. Galli c. 2: „Ne miremini, si diabolus a quo nigros libros noctibus discunt, fascinatorum suorum calices, ne offenderentur, continuit.“ — Chor] vgl. Narrenbuch S. 280 ff. —] der Hölle Mohr] der Teufel. (Vgl. I, 181 b). [Minneſ. Man. II, 200: dem helle more.]

Die Schlußzeilen des vorſtehenden Gedichtes ſchildern die Bereicherung Roms im Gegenſatze zu dem Zerfall der deutſchen Kirche. Auch der gleichzeitige Geſchichtſchreiber, ſelbſt ein Geiſtlicher, erhebt laute Klage über die Habſucht des römiſchen Hofes und die dadurch eingeriſſenen Misbräuche.

„Kaum blieb noch, ſagen die urſpergiſchen Jahrbücher, irgend ein Bisthum, oder eine kirchliche Würde, oder auch eine Pfarre übrig, die nicht ſtreitig gemacht und dann die Sache nach Rom gebracht wurde, jedoch nicht mit leerer Hand. Freue dich, [126] unſre Mutter Rom, daß die reichen Schatzquellen auf der Erde ſich öffnen, damit Ströme Geldes zu dir hin ſich ergießen im Überfluß! Frohlocke über die Ungerechtigkeit der Menſchenſöhne, weil bei Vergütung ſo großer Übel das Sündengeld dir entrichtet wird! Ergötze dich deiner Gehülfin, der Zwietracht, daß ſie aus den Brunnen des hölliſchen Abgrundes hervorbrach, damit dir die Gelder ſich anhäufen! Du haſt, wonach du immer gedürſtet. Stimm' an ein Jubellied, daß du durch die Bosheit der Menſchen und nicht durch deine Heiligkeit den Erdkreis überwunden haſt! Zu dir zieht die Menſchen nicht ihre Andacht oder ihr reines Gewiſſen, ſondern die Verübung vielfacher Verbrechen und der Streithändel Entſcheidung um Geld[1].“

[1] In gleichem Sinne ſpricht auch der Freigedank, ein Spruchdichter des 13ten Jahrhunderts:

Sünde Niemand mag vergeben,
Wann Gott einig, dar ſollen wir ſtreben.
(Müllers Ausgabe V. 3180 f.)

[127] Wie das ſchlimme Beiſpiel der Geiſtlichkeit auch die Laien irre machen und verderben müſſe, führt der Dichter weiter aus:

Welch Herze ſich bei dieſen Zeiten nicht verkehret,
Seit daß der Pabeſt ſelber dort den Ungelauben mehret,
Dem wohnt ein ſelger Geiſt und Gottes Minne bei.
Nun ſeht ihr, was der Pfaffen Werk und was ihr' Lehre ſei.
[128] Ehdeſs war ihre Lehre bei den Werken reine,
Nun ſind ſie aber anders ſo gemeine,
Daß wir ſie unrecht wirken ſehen, unrecht hören ſagen,
Die uns guter Lehre Vorbild ſollten tragen;

Alle Schatzes Flüſſe gehn
Zu Rome (nach Rom), bis ſie da beſtehn (bleiben),
Und doch nimmer wird voll,
Das iſt ein unſinnig Hohl.
So kommet alle Sünde dar,
Die nimmt man da den Leuten gar u. ſ. w. (V. 3185 ff.)
Das Netz kam zu Rome nie,
Damit Sankt Peter Fiſche ſie (fieng),
Das Netz iſt ihm verſchmähet.
Römiſch Netz fähet
Silber, Gold, Burge und Land;
Das war Sankt Petern unbekannt.
Sankt Peter war zu Recht ein Degen,
Den hieß Gott ſeiner Schafe pflegen,
Er hieß ihn nicht Schafe beſcheeren,
Nun will man Scheerens nicht entbehren.
Unrecht iſt zu Rome erhaben,
Recht und Gericht iſt da abgeſchaben. (V. 3880 ff.)

Reinmar von Zweter ſingt:

Der Pabeſt hat viel reiche Kind (Kinder),
Die minnet er, wo ſie geſeſſen in den Landen ſind,
Mit ihnen theilt er ſeinen Segen, ſo theilen ſie mit ihm ihr Gold.
Dieſelben Kind ſind ihm ſo traut,
Daß er ungerne käme mit Schlägen auf ihrer eines Haut.
Wollte Gott, es wären ihm die habeloſen Kind halb alſo hold (lieb)!
Eh' daß der arme Sohn ſein Recht behärte,
So iſt der reiche auf ſeiner Vorderfährte u. ſ. w.
(Pf. Handſchr. 350.)

Vgl. Odon. Ernest. L. I, S. 317.

Des mögen wir dumme Laien wohl verzagen.
Ich wähne wieder, mein guter Klauſener klage ſehr und weine.
(I, 133 b.)

gemeine] allgemein. — des] darüber. — [Klauſener] Löbell, Gregor von Tours S. 305 f.: Reclusi.] [Vgl. oben S. 23 [21]. K.]

Die Chriſtenheit, ſie lebte nie ſo gar nach Wahne,
Die ſie da lehren ſollten, die ſind guter Sinne ohne.
Es wär' zuviel, und thät' ein dummer Laie das.
Sie ſünden ohne Furcht, darum iſt ihnen Gott gehaß.
Sie weiſen uns zum Himmel und fahren ſelbſt zur Hölle.
Sie ſprechen, wer ihrn Worten folgen wölle,
Und nicht ihrn Werken, der ſei ohne allen Zweifel dort geneſen.
Die Pfaffen ſollten keuſcher, denn die Laien, weſen;
An welchen Büchern haben ſie das erleſen,
Des ſich ſo mancher fleißet, wo er ein ſchönes Weib verfälle?
(W. Hdſ. S. 147.)[1]

dort geneſen] jenſeits gerettet. — weſen] ſein. — erleſen] geleſen, erlernt. — verfälle] zu Fall bringe.

[129] Es iſt eine alte Überlieferung der Singſchule, daß die zwölf Stifter des Meiſtergeſangs als Ketzer angeklagt worden ſeien und darüber vor dem Kaiſer, dem päbſtlichen Legaten und einer großen Verſammlung von Gelehrten ſich haben verantworten müſſen. Gedichte, wie die bisher angeführten, konnten allerdings zu einer ſolchen Sage Anlaß geben.

[1] Vgl. Ottokar von Horneck, Cap. 821. (Pez l. c. S. 832):
Gott Herre, durch dein' Güt'
Die Chriſtenheit baß behüt'
Und weiſ' uns auf beſſre Spur,
Denn uns die Pfaffen gehn vor,
Die da Gewalt hie tragen!
Als uns die Buch ſagen,
So ſollten ſie uns Lehr' geben
Mit Worten und mit gutem Leben,
Des ſie leider thun nicht;
Wer ihre Werk' anſicht,
Die ſind viel wahrleich
Ihren Worten ungeleich.

Daß die freimüthigen Äußerungen eines so berühmten Meisters, als der unsrige war, nicht wirkungslos verhallten, ist schon zum voraus anzunehmen. Es sind aber auch noch späthin bestimmte Spuren der Nachwirkung vorhanden. Ottokar von Horneck, der steirische Chronikschreiber am Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, der manch hellen Blick in seine Zeit wirft, verräth deutlich seine Vertrautheit mit Walthers Aussprüchen über die Geistlichkeit und ihr Verhältnis zur weltlichen Gewalt[1].

[130] Bei der Abreise nach Italien im Jahr 1220 hatte Friedrich seinen jungen Sohn Heinrich unter Vormundschaft zurückgelassen und die Verwaltung des Reichs dem Erzbischof Engelbert von Köln, aus dem Geschlechte der Grafen von Berg, übertragen. Im Wintermond 1225 wurde dieser auf dem Rückwege von Soest nach Köln von seinem Anverwandten, dem Grafen Friedrich von Isenburg, der als Kirchenvogt von Essen mit dem Erzbischof in Streit gerathen war, überfallen und meuchelmörderisch erschlagen. Die Klosterbrüder zu Berg, welche bei dem Leichnam wachten und Psalmen sangen, behaupteten, zwischen dem Gesang Engelstimmen gehört zu haben. Einem derselben erschien Engelbert als Märtyrer im Traume. An seinem Grabe zu Köln geschahen viele Wunder und in der Folge ward er unter die Heiligen versetzt. Der Mörder hatte sich nach Rom begeben, wo er sich vom Pabste Honorius III Buße auflegen ließ. Nach seiner Zurückkunft aber wurde er aufgegriffen und ein Jahr nach vollbrachter That zu Köln mit dem Rade hingerichtet[2].

Zwei Gedichte Walthers handeln von dem werthen Bischof von Köln. In dem einen, noch bei Lebzeiten [131] dieses Fürsten verfaßt und an ihn gerichtet, werden dessen Verdienste um das Reich gerühmt, er wird als Fürstenmeister aufgeführt, als Ehrentrost eines gepriesenen Kaisers, besser denn je ein Kanzler es war, und zum Schlusse noch, in Beziehung auf die Heiligen von Köln, als Kämmerer von drei

[1] S. Anm. S. 85 und 91. Es könnten aber noch weitere Nachweisungen über Ottokars Bekanntschaft mit Walthers Gedichten beigebracht werden. Die Ansichten des Erstern von Pabst und Klerus hat Schacht a. a. O. Abschnitt XI, besonders S. 276. 278 bis 284 dargelegt.

[2] Godefrid. Colon. Annal. (ap. Freher. Germ. rer. Script. T. I) ad ann. 1225. 1226. Chron. Salisb. cit. ad ann. 1226.

Königen und eilftauſend Jungfrauen (I, 106 a). Das andre, ein Seitenſtück zu dem vorigen, iſt nach der Ermordung des Erzbiſchofs, aber noch vor bekannt gewordener Hinrichtung des Thäters, abgefaßt und lautet alſo:

Wes Leben ich lobe, des Tod den will ich immer klagen.
So weh' ihm, der den werthen Fürſten habe erſchlagen
Von Kölne! o weh', daß ihn die Erde mag noch tragen!
Ich kann ihm nach ſeiner Schulde keine Marter finden;
Ihm wäre allzu ſanft ein eichner Strang um ſeinen Kragen,
Ich will ihn auch nicht brennen, noch zerglieden, noch ſchinden,
Noch mit dem Rade zerbrechen, noch auch darauf binden;
Ich warte alles, ob die Hölle ihn lebend wolle ſchlinden. (Ebend.) [1]

[1] Es iſt zu entſcheiden, ob nicht beide Gedichte ironiſch gemeint ſeien. In beiden ſcheint die Schlußzeile dieſe Wendung zu nehmen. Dieſe ironiſche Weiſe iſt überhaupt dem Dichter nicht fremd. Sie findet ſich namentlich in ſeinen Gedichten auf Otto IV. Was ihn aber veranlaßt haben mochte, ſie gegen den Erzbiſchof, von dem ſonſt Gutes gemeldet wird, und ſelbſt auf deſſen Ermordung anzuwenden, erhellt nicht. Der Abt von Urſperg ſetzt dieſe Begebenheit in Verbindung mit damals neu aufgekommenen, von einem Predigermönch aus Straßburg, Johannes, verkündigten Lehrſätzen, die, an ſich nicht verwerflich, in der Anwendung durch Misverſtand verderblich geworden und zu den abſcheulichſten Frevelthaten Anlaß gegeben. Hievon findet ſich jedoch keine Meldung bei dem Mönche von Köln, der dem Ereignis näher ſtand und nach deſſen Jahrbüchern dasſelbe oben erzählt wurde. Übrigens ſcheint das Urtheil der Zeitgenoſſen nicht einhellig geweſen zu ſein. Nach dem Berichte eines andern Geſchichtſchreibers kam zu Nürnberg bei der Vermählung des Königs Heinrich mit der Tochter Leopolds von Öſterreich die Ermordung des Erzbiſchofs zur Klage und es erhob ſich über dieſen Fall Widerſpruch zwiſchen dem Erzbiſchof von Trier und dem Grafen von Truhendingen. Man griff zu den Waffen und es kamen in dieſem Auflauf gegen ſechszig Menſchen um. Excerpt. ex Catal. Rom. Pontif. et Imp. (ap. Pez, T. II) ad ann. 1225. [Blätter für litterariſche Unterhaltung, Nr. 2. 2 Januar 1834. S. 8: Tadelnde Anzeige von F. E. v. Mering, Geſchichte der Burgen, Rittergüter, Abteien und Klöſter in den Rheinlanden und den Provinzen Jülich, Kleve, Berg und Weſtfalen, Heft 1. Köln, Arend, 1833. „S. 111. Bei Gelegenheit der Ermordung des Erzbiſchofs Engelbert I durch den Grafen Friedrich von Iſenburg am 7 November 1225 durfte nicht unbemerkt bleiben, daß die weſtfäliſchen und märkiſchen Schriftſteller von den rheiniſchen bedeutend abweichen und den Grafen in Schutz nehmen." 14.] Sonſt machen einige Schriftſteller den heiligen Engelbert zum Stifter der Fehmgerichte. Zu wirkſamerer Verfolgung der Ketzer ſoll

zerglieden] zerreißen, viertheilen. — alles] gänzlich, lediglich. — ſchlinden] verſchlingen.

[132] Wir haben uns dem Zeitpunkte genähert, wo Friedrich der Anmuthungen des Pabſtes, den längſt gelobten Kreuzzug wirklich vorzunehmen, ſich nicht länger erwehren konnte. Schon im Jahr 1223 hatte Honorius den [133] Glaubigen verkündigt, daß ſie ſich rüſten ſollten, nach zwei Jahren mit dem ruhmreichen Kaiſer Friedrich über Meer zu fahren. Wunderbare Naturerſcheinungen hatten von jeher die Prediger des Kreuzes unterſtützt. Vorſtellungen von dem nahenden Weltende, vom tauſendjährigen Reiche, deſſen Hauptſitz Jeruſalem ſein würde, erregten die Geiſter. Auch unſer Dichter hat die Vorboten des heranrückenden Weltgerichtes erkannt, nicht bloß in den Zeichen des Himmels, weit mehr noch in der Verderbnis der Menſchen. Es iſt höchſte Zeit, daß die Chriſtenheit ſich aufraffe, die allzu lang im Schlafe lag:

Nun wachet! uns geht zu der Tag,
Vor dem wohl Angſt verſpüren mag
Ein Jeglichs, Chriſten, Juden und auch Heiden.
Wir haben der Zeichen viel geſehen,
Daran wir ſeine Kunft wohl ſpähen,
Wie uns die Schrift mit Wahrheit kann beſcheiden.
Die Sonne hat ihren Schein verkehret,
Untreu' ihren Samen ausgeleeret
Allenthalben an den Wegen.
Der Vater bei dem Kind Untreue findet,
Der Bruder ſeinem Bruder lüget,
Geiſtlicher Orden in Kutten trüget,
Der uns zum Himmel ſollte ſtegen.
Gewalt geht aufrecht, gut Gerichte ſchwindet.
Wohlauf! hier iſt zu viel gelegen. (1, 128 a.) [1]

er dieſe Gerichte, nach dem Muſter der damals aufgekommenen und beſtätigten heiligen Inquiſition, geſtiftet haben. Der geſchichtliche Beweis für dieſe Meinung wird aber vermiſst. Berck, Geſchichte der weſtphäliſchen Fehmgerichte. Bremen 1815. S. 251.

[1] Köpke a. a. O. glaubt, daß dieſes Gedicht im Jahr 1234, alſo geraume Zeit nach dem Kreuzzuge Friedrichs II, abgefaßt ſei. Er deutet nemlich die Untreue des Kindes gegen den Vater auf die Empörung des römiſchen Königs Heinrich wider ſeinen Vater, den Kaiſer, und die Worte „Der Bruder ſeinem

ſtegen] den Weg weiſen oder bahnen. — Wohlauf!] die Pf. Hdſ. 357 hat: wol hin! was die Beziehung auf den Kreuzzug noch näher legt.

[134] Gewaltiger noch ertönt die mahnende Stimme in nachfolgendem Aufruf:

Es kommt ein Wind, das wiſſet ſicherliche,
Davon wir Beides hören, ſingen und ſagen.
Der ſoll mit Grimm erfahrn alle Königreiche,
Das höre ich Waller und Pilgerime klagen.
Bäume, Thürme liegen vor ihm zerſchlagen,
Starken Leuten wehet er die Häupter abe.
Nun ſollen wir fliehen hin zu Gottes Grabe! (I, 103 b.)

erfahrn] befahren, durchfahren.

Ein ſeltſames Lied iſt es, worin der Dichter den En[135]geln das Lob verſagt, ſo lange ſie nicht kräftiger gegen die Heidenſchaft mitankämpfen (I, 126 a).

Hinwider läßt er einen Boten Gottes auftreten, an deſſen Vogt, den Kaiſer, geſendet, um Klage zu führen über die Heidenſchaft, die im Lande ſeines Sohnes ſchmählich hauſe. Der Kaiſer hat die Erde, Gott das Himmelreich. Jetzt ſoll der Kaiſer dem Herrn Recht ſchaffen; Gott wird es gegenſeitig thun, da wo er Vogt iſt, und klagte der Kaiſer auch über den Teufel in der Hölle (I, 135 b).

Ein andres Geſätz mahnt den Kaiſer, Deutſchlands innern Frieden zu befeſtigen und die ganze Chriſtenheit zu ſühnen; das verherrliche ihn und mühe die Heiden ſehr. Er habe zwiefache Kaiſersſtärke, des Aares Tugend, des Leuen Kraft; die ſeien darum Heerzeichen an dem Schilde[1].

Bruder lüget" auf die Feindſchaft zwiſchen Heinrich und ſeinem jüngern Bruder Konrad. Dieſe beſondre Beziehung iſt mir nicht wahrſcheinlich. In dem Lied eines ſpäteren Dichters (Müllers Sammlung B. 2, N. CCCCXLVIII) kömmt die ähnliche Stelle vor:

Menſchenkind, denket daran!
Es iſt in der Welt wohl Schein, daß Endes Tag will kommen.
Das Kind trauet nicht dem Vater ſein,
Noch Vater ſeinem Kinde nicht, das haben wir wohl vernommen.

(Vgl. Reinmar von Zweter II, 134 a, 4.) Das Ganze beruht auf bekannten Stellen der Schrift, wie unſer Dichter ſelbſt zu erkennen giebt.

[1] Der Adler iſt das Wappen des Reichs, der Löwe das hohenſtaufiſche. Dieſer iſt den altdeutſchen Dichtern das Sinnbild des Muthes, der Kraft, jener

Dieſe zween Heergeſellen, wollten ſie an die Heidenſchaft, was widerſtände ihrer Mannheit und ihrer Milde? (Ebend.)

[136] Bei all dieſem Eifer für die Sache des Kreuzes bleibt doch Walther ſeinem kaiſerlichen Wohlthäter treu ergeben, auch nachdem dieſer wegen der geſcheiterten Unternehmung im Jahr 1227 von Gregor IX mit dem furchtbaren Bannſtrale gezeichnet iſt. Den Kirchenfluch, der auch die Anhänger des Gebannten traf, weiſt der Dichter unerſchrocken von ſich ab, indem er dem Pabſt entgegenhält, was dieſer bei der Krönung des Kaiſers den Völkern geboten:

Herr Pabeſt, ich mag wohl geneſen,
Denn ich will euch gehorſam weſen;
Wir hörten euch der Chriſtenheit gebieten,
Wie wir des Kaiſers ſollten pflegen,
Da ihr ihm gabet den Gottesſegen,
Daß wir ihn Herren hießen und vor ihm knieten,
Auch ſollt ihr nicht vergeſſen,
Ihr ſprachet: „Wer dich ſegne, daß der geſegnet ſei!
Wer dir fluche, der ſei verfluchet
Mit Fluche vollgemeſſen!“
Durch Gott, bedenket euch dabei,
Ob ihr der Pfaffen Ehre irgend ſuchet! (I, 103 a.)

geneſen] an meinem Seelenheil unbeſchädigt bleiben. — weſen] ſein. — durch Gott] um Gottes willen.

Von neuem läßt Walther den alten Klausner klagen, daß man die Guten banne und den Übeln finge (I, 103 a). Dem Kaiſer aber räth er, unbekümmert um des Pabſtes Irrung, dennoch abzufahren[1].

[137] Die Willkühr, womit die Bannſprüche erlaſſen wurden, muſte

der Milde, der Freigebigkeit. So bei Reinmar von Zweter II, 140 b. 146 b. Vgl. Eneit V. 12416 f. Beide ſind Herrſcher im Thierreich. Dem Könige der Vögel iſt es vermuthlich als Freigebigkeit ausgelegt worden, daß er, wie man beobachtet hat, zuweilen von ſeiner Beute nur das Beſte verzehrt und, was ihm nicht gut genug iſt, den geringern Vögeln überläßt.

[1] So kann die Strophe: „Bote, ſage dem Kaiſer“ u. ſ. w. (I, 103 a) eingereiht werden. Auch das Gedicht „Ihr Fürſten, die des Königes“ u. ſ. w. (I, 131 a) betrifft die Kreuzfahrt. Dasſelbe iſt muthmaßlich ſchon um 1220 verfaßt, wo Friedrich, noch nicht als Kaiſer gekrönt, aber längſt mit dem Kreuze bezeichnet, Deutſchland verließ.

allerdings ihre Wirkung ſchwächen. Reinmar von Zweter, der gleichfalls politiſche Gedichte auf Friedrich II und Gregor IX verfaßt hat, unterſcheidet den Bann, der mit Gott und nach Gott ſei, von demjenigen, worin fleiſchlicher Zorn ſtecke (II, 143 b). Der Freigedank behauptet, der Bann habe keine Kraft, der durch Feindſchaft geſchehe (V. 4117 f.); auch ereifert ſich dieſer Dichter ſehr über die Schwierigkeiten, welche den Unternehmungen Friedrichs im heiligen Lande, beſonders durch den päbſtlichen Bann, in den Weg gelegt worden, und daß man den Kaiſer ſelbſt dann nicht vom Banne losgeſprochen, nachdem er die heiligen Stätten den Chriſten wieder zugänglich gemacht[1].

[138] Wenn wir Walthers Liedern glauben dürfen, ſo hat er ſelbſt eine Heerfahrt nach dem heiligen Lande mitgemacht. Entſteht aber die Frage, welchem der verſchiedenen Kreuzzüge, die in ſeine Zeit fallen, er gefolgt ſei, ſo ſpricht die meiſte Wahrſcheinlichkeit für den von Friedrich II im Jahr 1228 unternommenen, von welchem zunächſt die Rede war. Daß er nicht im Gefolge Leopolds von Öſterreich in Paläſtina

[1] Wo gefuhr eh' Kaiſer über Meer
Im Bann und ohne Fürſtenheer?
Und iſt nun kommen in ein Land,
Da Gott noch Mann nie Treue fand. (V. 4026 ff.)
Was mag ein Kaiſer ſchaffen,
Seit Chriſten, Heiden und Pfaffen
Streiten gnug wider ihn?
Da verdürbe Salomons Sinn. (V. 4046 ff.)
Der Bann und manche Chriſten
Mit viel manchen Liſten
Wollten ſie es erwendet (hintertrieben) han.
Nun hat Gott ſein Ehre gethan,
Daß Sünder ſollen das Grab geſehen.
Das muß ihm ohn' ihren Dank geſchehen.
Gott und der Kaiſer haben erloſt
Ein Grab, das iſt aller Chriſten Troſt.
Seit er das Beſte hat gethan,
So ſoll man ihn außer Banne lan.
Das wollen Römer leichte nicht;
Was ohn' ihren Urlaub Guts beſchicht,
Dem wollen ſie keiner Stete jehen (keine Dauer zugeſtehen),
Nun iſt das ohn' ihren Dank (gegen ihren Willen) geſchehen,
(V. 4068 ff.)

geweſen, ergiebt ſich aus dem Liede, womit er die Rückkehr dieſes Fürſten feiert. Auch iſt die Kreuzfahrt darum in eine ſpätere Lebenszeit zu ſetzen, weil er noch in einem Gedichte, das [139] offenbar den vorgerückten Jahren angehört, ſeine Sehnſucht nach der frommen Reiſe ausſpricht (I, 142 a).

Ein Kriegsgeſang in ſchöner, volltönender Weiſe erhebt ſich ſchon wie aus den Reihen des Kreuzheeres, das begeiſtert nach dem wogenden Meere hinzieht (I, 125 b). Aber wirklich auf heiligem Boden ſtehend zeigt ſich uns der Dichter in einem andern Liede. Jetzt erſt iſt ſein Leben ihm werth, ſeit ſein ſündig Auge das reine Land ſieht und die Erde, der man ſo viel Ehre zuerkennt. Es iſt geſchehn, was er ſtets gebeten, er iſt an die Stätte gekommen, wo Gott menſchlich wandelte[1]. Was er noch von Ländern geſehen, ſchönen, hehren und reichen, die Ehre aller iſt dieſes, wo der göttlichen Wunder ſo viele geſchehen ſind. In dieſes Land hat auch der Herr jenen angſtvollen Tag geſprochen, wo der Waiſe gerächet wird und die Wittwe klagen mag. Chriſten, Juden und Heiden ſagen, daß dieß ihr Erbe ſei. Gott mög' es zu Recht entſcheiden, alle Welt ſtreitet darum, aber recht iſt, daß er uns gewähre. (I, 104 f.)

Den Chriſten wurde damals gewährt und groß mag Walthers Freude geweſen ſein, wenn ihm vergönnt war, ſeinen geliebten Kaiſer Friedrich im Tempel des heiligen Grabes mit der Krone von Jeruſalem gekrönt zu ſehen.

[1] [Koloczaer Codex S. 62, V. 259 f.: Si waren verre von der ſtat, Da got menſchlichen gienc.]

## [140] Neunter Abſchnitt.

Des Dichters Alter. Seine Religionsanſichten. Sein Tod.

Es iſt eine Reihe von mehr als dreißig Jahren, durch die wir unſrem Dichter ſeit den erſten Liedern, denen ſich die Zeit ihrer Entſtehung nachweiſen läßt, d. h. vom Jahr 1198 an, unter dem Fingerzeig der Geſchichte gefolgt ſind, und ſchon jene Lieder tragen den Ausdruck männlicher Reife. Wir haben ihn ſagen gehört, daß er vierzig Jahre und drüber von Minne geſungen. Sonach iſt nicht zu zweifeln, daß er ein anſehnliches Alter erreicht habe.

Wie wenig ſein Leben durch äußere Glücksumſtände begünſtigt war, darüber läßt er ſich bald ſchmerzlich, bald launig vernehmen. Auf letztere Weiſe in Folgendem:

Frau Sälde theilet rings um mich
Und kehret mir den Rücken zu,
Da kann ſie nicht erbarmen ſich;
[141] Nun rathet, Freunde, was ich thu'!
Sie ſteht ungerne gegen mir;
Geh' ich hinfür, ich bin doch immer hinter ihr,
Sie geruhet nicht mich anzuſehen;
Ich wollte, daß ihr Aug' an ihrem Nacken ſtünde,
So müſt' es ohn' ihren Dank geſchehen. (I, 119 a.)

Frau Sälde] Frau Glück, die Segensgöttin. — gegen mir] mir zugewendet — ohn' ihren Dank] gegen ihren Willen.

In ähnlichem Tone hat er ſeinen letzten Willen aufgeſetzt. Er will, eh' er hinfährt, ſein fahrend Gut und Eigen austheilen, damit Niemand darum ſtreite, dem er es nicht zugedacht. All ſein Unglück beſcheidet er Jenen, die ſich dem Haß und Neid ergeben; ſeinen Kummer den Lügnern; ſeinen Unverſtand denen, die mit Falſchheit minnen; den Frauen: nach Herzeliebe ſehnendes Leid. (I, 115 b).

Eben die Ungunſt des Geſchickes, womit er vielfältig zu kämpfen

hatte, konnte frühzeitig seinen Sinn auf das Höhere lenken. Die manigfachen Erfahrungen einer langen Lebensbahn waren geeignet, ihm die Nichtigkeit der irdischen Dinge aufzudecken. Mit dem vorrückenden Alter sehen wir ihn auch immer mehr in das Gebiet ernster und frommer Betrachtung hingezogen. Wenn wir an einem Theile seiner Minnelieder die Wärme der Empfindung vermissten, so finden wir die Heimath seiner tieferen Begeisterung da, wo es von Sachen des Vaterlandes und der Religion sich [142] handelt. Sein Zeitgenosse Reinmar der Alte ist so sehr Minnesänger, daß er auch noch als Pilgrim seiner Gedanken nicht Meister wird; den Gott, dem er dienen soll, helfen sie ihm nicht so loben, wie er es bedürfte (I, 72 a)[1]. Unser Dichter dagegen hat mit dem ungetheiltesten Eifer die Sache des Kreuzes ergriffen.

Jetzt, da er sich am Abend seines Lebens befindet, wird es angemessen sein, eben die religiöse Seite seiner Dichtungen völlig hervorzuheben. Das Irdische schwindet ihm, so wie beim Sinken der Sonne die Thäler sich in Schatten hüllen und bald nur noch die höchsten Gipfel beleuchtet stehen.

Den Vorzug der wahren und daurenden Freuden vor den eiteln und flüchtigen bezeichnen nachstehende Lieder:

Ich bin Einer, der nie halben Tag
Mit ganzen Freuden hat vertrieben.
Was ich je daher der Freuden pflag,
Der bin ich hier entblößt geblieben.
Niemand kann hie Freude finden, sie zergeh',
[143] Wie der lichten Blumen Schein.
Darum soll das Herze mein
Trachten nach falschen Freuden nimmermeh. (I, 114 a.)

sie zergeh'] sie zergehe denn.

O weh! wir müssigen Leute, wie sind wir versessen
Zwischen zwei Freuden nieder an die jämmerliche Statt!

[1] So gesteht auch Friedrich von Husen, sein Leib wolle gerne fechten gegen die Heiden, aber seinem Herzen liege ein Weib nahe (Man. I, 93 b); und der von Johannsdorf bittet die Minne, ihn so lange frei zu lassen, bis er die reine Gottesfahrt vollendet habe, dann soll sie ihm wieder willkommen sein I, 176 b).

Aller Arbeit hatten wir vergeſſen,
Da uns der kurze Sommer ſein Geſind' zu werden bat.
Der brachte uns fahrende Blumen und Blatt,
Da trog uns der kurze Vogelſang.
Wohl ihm, der nur nach ſteten Freuden rang!

Weh geſchehe der Weiſe, die wir mit den Grillen ſangen!
Da wir uns ſollten warnen gegen des kalten Winters Zeit.
Daß wir viel Dummen mit der Ameiſe nicht rangen,
Die nun viel würdiglich bei ihren Arebeiten leit!
Das war ſtets der Welte Streit:
Thoren ſchalten ſtets der Weiſen Rath.
Man ſieht wohl dort, wer hie gelogen hat. (I, 103 b.)

verſeſſen] falſch geſeſſen. — zwei Freuden] der irdiſchen und der ewigen. — Da uns u. ſ. w.] Als uns der flüchtige Sommer einlud, ſein Gefolge zu ſein. — fahrende Blumen] vergängliche, unſtete, gleich den fahrenden Leuten (Vgl. Man. I, 70 a, 7. I, 170 a, 7); das Bild entſpringt dem obigen Geſinde. — Blatt] Blätter. — gegen] vor. — leit] liegt.

Wie der Dichter dem Minneſang abſagt, den er ſo lange Zeit geübt, wie er von der vergänglichen Minne ſich zu der ewigen wendet, iſt ſchon oben gezeigt worden.

[144] In einem Zweigeſpräche mit Frau Welt (I, 111 b) nimmt er von dieſer ſeiner bisherigen Pflegerin feierlich Abſchied. Sie ſpricht ihm zu, bei ihr zu bleiben; er ſoll gedenken, was ſie ihm Ehren bot und wie ſie ihm ſeinen Willen ließ. Frau Welt, erwidert er, ich habe zu viel geſogen, ich will entwohnen, es iſt Zeit. Gott gebe dir, Frau, gute Nacht! Ich will zur Herberge fahren.

Welt, ich habe deinen Lohn erſehen, ſagt er in einem ähnlichen Gedichte (I, 122 b), was du mir giebſt, das nimmſt du mir. Wir ſcheiden alle nackt und bloß von dir. Ich hatte Leib und Seele tauſendmal gewagt um dich, nun bin ich alt und haſt mit mir dein Spiel, und zürn' ich des, ſo lacheſt du. Lach' uns noch eine Weile ſo! dein Jammertag wird bald auch kommen.

Traum und Spiegelglas, heißt es anderswo, gelten bei der Stete dem Winde gleich. Laub und Gras, das ſtets meine Freude war, dazu Blumen manigfalt, die rothe Heide, der grüne Wald, der Vögelein Sang, der Linde Süßigkeit haben ein traurig Ende. Den thörichten

Wunſch zur Welt, ich ſollt' ihn laſſen, damit er nicht meiner Seele große Noth bringe. Der Buße wäre hohe Zeit. Nun fürchte ich ſiecher Mann den grimmen Tod, daß er kläglich über mich komme. Vor Furcht bleichen mir die Wangen. Wie ſoll ein Mann, der nichts denn ſündigen kann, hohen Muth gewinnen? Seit ich an weltlichen Din[145]gen Übel und Gut zu erkennen begann, griff ich, wie ein Thor, zur linken Hand recht in die Glut und mehrte ſtets dem Teufel ſeinen Sieg. Ich war mit ſehenden Augen blind und aller guten Dinge ein Kind, wie ich auch meine Miſſethat der Welt hehlte. Heiliger Chriſt, mache du mich rein, eh' meine Seele verſinke in das verlorne Thal! (I, 141 b.)

Mit tiefſchmerzlicher Empfindung iſt die Nichtigkeit des Irdiſchen beſonders in dem großen Klaggeſange dargelegt, den der Dichter anſtimmt, nachdem er in ſpäteren Jahren in das Land ſeiner Geburt zurückgekommen iſt. Alles findet er umgewandelt, er wird an der Wirklichkeit irre, ihm iſt jetzt das Leben ein Traum. Lautes Wehe erhebt er über die Verderbnis und den Unbeſtand der Welt. Er will ſich hinüber retten in das Heilige.

O weh! wohin verſchwanden alle meine Jahr'?
Iſt mein Leben mir geträumet oder iſt es wahr?
Das ich ſtets wähnte, daß es wäre, war das icht?
Darnach hab' ich geſchlafen und ſo weiß ich's nicht.
Nun bin ich erwachet, und iſt mir unbekannt,
Was mir hievor war kundig, wie mein' andre Hand.
Leute und Land, dannen ich von Kinde bin geborn,
Die ſind mir fremde worden, recht als ob es ſei verlorn.
Die meine Geſpielen waren, die ſind träge und alt,
Bereitet iſt das Feld, verhauen iſt der Wald,
Nur daß das Waſſer fließet, wie es weiland floß.
Fürwahr! ich wähnte, mein Ungelücke würde groß.
Mich grüßet mancher träge [1], der eh' mich kannte wohl;
Die Welt iſt allenthalben Ungenaden voll.
[146] Wenn ich gedenke an manchen wonniglichen Tag,
Die mir entfallen ſind, wie in das Meer ein Schlag [2]:
Immermehr o weh!

[1] [Vgl. Barlaam 121, 9: Tracliche gruozt er in.]
[2] [Vgl. Meiſter Gervelyn S. 57, CXCVIII: eyn wazzer-ſlac.]

O weh! wie jämmerlich die jungen Leute thunt,
Denen nun viel traurigliche ihr Gemüthe ſtund!
Die können nichts, denn ſorgen; o weh! wie thun ſie ſo?
Wo ich zur Welt hinkehre, da iſt Niemand froh.
Tanzen, Singen zergeht mit Sorgen gar.
Nie Chriſtenmann noch ſah ſo jämmerliche Jahr'.
Nun merket, wie den Frauen ihr Gebände ſtaht!
Die ſtolzen Ritter tragen dörferliche Wat.
Uns ſind unſanfte Briefe her von Rome kommen,
Uns iſt erlaubet Trauren und Freude gar benommen.
Das mühet mich inniglichen ſehr, wir lebten ſonſt viel wohl,
Daß ich nun, für mein Lachen, Weinen kieſen ſoll.
Die wilden Vögel betrübet unſre Klage,
Was Wunder iſt, wenn ich davon verzage?
Was ſpreche ich dummer Mann durch meinen böſen Zorn?
Wer dieſer Wonne folget, der hat jene dort verlorn
Immer mehr, o weh!

O weh! wie uns mit ſüßen Dingen iſt vergeben!
Ich ſehe die bittre Galle mitten in dem Honige ſchweben.
Die Welt iſt außen ſchöne weiß, grüne und roth
Und innen ſchwarzer Farbe finſter, wie der Tod.
Wen ſie nun verleitet habe, der ſchaue ſeinen Troſt!
Er wird mit ſchwacher Buße großer Sünde erloſt.
Daran gedenket, Ritter! es iſt euer Ding.
Ihr traget die lichten Helme und manchen harten Ring,
Dazu die feſten Schilde und das geweihte Schwert.
Wollte Gott, ich wäre ſolches Sieges werth!
So wollte ich nothiger Mann verdienen reichen Sold,
Doch meine ich nicht die Huben, noch der Herren Gold:
[147] Ich wollte ſelber Krone ewiglichen tragen,
Die möchte ein Söldener mit ſeinem Speer bejagen.
Möchte ich die liebe Reiſe fahren über See,
So wollte ich danne ſingen: wohl! und nimmermehr: o weh!

(I, 141 b f.)

icht] irgend etwas. — kundig u. ſ. w.] bekannt, geläufig, wie der einen Hand die andre. — von Kinde] von Kindheit auf. — Ungenaden] Ungunſt, Misgeſchick. — Immermehr] immerfort. — thunt] thun. — ſtund] geworden, beſchaffen iſt. — zur Welt] auf der Welt. — unſanfte] unerfreuliche; die Bann-

briefe. — mühet] betrübet, quälet. — vergeben] Gift gegeben. — ſchwacher] geringer. — euer Ding] eure Sache. — Ring] Panzerring. — Huben] Grundſtücke, Lehengüter. — möchte] könnte. — bejagen] erjagen, erwerben.

Es kann mit Recht gefragt werden, was, nach der Verſchmähung des Irdiſchen, dem Dichter das Göttliche ſei, das ihn entſchädige und erhebe.

Das zuletzt ausgehobene Gedicht benennt uns den Kampf unter der Fahne des Kreuzes. Es iſt bemerkenswerth, wie der Dichter, der ſonſt um das Gold der Fürſten geworben', jetzt, dieſes verſchmähend, ſelbſt eine Krone, die himmliſche, erwerben möchte. Das heilige Land iſt ihm die durch Gottes irdiſchen Wandel verklärte Erde, der Kampf um dieſes Land eine höhere Weihe, ein Übertritt vom Dienſte der Welt in den des Himmels; der Tod in dieſem Kampfe der geradeſte Pfad nach dem Reiche Gottes.

Große Verehrung widmet Walther der Königin der Engel, deren keuſcher Leib den umfieng, den Höhe, [148] Breite, Tiefe, Länge nie umgreifen mochte (I, 133 a) [1].

Er theilt dieſe beſondre Verehrung der heiligen Jungfrau mit den andern Dichtern ſeiner Zeit. Sie hieng ſelbſt mit dem Minneſange zuſammen. „Der Welt Hort, ſagt Reinmar von Zweter (II, 143 a) liegt gar an reinen Weiben, ihr Lob, das ſoll man höhen und treiben; was Gott je erſchuf, das übergelten ſie, es ward geboren ſein ſelbes Leib von einer Magd, das gab er ihnen zu Steuer." Und es geht wohl aus dieſer Anſicht von der höheren Weihe der Frauen hervor, wenn derſelbe Dichter meint: „flüchtete ſich ein Wolf zu Frauen, man ſollte ihn um ihretwillen leben laſſen" (II, 152 b).

Auch über den Kriegsheeren ſchwebte die heilige Jungfrau. In ſeinem Kreuzgeſange (I, 125 b) ruft Walther die Königin ob allen Frauen an [2]. „St. Marie, Mutter und Magd, unſre Noth ſei dir geklagt!" ſangen die Heere, wenn ſie in die Schlacht zogen. (Horneck, Cap. 440. 682. 683.)

[1] So auch Meiſter Friedrich von Sunnenburg, CCCXCVIII: „Den all die Welt an Breite, an Länge nicht umgreifen möchte, den umgriff die Reine alleine." Vgl. Rumelant, CCCLXXV. Boppo II, 233 a, 3.

[2] Der von Johannsdorf (I, 174 b) findet einen gewichtigen Beweggrund für die Kreuzfahrt in der Schmähung der Heiden, daß Gottes Mutter nicht eine Jungfrau ſei.

[149] Ein vorzüglicher Grund des Mariendienſtes im Mittelalter lag in dem Glauben, daß Gott keine Fürbitte ſeiner Mutter unerhört laſſe. Walther ſingt: „Nun loben wir die ſüße Magd, der ihr Sohn nimmer nichts verſagt! Sie iſt des Mutter, der von Hölle uns löſte. Das iſt uns ein Troſt vor allem Troſte, daß man da zu Himmel ihren Willen thut“ (I, 126 a). Aus andern Dichtern könnten ähnliche Stellen angeführt werden. So wie aber der Sohn die Mutter erhört, ſo wird hinwider die Mutter bei dem Namen des Sohnes gemahnt. „Hilf mir durch deines Kindes Ehre, daß ich meine Sünde büße!“ ruft Walther zu ihr (I, 133 a) [1].

Es war ſonſt ſchon Anlaß, ſeine Gedichte mit Gemälden zu vergleichen. Wie zuvor den Kirchenzug des Königs oder den Ausgang einer herrlichen Frau, ſo ſtellt er uns jetzt geiſtliche Bilder auf aus der Geſchichte Mariens und ihres göttlichen Sohnes. Beſonders ſchön ſind zwei derſelben, die Kreuzigung und der Tod Jeſu, rührend durch die bloße Darſtellung, ohne allen Erguß der Empfindung:

[150] Sünder, du ſollt an die große Noth gedenken,
Die Gott um uns litt, und ſollt dein Herz in Reue ſenken.
Sein Leib war mit ſcharfen Dornen gar verſehret,
Und noch ward manigfalt ſein' Marter an dem Kreuze gemehret.
Man ſchlug ihm dreie Nägel durch Hände und auch durch Füße.
Jammerlichen weinte Maria, die Süße,
Da ſie ihrem Kinde das Blut aus beiden Seiten fließen ſach.
Traurigliche Jeſus von dem Kreuze ſprach:
„Mutter, iſt doch euer Ungemach
Mein zweiter Tod! Johann, du ſollt der Lieben Schwere büßen.“
(I, 133 a.)

ſach] ſah. — Schwere büßen] Kummer ſtillen.

Der Blinde ſprach zu ſeinem Knechte: „Du ſollt ſetzen
Den Speer an ſein Herze, ſo will ich die Marter letzen.“
Der Speer gegen all der Welte Herren ward geneiget.

[1] Schön führt Meiſter Stolle (III) dieſes aus: Wer ſie des mahnet, daß ſie Chriſtum gebar, dem wird geholfen. Mehr noch iſt ihrer Gnaden, wenn ſie daran gemahnt wird, wie ihr wehe ward, als ſie ihn an das Kreuz ſchlugen. Wer ſie aber der großen Freude mahnt, als ihr Sohn vom Tode aufſtand, der machet ſich von ſeinen Sünden bloß.

Maria vor dem Kreuze trauriglichen Klage erzeiget;
Sie verlor ihr' Farbe, ihr' Kraft, in bitterlichen Nöthen,
Da ſie jämmerlich ihr liebes Kind ſah tödten
Und Longinus den Speer ihm in ſein' reine Seite ſtach.
Sie ſank unmächtig nieder, daß ſie nicht hörte und nicht ſprach.
In dém Jammer Chriſte ſein Herze brach.
Das Kreuz begunnte ſich mit ſeinem ſüßen Blute röthen. (Ebend.)

letzen] endigen. — Longinus] der h. Longinus iſt, nach der Legende, der Kriegsknecht, welcher die Seite Jeſu mit dem Speer öffnete. Von dem niederſtrömenden Blute ſoll ein Blinder geheilt worden ſein.

[151] Niemand wird ſich wundern, den Dichter in den Vorſtellungen ſeiner Zeit befangen zu finden. Aber auch in freier Bewegung zeigt ſich uns derſelbe.

Von eigener Aufrichtigkeit iſt nachfolgende Beichte:

Viel hochgelobter Gott, wie ſelten ich dich preiſe!
Da ich von dir doch beides habe, Wort und Weiſe,
Wie wag' ich ſo zu freveln unter deinem Reiſe!
Ich thu' nicht rechte Werke, noch hab' ich wahre Minne
Zu meinem Nebenchriſten, Herre, noch zu dir.
So hold noch ward ich ihrer keinem je, als mir.
Gott Vater und Gott Sohn, dein Geiſt berichte meine Sinne!
Wie ſollt' ich den wohl minnen, der mir übel thut?
Mir muß der immer lieber ſein, der mir iſt gut.
Vergieb mir andre meine Schuld! ich will noch haben dén Muth.
(I, 131 a.)

Von Walthers freimüthigen Äußerungen gegen die Prieſterherrſchaft iſt umſtändlich gehandelt worden. Wenn er zum Kampfe für die Erlöſung des heiligen Grabes eifrig ermuntert, ſo iſt er darum nicht eben von blindem Haſſe gegen nichtchriſtliche Mitmenſchen beherrſcht. „Räche, Herr! betet er, dich und deine Mutter an denen, die eures Erblandes Feinde ſind! Laß dir den Chriſten gleich wenig gelten, als den Heiden! Du weiſt wohl, daß nicht die Heiden allein dich irren, die ſind wider dich doch öffentlich unrein; zeige die in ihrer Unreine, die es mit jenen heimlich gemein ha[152]ben (I, 103 a) [1]!“ Als den Vater aller

[1] Dieſe Äußerungen haben wohl dieſelbe Beziehung wie die in der Anm. 1, S. 97 ausgehobenen des Freigedank.

Menſchen erkennt er den Herrn, wenn er ausruft: „Ihm dienen Chriſten, Juden und Heiden, der alle lebende Wunder nährt“ (I, 128 b). Um Vieles duldſamer und freidenkender, als der Freigedank (V. 481 bis 84), den es gewaltig verdrießt, daß Gott Chriſten, Juden und Heiden gleiches Wetter giebt.

Am reinſten aber und über allen Wahn der Zeit erhaben erſcheint ſeine Anbetung da, wo er vor Gott ſich niederwirft, als dem Unbegreiflichen, den zu erforſchen alle Mühe bei Tag und bei Nacht verloren iſt, den keine Predigt und keine Glaubensſatzung erklärt:

Mächtiger Gott, du biſt ſo lang und biſt ſo breit.
Gedächten wir daran, daß wir unſre Arebeit
Nicht verlören! Dir ſind beide ungemeſſen: Macht und Ewigkeit.
Ich weiß an mir wohl, was ein Andrer auch drum trachtet [1];
Doch iſt es, wie es ſtets war, unſern Sinnen unbereit.
Du biſt zu groß, du biſt zu klein; es iſt ungeachtet.
Dummer Gauch, der daran betaget oder benachtet!
Will er wiſſen, was nie ward geprediget noch gepfachtet? (I, 102 b.)

unbereit] unzugänglich. — ungeachtet] unermeſſen, ungeſchätzt. — daran betaget oder benachtet] Tag oder Nacht darauf wendet, damit hinbringt. (Vgl. II, 112 a.) — gepfachtet] in Satzungen gefaßt, von Pfacht, Satzung, Geſetz.

[153] Unſre Blicke ſind dem Dichter in das Gebiet des Unendlichen gefolgt und hier mag er uns verſchwinden. Es iſt uns keine Nachricht von den äußeren Umſtänden ſeiner letzten Zeit geblieben, gleich als ſollten wir ihn nicht mehr mit der Erde befaßt ſehen, von der er ſich losgeſagt, und von ſeinem Tode nichts erkennen, als das allmähliche Hinüberſchweben des Geiſtes in das Reich der Geiſter.

Davon jedoch iſt Kunde vorhanden, wo ſeine irdiſche Hülle beſtattet worden. In der Würzburger Liederhandſchrift, aus der erſten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts [2], findet ſich die Nachricht, daß Herr Walther von der Vogelweide zu Würzburg zu dem Neuenmünſter in dem Grafehofe begraben liege. In einer handſchriftlichen Chronik aber iſt eine liebliche Sage mit Folgendem aufbewahrt: im Gange des Neuenmünſters,

[1] [Bertholds Predigten S. 120: trahten. S. 160: betrahten. S. 179: ertrahten. S. 289.]

[2] Und zwar in der alten Vorrede zu dem S. 68, Anm. 3 angeführten Meiſterliede des Lupolt Hornburg, Muſ. II, 1, S. 22.

gewöhnlich Lorenzgarten genannt, ſei Walther begraben unter einem Baume. Dieſer habe in ſeinem Teſtament verordnet, daß man auf ſeinem Grabſteine den Vögeln Waizenkörner und Trinken gebe; und, wie noch jetzt zu ſehen ſei, hab' er in den Stein, unter dem er begraben liege, vier Löcher machen laſſen zum täglichen Füttern der Vögel. Das Kapitel des Neuenmünſters aber habe dieſes Vermächtnis für die [154] Vögel in Semmeln verwandelt, welche an Walthers Jahrestage den Chorherrn gegeben werden ſollten, und nicht mehr den Vögeln. Im Gange des vorbeſagten Gartens, gewöhnlich im Kreuzgang, ſei von dieſem Walther noch Folgendes, in lateiniſchen Verſen, in Stein gehauen, zu leſen: „Der du bei Leben, o Walther, der Vögel Weide geweſen biſt, Blume der Wohlredenheit, Mund der Pallas, du ſtarbeſt. Damit nun deine Frömmigkeit den himmliſchen Kranz erlangen möge, ſo ſpreche, wer dieſes lieſt: Sei Gott ſeiner Seele gnädig!“ [1]

[1] Oberthür in der Schrift, welche S. 13, Anm. 3 angeführt worden iſt, S. 30, giebt dieſe Stelle mit der Bemerkung, daß Ignaz Gropp ſolche in einer geſchriebenen Chronik gefunden habe. Die Stelle, worüber die Recenſion des oberthüriſchen Buches in den Göttingiſchen Gelehrten Anzeigen 1818, S. 2054 bis 2056 zu vergleichen [Aufſeßs Anzeiger 1833, Sp. 70] lautet ſo: In novi monasterii ambitu, vulgo Lorenzgarten, sepultus est Waltherus sub arbore. Hic in vita sua constituit in sub testamento, volucribus super lapide suo dari blanda (blada?) et potum; et quod adhuc die hodierna cernitur, fecit quatuor foramina fieri in lapide, sub quo sepultus est, ad aves quotidie pascendas. Capitulum vero N. M. hoc testamentum volucrum transtulit in semellas, dari canonicis in suo anniversario, et non amplius volucribus. In ambitu præfati horti, vulgo im Creuzgang, de hoc Walthero adhuc ista carmina saxo incisa leguntur:

Pascua qui volucrum vivus Walthere fuisti,
Qui flos eloquii, qui Palladis os oblivisti,
Ergo quod aureolam probitas tua poscit habere,
Qui legit, hic dicat: Deus istius miserere!

Nach einer neueren Mittheilung im Morgenblatt 1821, Nr. 19 ſind dieſe vier gereimten Hexameter auch in die Würzburger Handſchrift Bl. 212 b eingezeichnet. (Statt oblivisti heißt es hier beſſer obiisti, ſtatt poscit ſteht possit.) Voran ſtehen die Worte: De milite Walthero dicto von der Vogelweide, sepulto in ambitu novi monasterii Herbip.; in suo epitaphio sculptum erat: u. ſ. w.

[155] Name und Wappen des Dichters mögen zu jener Sage Anlaß gegeben haben.

Der Truchſeß von Sankt Gallen betrauert den Tod Walthers auf ähnliche Weiſe, wie dieſer den Tod Reinmars beklagt hat: Uns iſt unſres Sanges Meiſter, den man eh' von der Vogelweide nannte, auf die Fahrt, die nach ihm uns Allen unerlaſſen bleibt. Was frommet nun, was er eh' der Welt erkannte? Sein hoher Sinn iſt worden krank. Nun wünſchet ihm um ſeines werthen, hofelichen Sanges willen, daß ſein der ſüße Vater nach Gnaden pflege! (Pf. Hdſ. 357, Bl. 20 b.) [1]

[1] [Böhmers Fontes I, XXXVI.]

# Der Minnesang.

I.

# Älterer Minneſang.

Die Liebe hat von jeher im Geſange geſprochen. Aber einzig in der Geſchichte iſt jene tauſendſtimmige, unermüdliche, unbegrenzte Huldigung, die im zwölften und dreizehnten Jahrhundert in provenzaliſcher, franzöſiſcher, deutſcher Sprache den Frauen geſungen ward.

Daß ein Volk den Frauen eine würdige Stellung in der Geſellſchaft einräumt, bedarf an ſich keiner Erklärung. Einer ſolchen bedarf es eher, wie gebildete Völker des Alterthums das ſchwächere Geſchlecht im Zuſtande der Unterdrückung feſthalten konnten. Iſt aber weibliche Anmuth einmal frei gegeben, ſo iſt nicht zu berechnen, wie weit dieſe ſanfte, doch ſichere Gewalt ihre Wirkungen ausdehne; und ſo ſehen wir den eiſernen Ritter, knieend vor ihr, die Hände falten.

Man hat bemerkt, daß ſchon die alten Germanen, nach Tacitus, in den Frauen etwas Heiliges und Prophetiſches ehrten. Wichtiger iſt, daß bei ihnen, nach den Berichten desſelben Geſchichtſchreibers, das Verhältnis der Geſchlechter durchaus als ein ſittliches erſcheint. Die Ehe wird ſtreng und heilig gehalten; ſelbſt zweite Ehe iſt bei manchen Stämmen unzuläſſig; der Mann fürchtet die Gefangenſchaft weniger für ſich, als für die Gattin; am ſicherſten gebunden ſind diejenigen Völkerſchaften, von denen man edle Jungfrauen zu Geiſeln genommen hat [1].

Wäre den Frauen nicht zum voraus in der deutſchen Gemüthsart ihre Würde geſichert geweſen, das Chriſtenthum muſte ihre Freilaſſung vollenden. Der Glaube, der die Menſchenwürde ſo feierlich ausſpricht, ertrug nicht die Zurückſetzung des einen Geſchlechts. Der neue Glaube erſchloß überhaupt die Tiefen des Gemüthes, auch im Verhältnis der

[1] Tacitus, Germania C. 8. 17. 18. 19.

Geſchlechter muſte er die geiſtige Beziehung fördern. Einzelne Lehrſätze und Anſtalten der Kirche begegneten in merkwürdiger Wechſelwirkung den Neigungen der Völker. Schon glänzten heilige Frauen und Jungfrauen als Märterinnen der göttlichen Lehre. Auch weibliche Genoſſenſchaften hatten ſich, weltlicher Luſt entſagend, dem Dienſte des Heiligen verpflichtet. Vor Allem aber erſchien das Geſchlecht verherrlicht und geweiht in der jungfräulichen Mutter des Heilands [1]; die Verehrung Mariens erhob ſich nahezu über jeden andern Gottesdienſt [2], und wie die Himmliſche ihren Glanz über die Frauen der Erde verbreitete, ſo war hinwider die Feier ihres Lobes an Innigkeit und Farbengebung dem weltlichen Minneſange verwandt. Auf ihre Erwählung durch Gott wird das Hohelied gedeutet, welches ein Sänger ihres Preiſes „das Buch von der Minne“ nannte [3], während es anderswo „unſer Frauen Lied“ genannt wird [4].

[1] Bruoder Eberhart von Sax, M. I, 29 a, 3: Du haſt elliu wip gepriſet, Wie uns eine hab' verwiſet, Do ſi wider got geſpiſet Wart, nach ir gelüſte krank u. ſ. w. Vgl. Marner, II, 170 b, 3. Rumslant, II, 224 b, 2; Gottfrieds von Straßburg Werke, Bd. II, S. 102, Str. 3: Du minneklicher bluome glanz, Du blüemeſt aller megde kranz; Walther von der Vogelweide, M. I, 125 b, 5: Künigin ob allen vrouwen.

[2] Sie war ohne Anfang ſtets mit Gott in der Gottheit, M. II, 213 a, 3. Vgl. II, 236 a, 2.

[3] Bruoder Eberhart von Sax, M. I, 29 b, 3: An dem buoche von der minne Da biſtu geprüevet inne Wol nach loberichem ſinne. Auch Frauenlob wendet das Hohelied auf ſie an, M. II, 213 b, 4 bis 214 a, 3. 214 b, 2. 3. Vgl. Coloczaer Codex S. 108, V. 431. Herman Damen ſagt (S. 60, V. 56 ff.): „Salomon der wiſe wol ze priſe ir grozen tugent hat beſcriben.“ Vgl. auch Herders Lieder der Liebe S. 173: „Salomon macht der minn buoch des erſten von unſer frawn“ u. ſ. w. Vgl. noch Alt-Meiſter-Geſangbuch S. 48, DCXVI. Ihr Verhältnis zu Gott, wie das zu dem Sünder, wird auch ſonſt gerne mit dem Minnedienſt verglichen, M. II, 210 a, 2 (vgl. Frauenlob, II, 214 b, 3: miu amis curtois). 125 b, 3. 4. Bei Willeram iſt im hohen Liede noch Chriſtus und die Kirche gemeint.

[4] Albertus Argentinenſis ſagt von Frauenlob: Cantica canticorum dictavit (tihten) teutonice, quæ vulgariter dicuntur unſer Frauwen Lied. Muſeum II, 165, Note 27. [Vgl. die ausführliche Stelle in von der Hagen MS. IV, 738. Pf. Cyriacus Spangenberg, Von der Muſica und den Meiſterſängern, herausgegeben durch A. von Keller. Stuttgart 1861. 8. S. 131. H.]

Die alte Welt hat diejenigen Kräfte, welche das Leben regeln, verſchönern, veredeln, vorzugsweiſe in weiblicher Geſtalt ſinnbildlich dargeſtellt. Die Neueren haben umgekehrt in der Erſcheinung herrlicher Frauen das Geiſtige geahnet und eine ſittliche Herrſchaft anerkannt. Es iſt nicht zu widerſprechen, daß eben der ſittliche Einfluß der Frauen die wirkſamſte Geſetzgebung des Mittelalters war und das Mangelhafte der äußern Einrichtungen einigermaßen erſetzte.

Die weibliche Einwirkung auf das geſellige Leben kann jedoch erſt dann ihre ganze Macht ausüben, wenn ſich die Geſellſchaft ſonſt ſchon aus dem Roheſten herausgearbeitet hat. Dieſes geſchah nach den Stürmen der Völkerwanderung zuerſt in ſolchen Gegenden, wo die friſche Kraft und die angeborne Sinnesart der germaniſchen Eroberer mit den Reſten römiſcher Bildung glücklich zuſammentraf. So finden wir denn im ſüdlichen Frankreich bereits am Schluſſe des 11ten Jahrhunderts die Verehrung der Frauen, das Werben um ihre Huld und den unerſchöpflichen Sang der Minne im gleichen Geiſte feſtgeſtellt und ausgebildet, wie alles dieſes ſpäterhin im nördlichen Frankreich und nach der Mitte des 12ten Jahrhunderts auch in Deutſchland hervortritt. Mit grenzenloſer Begeiſterung, wie für eine neue Glaubenslehre, wird überall der Dienſt der Minne aufgenommen. Entzückt und erſtaunt, als wär' ihnen eine Binde von den Augen gefallen, ſehen die Völker nun erſt die Trefflichkeit der Frauen in voller Entfaltung, in ſiegreichem Glanze vor ſich ſtehen.

Die allgemeine Ähnlichkeit der provenzaliſchen, nordfranzöſiſchen und deutſchen Minnelieder iſt unverkennbar, ſelbſt einzelne Entlehnungen laſſen ſich nachweiſen, und begreiflich muß man das Verdienſt der Anregung und Einwirkung Denjenigen zugeſtehen, bei welchen ſich dieſe Art des Geſanges früher auf ausgezeichnete Weiſe entwickelt hat. Dennoch würde man ſehr irren, wenn man den deutſchen Minneſang als bloße Nachahmung des provenzaliſchen oder franzöſiſchen betrachten wollte. Man müſte denn behaupten, daß aus dem Künſtlichen das Einfache erwachſen, daß die friſchere Natur ein Erborgtes ſei, daß aus der Nachahmung eine Reihe lebendiger Dichtercharaktere hervorgehen konnte. Die Formen des Lebens, die Richtungen des Geiſtes waren im Mittelalter in dem gröſten Theile von Europa dieſelben. Dieſe allgemeine Übereinſtimmung muſte ſich auch in der Dichtkunſt abſpiegeln,

ohne daß man aus der Ähnlichkeit auf die Nachahmung ſchließen dürfte. Dabei hat jenes allgemeine Gepräge die Eigenthümlichkeit der einzelnen Volksſtämme keineswegs ausgetilgt, und dieſes Eigenthümliche erſcheint gleichfalls wieder in den Geſängen der verſchiedenen Zungen. So hat auch der deutſche Minneſang ſich aus heimiſcher Wurzel entwickelt und es kann mit ziemlicher Sicherheit nachgewieſen werden, wo und wie weit das Beiſpiel der ſüdlichen und weſtlichen Nachbarn in ſeine ſtätige Entwicklung eingegriffen [1].

Keines unſrer deutſchen Minnelieder kann erweislich über die Mitte des 12ten Jahrhunderts hinaufgerückt werden. Dennoch hat man Zeugnis von dem, was auch ohne Zeugnis anzunehmen wäre, daß Jahrhunderte früher ſchon Lieder der Liebe in deutſcher Sprache geſungen wurden, wenn auch die Lieder ſelbſt verloren ſind. Die Geiſtlichkeit, welche das Mittel ſchriftlicher Aufzeichnung ausſchließlich in Händen hatte, durfte ihre Feder nicht entweihen; vielmehr trat die Kirche ſolchem Geſange ſtrafend entgegen. In einem der Capitulare Karls des Großen vom Jahr 789 wird den Nonnen verboten, Winelieder aufzuſchreiben oder Jemand zu ſchicken [2]. Winelieder (von Wine, Geliebter, Geliebte) hießen noch im 13ten Jahrhundert volksmäßige Liebeslieder [3]. Otfried, Mönch zu Weißenburg, der um 870 die Evangelien in deutſchen Verſen bearbeitete, ſagt in der lateiniſchen Zueignung ſeines Werks, er habe ſolches auf Bitten einiger frommen Männer, beſonders aber einer würdigen Witwe, unternommen, welchen die Üppigkeit und Leichtfertigkeit weltlicher Geſänge zum Ärgernis gereicht [4]. Gleichwohl ſpricht er ſelbſt

[1] [Vgl. F. Diez, Die Poeſie der Troubadours. Zwickau 1826. 8. S. 255 bis 271. W. Wackernagel, Altfranzöſiſche Lieder und Leiche. Baſel 1846. 8. S. 193 bis 237. H.]

[2] Capit. III, A. 789, C. 3, S. 575 bei Heineccius (vgl. Eckhard, de rebus Franciæ orientalis, L. 25, §. 33). Schilter, Thesaurus, B. III, S. 871: Winiliot, plebejos psalmos. Gloss. Mons. S. 375. Willerami Paraphr. Cant. cant. B. 7. 13. 14 bei Schilter, B. IV, S. 5. 9: „Sage mir, wine min, wâ du dine ſcâf weidenes!“ Min wine u. ſ. w., und ſo durchaus.

[3] Nithart, M. II, 74 b, 2:

In einer hohen wiſe ſiniu winelieder ſang er.

Vgl. Görres, Volks- und Meiſterlieder S. 169.

[4] „Dum rerum quondam sonus inutilium pulsaret aures quorundam probatissimorum virorum eorumque sanctitatem laicorum cantus inquie-

wie ein Eingeweihter des Minneſangs, wenn er die Freude und das Erſtaunen der Jünger bei Chriſti Erſcheinung mit den Empfindungen eines Mannes vergleicht, der unerwartet ſein „ſüßes Lieb“ erblickt und fürchtet, daß es Täuſchung ſei [1]; oder wenn er mit lebendigen Zügen die ſchmerzliche Sehnſucht des Liebenden nach der abweſenden Geliebten beſchreibt, als Bild des frommen Verlangens nach der himmliſchen Seligkeit [2].

Die Liederſammlungen ſelbſt, die auf uns gekommen ſind, enthalten deutliche Spuren früheren Minneſangs. Nicht bloß, daß dieſer Sang überall ſchon als etwas Gegebenes und Hergebrachtes angeſehen wird. Es treten auch wirklich mehrere Dichter eines älteren Stils hervor, als der ſonſt in jenen Sammlungen vorherrſchende. Dahin gehören der von Kürenberg [3] (M. I, 38 f.), Dietmar von Aiſt (M. I, 39 bis 42), Milon von Sevelingen (M. I, 96 f.), der Burggraf von Regensburg (M. II, 117). An der Grenze des neueren Stils ſteht Heinrich von Veldeke (M. I, 18 bis 22), um 1180. Mag auch einer oder der andre der vorgenannten Sänger in ſpäterer Zeit gelebt haben, ſo hat er doch in der früheren Weiſe gedichtet, die ſich örtlich forterhalten konnte. Dieſer ältere Stil bezeichnet ſich der Form nach durch einfache, meiſt gezogene Versart, der Weiſe des heimiſchen Heldenlieds ſich annähernd, zuweilen ganz damit zuſammentreffend; wenig Reimſpiel, ſelbſt unvollkommene Reime. In der Darſtellung wenig Schmuck, aber jugendliche Friſche, ſinnliche Kraft, guter Humor, rege Handlung, Bilder, die mit der Sache verſchmelzen, ſtarke Züge, die raſch und tief ins Herz greifen.

taret obscœnus, a quibusdam memoriæ dignis fratribus rogatus, maximeque cujusdam venerandæ matronæ verbis nimium flagitantis, nomine Judith, partem evangeliorum eis theotisce conscriberem, ut aliquantulum hujus cantus lectionis ludum secularium vocum deleret, et in evangeliorum propria linqua occupati dulcedine, sonum inutilium rerum noverint declinare“ u. ſ. w. Schilter, Thesaurus, B. I. [Kellers Otfried 1, 7. K.]

[1] V, 11, 57 bis 60. Schilter, Thesaurus B. II, S. 344.

[2] V, 23, 69 bis 84, l. c. S. 372. Auf beide Stellen hat J. Grimm in der Vorrede zur erſten Auflage der deutſchen Grammatik (1819) S. LVIII aufmerkſam gemacht.

[3] In einer Urkunde Friedrichs, Burggrafen von Nürnberg, juxta pontem Wikershouen 1269, erſcheint als Zeuge ein Ritter Cunradus de Kurenberg. Falkenſtein, Antiq. Nordg. IV, 68.

Einzelne Lieder dieſer Art, oder Bruchſtücke ſolcher irren unter zweifelhaften Namen in den Sammlungen umher. Man darf dieſe Lieder zu dem Beſten rechnen, was uns das deutſche Alterthum überliefert hat, und ließen ſich mehrere ſolcher Art erkaufen, ſo möchte man vieles Gehaltloſe des ſpäteren Minneſanges dafür hingeben.

Der von Kürenberg läßt eine Frau um den treuloſen Geliebten alſo klagen: „Ich zog mir einen Falken länger, denn ein Jahr. Da ich ihn gezähmet, wie ich ihn wollte gar, und ich ihm ſein Gefieder mit Golde wohl bewand, hub er ſich hoch in die Lüfte und flog in andre Land'. Seitdem ſah ich den Falken ſchön und ſtolz herfliegen, er führt' an ſeinem Fuße theure ſeidne Riemen, auch war ihm ſein Gefieder alles roth von Gold. Gott ſende ſie zuſammen, die ſich mit rechten Treuen hold!" (M. I, 38 b, 5. 6.) [1]

Dietmar von Aiſt: „Es ſtund eine Frau alleine und ſpähte über die Heide und wartete ihres Liebes; da ſah ſie Falken fliegen. O wohl dir, Falke, wie du biſt! Du fliegſt, wohin dir lieb iſt, du erkieſeſt dir in dem Walde einen Baum, der dir gefalle. Alſo hab' auch ich gethan, ich erkor mir ſelbſt den lieben Mann, ihn wählten meine Augen; das neiden ſchöne Frauen [2]. O weh! ſo laſſen ſie mir mein Lieb! ich begehrte ihr Keiner Trautes nie" (M. I, 39 b, 1 v. u.).

Ein Ungenannter läßt gleichfalls ein Mädchen ſprechen: „Mich dünket nichts ſo gutes, noch ſo lobeſam, als die lichte Roſe und die Minne minneſam. Die Vöglein ſingen im Walde, das iſt manchem Herzen lieb; mir komme denn mein Trauter, ich habe der Sommerwonne nicht" (M. II, 110 a, 1 v. u.) [3].

Man ſieht, dieſe Lieder ſind in Handlung geſetzt. Ein Sprecher, eine Sprecherin in beſtimmter Lage und Umgebung. Meldung eines

[1] Boner, 94, 83:

Wer ganzer triwe vergezzen wil,
Den glichen ich dem vederſpil.
Die frouwen, als ich höre ſagen,
Mügent ir triuwe wol getragen.

Vgl. I, 39 a, 2 (Kürenberg): Wib unde vederſpil die werdent lihte zam.

[2] Vgl. M. I, 1 a, 6. 97 b, 3. II, 117 b, 3. [Lachmann, Des Minneſangs Frühling S. 37. K.]

[3] Dieſe Strophe rührt ſchwerlich von Alram von Greſten her, deſſen Liedern ſie in der maneſſiſchen Sammlung beigeſchrieben iſt.

Boten, Wechſelrede ſcheidender Liebenden. Bald ſteht die Schöne ſpät noch an der Zinne, drunten hört ſie den Ritter ſingen und wird von Sehnſucht ergriffen; bald wenn ſie, abends allein in der Kammer, ſeiner gedenkt, erblüht ihre Farbe, wie die Roſe am Dorn erblüht. (Der von Kürenberg M. I, 38 b, 1. 3.) Allerdings finden wir auch bei den übrigen Minneſängern Zwiegeſpräch, Botſchaft, Wächterruf u. dergl. als gegebene Formen. Aber gewis ſtammen dieſe Formen aus der älteſten Zeit und den früheren Dichtern ſind ſie am meiſten natürlich. Dieſelben Gattungen erſcheinen in den gleichzeitigen Liedern andrer Sprachen und auch hier vorzüglich wieder in den alterthümlichern [1].

Der Geſang eines jugendlichen Volkes pflegt nicht Gedanken wie aus leerer Luft hervorſpringen zu laſſen oder Gefühle in allgemeinen und farbloſen Worten auszuſprechen. Ein Sichtbares, ein Naturbild, eine Handlung, eine lebende Geſtalt, muß als Träger der Gedanken und Empfindungen zu Tage treten. Lyriſches und Epiſches ſind noch ungeſchieden, es giebt hier nur Eine Art des Dichtens, worin Erzählung, Beſchreibung, dramatiſche Handlung, Erguß des Gefühls, Betrachtung und Lehre zuſammenfließen. Darum das Hinneigen jenes älteren Minneſanges zu der Weiſe des Heldenlieds. Könnten wir auf beiden Seiten höher hinanſteigen, ſicher würde die Annäherung zunehmen. Selbſt ein Spruchdichter unſres Zeitraums, Spervogel (M. II, 226 bis 230), deſſen liederartige Sittenſprüche zugleich Lebensbilder ſind, zeigt jenen urſprünglichen Zuſammenhang und alle echte Volksdichtung beſtätigt ihn.

[1] Ich bemerke hier nur das ſchöne provenzaliſche Tagelied bei Raynouard, Band II, S. 236, und das ſiciliſche Rosa fresca u. ſ. w., Crescimbeni, Band II, Abth. 2, S. 7. [Nordfranzöſiſches ſ. Altfranzöſiſche Romanzen und Paſtourellen, herausgegeben von K. Bartſch. Leipzig 1870. K.]

## II.

# Minneſang und Frühling.

Es iſt nun Zeit, daß wir von dem wichtigſten Halt und Grunde unſres Minneſanges ausführlicher ſprechen. Dieſe allgemeinſte und fruchtbarſte Grundlage iſt die ewige Natur ſelbſt. Die wechſelnden Regungen des Menſchenherzens, Luſt und Trauer der liebenden Seele, ſind überall mit den Wandlungen der Jahreszeit zuſammengeſtellt; Blumen und Töne des Frühlings leihen ſich überall dem Sänger zum Lob und Schmucke der Geliebten. Auch die Provenzalen und Nordfranzoſen huldigten dieſer Naturpoeſie [1], aber gewis iſt ſie nirgends mit mehr Neigung, Friſchheit und Gründlichkeit durchgeführt, als bei den Deutſchen. Von Nachahmung kann hier am wenigſten die Rede ſein; uralt iſt dieſe Verbindung der Poeſie des Frühlings und der Liebe, eben weil ſie ſo natürlich iſt. Wenn es in den drei Sprachen Lieder giebt, welche bloß herkömmlich und ohne innere Nothwendigkeit mit einer Beſchreibung des kommenden oder ſcheidenden Sommers anheben, ſo zeigt dieſes eben nur, wie unerläßlich der Anhalt an die Naturbilder damals erachtet wurde.

Aber auch dieſe Naturdichtung giebt nicht bloß ruhige Bilder der Beſchauung hin. Auch hier iſt, zumal in den volksmäßigern Liedern, welche mehr das Urſprüngliche bewahrt haben, Handlung und lebendige Bewegung; eine Seite, die gerade im deutſchen Minneſang am voll-

1 Raynouard, B. V, S. 333: „Peire de Valeria si fo de Gascoigna ... Joglars fo el temps et en la sazon que fo Marcabrus; e fez vers tals com hom fazia adoncs, de paubra valor, de foillas e de flors, e de cans e de ausels. Sei cantar non aguen gran valor ni el.“ Graf Thibaud von Champagne hält ſich ebenfalls über dieſes Singen auf. Roquefort, De l'état de la poésie françoise dans les XIIe et XIIIe siècles. Paris, 1815. 8. S. 212.

ſtändigſten hervortritt[1]. Man weiß, mit welch ungemeſſener Luſt die Frühlingsfeſte im Mittelalter gefeiert wurden. Tanz und Geſang, Ballwerfen und andres Spiel, Tage lang, in Wald und Flur. Dieſe Maientänze, bei denen die Liebenden ſich zuſammenfinden, ziehen ihren Reigen durch unſre ganze Minnedichtung; und wenn wir das Zerſtreute im Zuſammenhang ergreifen, ſo finden wir die Frühlings- und Liebesluſt vom ſchüchternen Schlage des erſten Vögeleins und vom leiſen Seufzer des einſam wandelnden Liebenden bis zum rauſchenden Wirbel des Tanzes unter blühender Linde und zum lauteſten Jubel beglückter Liebe in fortſchreitender Handlung durchgeführt.

Bevor wir den Liedern auf dieſem Gange folgen, werfen wir einen Blick auf die Lebensweiſe jener Zeiten. Die Ritterburg, auf ſchroffen Fels geniſtet, in den Zug der Wolken und Winde hineingeſtellt, gegen Unwetter und feindlichen Angriff mit dicken Mauern ohne Fenſter verwahrt, oft nur vom einzelnen Söller, von der Zinne des Thurms oder der Mauer einen hellen Ausblick geſtattend, die Bewohner in engen, düſtern Raum zuſammendrängend, war eben nicht der freundlichſte Aufenthalt für die langen Wintermonde. Nur größere und reichere Herren hatten weiteres Gelaß, nur ſie konnten ſich die Bequemlichkeiten verſchaffen, welche das Ungemach der Jahreszeit vergeſſen laſſen. So

[1] Keyßler, Antiq. septent. et celt. S. 87 fg.: „Concurrebatur undique a mulierculis imprimis et levi plebe, quæ otio ac vernali tempore inducta dies noctesque eamque præ cæteris, quæ adventum regis kalend. Maj. præcedebat, saltationibus, conviviis ac poculis sub dio et in silvis transigebat.“ Er ſtellt das Maifeld unter den merovingiſchen Königen mit der Sage vom Hexenfahren in der Walpurgisnacht zuſammen. Vom Norden, wo alte Gebräuche ſich länger erhielten, ſ. Olai Magni Histor. de gent. septentr. condit. (1555), Lib. XV, Cap. VIII bis XI, S. 570 fg. Görres, Altdeutſche Volks- und Meiſterlieder, Einleitung S. XII: „So der Monat Mai mit ſeinen Kräften bringt, erzählt uns ein altes Spruchbuch unter den Manuſcripten der Bibliothek in Trier, daß außer dürrer Erde ſpringt grünes Gras und lichte Blüthe, daß alles in friſcher Wate ſteht, dann werden von den Rittern und ihren Frauen und all ihrem Ingeſinde Brunnenfahrten zu Wald gemacht, ſchöne Gezelte werden außen im Grünen bei der friſchen Quelle aufgeſchlagen, mancherlei Kurzweile wird vollbracht von Rittern, Knechten und den Frauen, mit Singen, Harfen, Reigen, Springen, Rennen und Jagen und umwandeln je zwei und zwei, mit Armen ſchön umfangen; jeder findet in der Aue, wornach er ſich geſehnt bis zum Tag der Brunnenfahrt.“ Vgl. Narrenbuch S. 305 u.

klagen denn auch die Sänger vielfach über die Leiden des Winters. „Uns hat der Winter kalt und andre Noth viel gethan zu Leide; ich wähnte, daß ich nimmer Blumen roth ſähe an grüner Heide“ (Walther von der Vogelweide, M. I, 138 b, 3). „Könnt' ich verſchlafen des Winters Zeit!“ (Ebd. M. I, 113 b, 3.) „Laßt die Welt mein eigen ſein! mir thäte doch der Winter weh“ (Heinrich von Veldeke, M. I, 21 b, 3). Nicht bloß körperliches Miebefinden war zu beklagen, auch die geſellige Freude war völlig unterbrochen. Ritterfeſte, Turniere, Tänze, was die vereinzelten Burgbewohner verſammelte und die Frauen in die Geſellſchaft führte, war auf die ſchöne Jahreszeit verwieſen, denn nur das offne Feld gab Raum für ſolche Verſammlungen und Vergnügungen. „Wo nun kleiner Vöglein ſüßes Koſen? Wo Laub, Gras? wo Lilien, Violen, Roſen? wo der Mägdlein Reigen unter Linden?“ (Kanzler, M. II, 241 b, 4.) Wer den Sommer über ſein Glück verſäumt hat, der muß nun ſchon den Winter ſich gedulden. Die Jagd im wilden Waldgebirg iſt jetzt des Ritters einziges Ergetzen, das Schöne iſt fern gerückt und nur das ſehnende Lied iſt Labſal in den einſamen, düſtern Stunden.

Die erſten Zeichen des wiederkehrenden Frühlings werden begierig erſpäht und innig begrüßt. Man denke ſich den Sänger, wie er, über die Zinne gelehnt, in die waldige Burghalde hinunterlauſcht: „Ich hörte gern ein Vögelein, das hübe wonniglichen Sang“ (Reinmar der alte, M. I, 79 a, 2. Vgl. I, 100 a, 3). „Ich hört' ein Amſelein wohl ſingen, da däuchte mich, der Sommer wollt' erſtehn“ (Ulrich von Gutenburg, M. I, 48 a, 4). „Ich bin worden gewahr neues Laubes an der Linde“ (Heinrich von Veldeke, M. I, 21 a, 3). „Da ich das grüne Laub erſah, da ließ ich viel der Schwere mein“ (Reinmar der alte, M. I, 73 a, 2 v. u. Vgl. Miscellaneen II, 199: „Des grünen Laubes bin ich worden wohlgemuth“). „Ach Gott! ach, ſollt' ich bei ihr ſein, ſie iſt ſo ſchön und auch ſo fein, als die Viol' im Merzen“ (Walther von Klingen, M. I, 31 b, 2).

Der Liebende macht nun förmlich ſeine Entwürfe, wie er die wonnigliche Zeit (M. I, 140 b, 3. 165 a, 2. II, 54 a, 2), die Zeit der Sommerwonne (M. I, 166 b, 2. II, 22 b, 6. 53 a, 5. 56 a, 2. 104 a, 2. Benecke 236, 1) zu ſeinem Heil verwenden möge. „Ein neuer Sommer, eine neue Zeit!“ (Walther von der Vogelweide, M. I,

108 a, 6.) Ein weites Feld iſt für jede Hoffnung eröffnet. Mancher ſendet Botſchaft an die Geliebte und läßt ſich ihr für dieſen Sommer empfohlen ſein: „Ich ſah Boten des Sommers, das waren Blumen ſo roth; weiſt du, ſchöne Fraue, was dir ein Ritter entbot? Ihm traurt ſein Herze, ſeit er zum letzten von dir ſchied . . . Nun höhe ihm ſein Gemüthe gen dieſer Summerzeit!“ (Milon von Sevelingen, M. I, 97 b, 4. Vgl. M. I, 41 a, 3. 182 a, 5. 78 b, 1 v. u. II, 25 b, 4.)

Ein Andrer wandelt einſam und beſucht die Stellen, wo ihm ſüße Erinnerungen blühen: „Auf der Linde oben da ſang ein kleines Vögelein; vor dem Walde ward es laut; da hub ſich wieder das Herze mein an eine Statt, da es ehe war, ich ſah da Roſenblumen ſtahn, die mahnen mich der Gedanken viel, die ich hin zu einer Frauen han. Es dünket mich wohl tauſend Jahr, ſeit ich an Liebes Arme lag; ſonder alle meine Schuld fremdet ſie mich manchen Tag; ſeit ich Blumen nicht mehr ſah, noch hörte kleiner Vögel Sang, ſeit war all meine Freude kurz und auch der Jammer allzu lang“ (Dietmar von Aiſt, M. I, 39 b, 5. 6). Auch die Schöne freut ſich, daß der Winter hingeſchieden und mit ihm all ihr Trauern: „Mein Lieb mag mich gerne zu der Linde bringen, ich will um ein neues Kränzel mit ihm ringen“ (M. I, 22 a, 3 bis 7) [1].

Die fröhliche Zeit der Maientänze iſt nun herangekommen und die Jugend eilt hinaus in Feld und Holz, um Blumen zu brechen und Kränze zu flechten. Denn ohne Kranz geht Niemand zum Tanze. „Wes Herz von Minne brennt, der ſoll einen Kranz von Roſen tragen“ (M. II, 60 b, 2). Jüngſt noch hat der Liebende geklagt: „Ich kann im Walde nicht ein grünes Kränzel finden; womit ſoll meiner Freuden Troſt ihr lockig Haar bewinden?“ (Friedrich der Knecht, M. II, 115 b, 3.) Jetzt reicht er der Liebſten den friſchen Blumenkranz: „Hätt' ich viel edel Geſteine, das müſt' auf euer Haupt.“ Und kühner noch ſagt er: „Weißer und rother Blumen weiß ich viel, die ſtehn ſo ferne in jener Heide, da ſie ſchön entſprangen und die kleinen Vögel ſangen, da ſoll'n wir ſie brechen Beide.“ Sie nimmt, was er ihr beut, einem Kinde gleich, dem Ehre geſchieht, ihre Wangen werden roth, wie die

[1] Das Lied rührt, der Sprache nach, ſchwerlich von Heinrich von Veldeke her, dem es zugeſchrieben iſt.

Roſe, die bei Lilien ſteht; des ſchämen ſich ihre lichten Augen, ſie neigt ihm ſchön, das wird ihm zum Lohne; wird ihm noch mehr, das nimmt er ſchweigend (Walther von der Vogelweide, M. I, 125, a). Solches Blumenbrechen, vor dem Walde oder auf ferner Aue, gilt für bedenklich und der Ausdruck wird nicht doppelſinnig gebraucht (M. I, 2 b, 2. 81 b, 5. 140 a, 6. II, 81 a, 4. 119 b, 3. Muſeum I, 395). Roſen leſen und ein Kuß von rothem Munde ſind gleichbedeutend (Walther von der Vogelweide, M. I, 137 b, 2). Die Mutter warnt, ſie ſchließt ſelbſt die Feierkleider ein, wenn die Tochter in die Blumen und zum Tanze will. „Hüte dich vor der Wiege!“ (M. I, 195 a, 2) ruft ſie nach. Und nicht überflüſſig iſt die Warnung. Im nächſten Jahr, wenn wieder der Reigen ertönt, hört man dazwiſchen ein andres Lied: „Wiegen, wagen, gugen gagen! Amme, nimm das Kindelein, daß es nicht mehr weine!“ (Muſeum I, 386. Vgl. Heinrichs von Friberg Triſtan V. 5169: „gigen, garren.“)

Die Tänze werden auf blumigem Anger, unter der Linde gehalten, die mit ſäuſelnden Blättern vor der Sonne ſchirmt (M. II, 84 a, 2 v. u). Die Linde iſt unſern deutſchen Sängern der liebſte und gefeiertſte Baum. Was die Roſe unter den Blumen, das iſt die Linde unter den Bäumen. Darum weiß der von Troſtberg ſeine Geliebte nichts edlerem zu vergleichen, als einer Linde, welche Roſen trüge (M. II, 51 b, 1 v. u.). Es iſt vornehmlich die Süße (ebd. und I, 141 b, 2. 10 b, 4), der Blüthenduft, was an dieſem Baume gerühmt wird. Die Linde, in deren Zweigen die Nachtigall ſingt, iſt auch die Zuflucht der Liebenden, die das Geräuſch der Menge fliehen, und ein Sänger der Minne kann die Linde nicht nennen, ohne an die ſüßeſten Freuden des Frühlings und der Liebe zu denken [1].

Zu der blühenden Linde, im Thal vor dem Walde, zieht nun die fröhliche Schaar, wenn ſie mit Blumenkränzen ſich geſchmückt hat. Eine Jungfrau, in ihrem beſten Feiertagskleide (M. II, 83 a, 2 v. u.), trägt den Maien vor, von deſſen Spitze ein langer Schleier weht. Aus rothem Munde, gleich einer Blüthe, ſingt die Trägerin vor, die andern

[1] In einer alten Übertragung des Hohenlieds (Herder, Lieder der Liebe S. 154) heißt es: „Do pei ſtet ein linde prait, dor unter ſüll wir ſein gemeit.“ (Cap. 8, V. 14.)

alle ſingen nach. Als ſie bei der Linde angekommen, da hebt ſich mit lautem Schalle der Maientanz. Die Jungfrau und ihre Geſpielen ſingen den Reigen (von Stamheim, M. II, 56 b, 4 bis 6). Wer es hört, der eilt herbei: „Ich hört' auf der Heide laute Stimme und ſüßen Sang, nach der mein Gedanke rang und ſchwang, die fand ich zu Tanze, da ſie ſang; ohne Leid ich dahin ſprang" (Heinrich von Morunge, M. I, 55 a, 1 v. u.). Jeder trachtet, mit der an den Tanz zu treten, die ihm in die Augen leuchtet: „Wo nun Lieb bei Liebe gaht, da giebt Maie ſüßen Rath" (M. I, 14 a, 2). Dort ſteht Einer, der in der Menge Diejenige ſucht, von der ihm geträumt, wie neben ihnen die Blüthen vom Baume nieder auf das Gras fielen; aber die üppigen Blumenkränze, Schattenhüte, Blumenhüte (M. I, 14 a, 5. 3 b, 4. II, 81 a, 5) verdecken manch blühend Geſicht: „Mir iſt von ihr geſchehen, daß ich dieſen Sommer allen Maiden muß feſt unter die Augen ſehen. Was? ob ſie geht an dieſem Tanze? Frauen, durch eure Güte, rücket auf die Hüte! Wohl mir, ſäh' ich ſie unterm Kranze!" (M. I, 136 b, 6 f.) Ein Andrer ſchaut behaglich zu, wie ſeine Schöne am Reigen ſpringt und ſich wie eine Weidengerte ſchwenkt (M. I, 159 b, 1). Jener ſingt ſelbſt den Reigen: „Einen Umfang mit Armen blank, den wünſchet dem, der den Reigen ſang!" (M. II, 48 a, 4.) Dort tanzen zwei, die Aller Blicke auf ſich ziehen: „Elle und Elſe tanzen wohl, des man den Beiden danken ſoll" (M. I, 143 b, 1 v. u.). Auch der bunte Ball wird zwiſchenhin geworfen und begünſtigt iſt, wem er aus lieber Hand zufliegt (M. II, 56 b, 1 v. u. 59 b, 2. 75 b, 3. 79 a, 6 f.). Jung und Alt (M. II, 244 a, 1), denn „da iſt Niemand alt" (M. I, 117 b, 7. Vgl. Miscellaneen II, 168), Pfaffen und Laien treten an den Ring (Benecke 167. 184), raſcher wirbelt der Tanz, Athem und Füße verſagen, der Reigen verirrt ſich, die Saite wirrt ſich: „Schreiet Alle heia! hei! nun iſt die Sait' entzwei!" Ein Zärtlicher ruft dazwiſchen: „Mein Herze muß entzwei!" (Benecke 159. 169. 184. 191. M. II, 63 a, 1. 61 b, 1 u. 64 a, 1.) „Freuden viel hatten ſie", ſagt der von Stamheim, „ihnen war dort wohl, Gott helfe uns hie!" (M. II, 56 b, 1 v. u.)

Dieſes nun iſt die kurze Geſchichte des Frühlings, die unſrem Minneſang zu Grunde liegt. Auch die höfiſchern Sänger weiſen vielfältig darauf zurück und können ohne jene Grundlage nicht völlig

verſtanden werden. Walther von der Vogelweide, dem die geiſtigere Seite des Minneſangs wohl bekannt iſt, hat doch aus jenem Kreiſe mehrere ſeiner friſcheſten Lebensbilder entnommen. Nur im obigen Zuſammenhange wird es völlig klar, warum ein ſo großer Theil der Minnelieder als Frühlings- oder Winterlied erſcheint. Der blumige Rahmen iſt dem Minneſang eigen geblieben. Die Zuſtände des liebenden Herzens werden fortwährend mit dem Leben der Natur in Beziehung geſetzt.

Die große Anzahl ſolcher Lieder, welche mit einem kleinen Gemälde des Frühlings oder Winters beginnen und dieſem entweder die Hoffnungen und Freuden des Liebenden, oder ſeine Klagen über die Ungunſt der Geliebten anreihen, läßt ſich auf wenige durchgreifende Richtungen zurückführen. Das Einfachſte, was mit jener alterthümlichen Grundlage am nächſten zuſammenhängt, iſt, wenn der Sänger ſich freut und zur Freude auffordert, daß die glückliche Zeit des Frühlings und der Liebe wieder angebrochen, oder umgekehrt, wenn er das Scheiden dieſer ſchönen Tage betrauert; überhaupt wenn die Stimmung ſeines Gemüths mit der Farbe der Jahreszeit zuſammentrifft. Anklänge ſolcher Lieder ſind: „Freut euch, Jung und Alt! man ſieht wieder manigfalt lichte Blüth' entſpringen“ (M. II, 92 a, 2). „Wohl den kleinen Vögelein! wohl der Heide! wohl den lichten Tagen! Die ſollen uns zu Freuden ſcheinen“ (M. II, 54 b, 2). „Maienblüthe und Ihre Güte die ſind wohl einander gleich; wo die Roſen ſtehn in Blüthe, die ſind nicht ſo minniglich, als mein Lieb, des freu' ich mich“ (M. I, 31 a, 7). „In dem lüfteſüßen Maien, wenn der Wald gekleidet ſtaht, ſo ſieht man ſich ſchöne zweien Alles, was ein Liebes hat; ſie ſind mit einander froh, das iſt recht, die Zeit will ſo“ (Ulrich von Lichtenſtein, M. II, 33 b, 2). „Ich bin verwundet von zwiefachem Leide, es falben lichte Blumen auf der Heide, ſo leide ich Noth von einem reinen Weibe“ (M. I, 4 b, 2 v. u.). „Winter und ein ander Leid die geben mir oft ſehnenden Muth“ (M. II, 25 b, 3). „O weh, liechte Tage! o weh, Blumen roth! o weh, Vogelſang! o weh, grüner Wald!“ (Muſeum I, 366.) „Was hat mich die liebe Zeit verfangen, daß ſo ſchön der Sommer was? Der iſt ohne Freude mir zergangen, o weh Blumen! o weh Gras!“ (M. I, 161 a, 2 v. u.). Eine zweite Weiſe beruht auf dem Gegenſatz, wenn der Liebende in der ſchönen Zeit

trauern muß, oder in der trüben sich glücklich fühlt. „O weh! daß mir bei lichten, wonniglichen Tagen nicht ein Sommer an dem Herzen wird!“ (M. I, 167 b, 5). „Ich hab' erwählt mir selber süßen Kummer, den will ich haben für aller Blumen Schein“ (M. I, 15 b, 5). „Es mahnen mich die lichten Tage meiner alten sehnenden Klage“ (M. I, 34 b, 5). „Kalte Reifen und Schnee zergehn, unzergangen ist meine Noth“ (M. I, 146 b, 3). „Es wintert mir die Sommerzeit“ (M. I, 32 b, 4). „Der grüne Klee ist mir ein Schnee, wie schön die kleinen Vögelein singen, mir ist doch weh“ (M. II, 48 b, 7). „Der Mai hat manigfalte Blüthe, so hab' ich Sorge manigfalt“ (M. I, 36 b, 5). „Was tröstet das, ob ich in Rosen wate bis zum Gürtel?“ (M. I, 162 a, 1 v. u.) „Ich muß ohne Wehr verderben, in den vollen Wonnen sterben“ (M. I, 36 a, 6. Museum I, 366). „Winter, dir sei widersagt! ich will fröhlich bleiben“ (M. II, 91 a, 3). „Die Vöglein singen uns nicht mehr, doch sing' ich meiner Frauen“ (M. I, 193 a, 2). „Wohl nähm' ich eine lange Nacht für tausendfache Blüthe“ (M. I, 4 a, 1 v. u.). „Mir schadet Reife nicht, noch Schnee, ich weiß so lachend einen Mund, der wie die neue Ros' entsprießt“ (M. II, 21 a, 4). „Für das grüne Laub ihr goldnes Haar will ich immer gerne preisen“ (M. II, 209 a, 5). Diese letztere Weise geht endlich dahin über, daß der Sänger, einzig in seiner Liebe befangen, sich über die Jahreszeit gänzlich hinwegsetzt: „Ich habe mehr zu thun, denn Blumen klagen“ (M. I, 68 b, 1). „Hätt' ich nicht andres Leides mehr, so wollt' ich klagen den grünen Klee“ (Museum I, 401). „Was klag' ich dummer Vöglein Sang? was klag' ich nicht die schwere Zeit, die ich gedienet ohne Dank?“ (Museum I, 346.) „Sommer und Winter beide sind gutes Mannes Trost, der Trost begehrt“ (M. I, 110 b, 5). „Ich freue mich gegen dem Maien nicht, noch traur' ich gegen des Winters Zeit“ (M. II, 16 a, 4). Ulrich von Lichtenstein tadelt die Wetterſorger, die, den Vögeln gleich, im Winter trauern und nur im Sommer Freude haben. Sein Herz ist froh, wie es wittre (Frauendienst S. 248. M. II, 37 b, 8). Man sieht übrigens, daß auch der Gleichgültige noch der Naturbilder zum Gegensatze bedarf.

Sowie die Anlage dieser Lieder auf wenigen Grundzügen beruht, so hat auch die Naturschilderung ihre stehenden Bilder. Der Sang der Vögelein, voraus der Nachtigall, das Ergrünen des Waldes, die

laubende Linde, der frische Klee, die Blumen, die aus dem Grase bringen, die lichte, thauige Rose; hinwider das Verstummen der Nachtigall, das „unbesungene" Thal (M. I, 30 b, 2. Vgl. I, 192 b, 2. II, 244 b, 2), das Falben des Waldes und der Aue, die Linde, deren Blätter fallen, die welkenden Blumen, Reif und Schnee, wo man Blumen las. Aber bei all diesem Wiederkehrenden wird der aufmerksame Freund der Poesie sich manigfach angezogen und beschäftigt finden. Nicht bloß daß einzelne Dichter die gemeinschaftlichen Grundformen zu selbständigern Darstellungen ausgebildet haben, sondern es hat auch ein großer Theil der Sänger jenem Gemeingut, in stärkeren oder leiseren Zügen, das Gepräge des eigenen Sinnes und Gemüthes mitgetheilt, besonders aber zeigt sich eine freiere Manigfaltigkeit im Gebrauch der Naturbilder als Gleichnis und zur Versinnlichung. Denn auch darin ist der Minnesang seinem Ursprung treu geblieben, daß er seinen meisten und liebsten Bilderschmuck aus der Natur selbst entnimmt.

Wenn unsre altdeutschen Dichter die Schönheiten der Natur schildern oder bildlich anwenden, so sehen wir die Natur im lichtesten Frühlingsglanz und in der heitersten Frische des Morgens. Wir erfreuen uns des saftigsten Grüns, der hellsten Blüthenfarben, die Sonne durchleuchtet Blumen und Klee (M. II, 244 b, 3), die Blumen tropfen vom Thau, der ihnen eben erst in die Augen gefallen (M. II, 34 b, 6. 78 a, 5). Diese Dichter verstehen es, wie des Sommers Kraft an ungezählten Blüthen und Blumen Farb' in Farbe mischet (M. II, 243 b, 4. Ebend. a, 1. II, 53 b, 2 v. u.). „Viel mancherhande Farbe hat in seinem Kram der Maie; sind gelb, grün, roth, sind blau, braun, blank, sind wonniglich entsprungen" (M. I, 59 a, 2). „In schöner Grüne grünt das Thal, aus Röthe glästet Roth, hie gelber Gelb, dort blauer Blau, dort weißer Lilien Schein; Gott färbet Farbe viel der Welt" (M. II, 50 b, 3). Der Sinn für malerisches Farbenspiel erweist sich in manchem lieblichen Blumenstück. Aus dem jungen grünen Grase lächeln die lichten Blumen hervor, als wollten sie einen Gruß uns ablocken (M. II, 180 a, 4). Aus grünen Ästen glänzen weiße Blüthen (M. I, 44 b, 3) und die Rosen stehen in ihrer besten Röthe, wie es grünem Hage behagen soll (M. II, 54 b, 2. Vgl. II, 52 a, 6). Ein heimliches Plätzchen wird uns ausgemalt, eine dichte Gruppe vielfarbiger Blumen, mit dem Blatte des Klees untermischt, darüber die breite Linde, auf der die Vöglein

ſingen, ſich ihres grünen Laubes rühmet (M. I, 175 a, 4. Vgl. II, 167 b, 5. I, 115 a, 2).

Die lichte Frühlingszeit, die glänzende Blumenwelt müſſen denn auch ihr Beſtes zum Preiſe der Geliebten herleihen. „Sie Sonnenblick, ſie Maienſchein, ſie Vogelſang!“ (M. I, 184 b, 1 v. u.) „Sie wohl geblühtes Maienreis“ (M. I, 178 b, 4). „Mein's Herzens ſpielende Maienſonne!“ (M. II, 38 a, 2 v. u. Vgl. 39 a, 2 v. u.) „Der Schein, der ihr von Augen geht, der macht mich ſchön erblühen“ (Muſeum I, 435). „Könnten Vögel recht erſchauen, ſie erkören ſie zur Frauen ſtatt der lichten Sommerzeit“ (M. I, 84 a, 6). Vor Allem aber iſt die Roſe der beliebteſte Schmuck, und zwar die Roſe im Maienthau, ſo recht in ihrem köſtlichſten Jugendſchimmer. Erſt dient ſie überhaupt zum Bilde herrlicher Frauen. „Was vergleichet ſich der Wonne, da eine Roſ' im Thaue ſteht? Niemand, denn ein ſchönes Weib, die mit rechter Weibesgüte wohl kann zieren ihren Leib“ (M. I, 194 a, 1). „Sie Roſe in Maienthaue!“ (M. II, 99 b, 3.) „Roſe ob allen Weiben man ſie nennen ſoll“ (M. I, 61 a, 3, auch Benecke 229 f.). „Sie iſt meine blühende Roſe, gewachſen ſonder Dorn“ (M. I, 184 b, 1 v. u.). „Eine Roſe gegen wilden Dorn iſt ſie bei andern Frauen“ (M. I, 193 a, 3). „Ich bin froh von einer Roſe, die kann ſprechen ſüße Wort'“ (M. II, 40 a, 5). „Mir träumt' ein Traum, wie ein Roſenbaum, hoch und ſchlank, mit zwei blühenden Äſten umfienge mich“ (M. II, 209 a, 6). Oft bezeichnet die Roſe, in Zuſammenſtellung mit der Lilie, der Frauen blühende Geſichtsfarbe, zumal wenn die Liebe mit dieſer Farbe ſpielt. „Ihre wohlgeſtellten Wängel ſind gefarb, wie eine thauige Roſe roth“ (M. I, 148 b, 4). „Roſen roth geſtreut auf weißen Schnee ſind der Lieben unter Augen“ (M. II, 209 a, 4). „Ob ſie mir weder Troſt noch Hülfe bot, doch ward ihre Farbe lilienweiß und roſenroth“ (M. I, 54 a, 3). „Thauige Roſe gegen der Sonne, die ſich aus der Hülle hat zerſpreitet, ſtehn ihr Lilien nahe bei: die viel Loſe hat mit Güte dieſer zweier Blumen Schein“ (Benecke 194. M. I, 59 b, 2). Lilien und Roſen bedeuten aber auch der Frauen ſittliche Reize: „Könnet ihr mit Züchten fröhlich ſein, ſo ſtehn Lilien wohl den Roſen bei“ (M. I, 115 a, 2). Auch der rothe Mund und ſein ſüßer Kuß nehmen, wie leicht zu erachten, die Roſe zum Bilde. „Ihr Mund ſteht in ſüßer Blüthe, wie in Thau

eine lichte Rose roth" (M. I, 197 a, 3). „Dein Mund ist röther, denn eine lichte Rose in Thaues Blüthe" (M. I, 130 b, 1). „Recht als eine Rose, die sich aus der Knospe läßt, wenn sie des Thaues gehrt, so bot sie mir den süßen rothen Mund" (M. I, 2 a, 4). „Küssen ist der Minne Rose" (Miscellaneen I, 111). Einen dieser Sänger bringt der rosenfarbe Mund seiner Geliebten auf den Einfall, als habe sie eine rothe Rose gegessen (M. I, 25 a, 5). Besonders aber ist das Lachen oder Lächeln schöner Frauen rosig und rosenbringend. „Was kann Trauren baß verschwachen, denn ihr zartes röselichtes Lachen?" (M. I, 200 a, 1 v. u.) „Rosenroth ist ihr das Lachen, der viel lieben Frauen mein" (M. II, 52 b, 6). „Wenn die Heide baar der Blumen liegt, dennoch seh' ich Rosen, wenn ihr rothes Mündel lachet" (M. II, 22 b, 2). „So oft ich meine Frau ansehe, ist mir, wie Alles Rosen trage" (M. I, 3 a, 1 v. u.). Dieses hängt mit dem alten Mährchenglauben vom Rosenlachen, von rosenlachenden Leuten zusammen. Es soll begabte Menschen geben, von deren herzlichem Lachen Berg und Thal, Laub und Gras voll Rosen werden. Der Freude blüht ja die Welt [1]. Unter den Minnesängern hat der Graf von Toggenburg in seinem glänzenden Rosenliede diesen lieblichen Glauben am klarsten und vollständigsten behandelt. Blumen, Laub, Klee, Berg und Thal und all des Maien sommersüße Wonne sind ihm gegen die Rose fahl, die seine Fraue trägt. Die Sonne erlöscht in seinen Augen, wenn er die Rose schaut, die aus einem rothen Mündel blüht, wie die Rosen aus des Maien Thaue. Wer hier jemals Rosen brach, der mag wohl in Hochgemüthe schweben. Was je der Sänger Rosen sah, nimmer sah er doch so lose Rose.

[1] Über das Rosenlachen s. J. Grimm, Erläuterung einer Stelle aus Apollonius von Tyrland, Altdeutsche Wälder Bd. I, S. 72 bis 75. Daselbst ist auch das Minnelied des Grafen von Toggenburg erläutert. Noch findet man in Schwaben die Geschlechtsnamen Rosenlächler, Rosenlächer. (Christliche Kunstsymbolik und Ikonographie, Frankfurt 1839, S. 30: „S. Angelus. In Karmeliterkleidung; mit Rosen und Lilien; oder Rosen und Lilien fallen ihm aus dem Munde. Anspielung auf die Legende, daß ihm einst während der Predigt solche Blüthen aus dem Munde gefallen seien. Er hatte den Berg Karmel auf göttlichen Befehl verlassen und predigte in Sicilien, wo er von den Andersgläubigen den Tod des Märtyrers erlitt.")

Was man der Roſen brichet in dem Thal, da ſie die ſchönen machet, alsbald ihr rother Mund eine andre, tauſendmal ſo ſchöne, lachet (M. I, 10 b, 1 v. u. f.)[1].

Die blühende Farbe dieſer Naturbilder iſt unverkennbare Folge der Treue und Innigkeit, womit unſre Sänger das Leben der Natur beobachteten und erfaßten. Mit welcher herzlichen Theilnahme klagen ſie oft die Noth der Blumen und der Vögel bei einbrechender Winterszeit! „Winter, was hat dir gethan die minnigliche Blüthe und der kleinen Vöglein ſüßes Singen?“ (M. I, 4 a, 1 v. u.) „Seit ſo ungelaubet ſteht der Wald, wo nehmen die Vögelein Dach?“ (M. II, 109 b, 1. Vgl. M. I, 193 a, 1 v. u. 197 b, 1.) Der trauliche Verkehr, worein ſich unſre Dichter mit den geflügelten „Waldſingern“ (M. I, 148 a, 4. H. Georg V. 5849) ſetzen, zeigt uns noch auf beſonders anziehende Weiſe ihr gemüthliches Leben in und mit der Natur. Sie merken wohl auf der Vöglein verſchiedene Weiſe und wie jegliches ſeine Stimme ſonders ſingt (M. II, 56 a, 1). „Die Lerche lüftet ihr Getöne, daß ihr Schall auf durch die Wolken bringet“ (M. I, 12 b, 2 v. u.). „Süße Luft durchtönet der Lerche Sommergruß“ (M. II, 244 b, 3. Vgl. II, 92 b, 3). „Man hört kleine Vögelein in den Auen überall, Droſſeln, Lerchen und die Zeiſe tönen wonniglicher Weiſe mit der freien Nachtigall“ (M. I, 191 b, 1). „Aus dem Laube ſingt der Wittewal (die Goldamſel), Droſſel hoch auf Waldes Wilde, Lerch' ob dem Gefilde, in den Auen tönt die Nachtigall“ (M. I, 203 a, 2). „Der Wald iſt neues Laubes reich, ihn freun der Vöglein Töne, ſie haben wonniglichen Schall, voraus die liebe Nachtigall, der Sang ich hohe kröne“ (M. I, 184 b, 2. Vgl. II, 182 a, 5). „Höret! wie die freie Nachtigall ſüßen Schall durch Wälder in Auen tönet!“ (M. I, 13 b, 2.) „Da hört man die Nachtigall auf dem blühnden Reiſe ſingen lobelichen Schall“ (M. I, 13 b, 1 v. u. Vgl. I, 14 b, 1. 4). „In der blühnden Blüthe Schein tönet wohl die Nachtigall“ (M. I, 198 b, 4). „Hoch

[1] Dieſer Mythus vom Roſenlachen findet ſich auch in einem neugriechiſchen Volksliede bei Fauriel, Chants populaires de la Grèce moderne u. ſ. w. Bd. II, S. 382: *Ὅπου γελᾷ, καὶ πέφτουνε τὰ ῥόδα ὁ τὴν ποδιάνης*, Und wenn ſie lacht, ſo fallen ihr die Roſen in die Schürze. [Vgl. Schriften III, S. 420. 421. H. Grimms deutſche Mythologie S. 1055. Simrocks deutſche Mythologie S. 360. Liebrechts Pentamerone von Baſile 2, 86. K.]

und leiſe ſinget die Nachtigall“ (Muſeum I, 382). „Sei willkommen, Frau Nachtigall! dein Ton iſt mancher ſüßen Stimme reich am Morgen“ (M. II, 58 b, 5). „Ihr Getöne, ſeltſam und wilde, ſang die liebe Nachtigall“ (M. II, 201 b, 2). „Die Nachtigall die ſang ſo wohl, daß man ihrs immer danken ſoll“ (Muſeum I, 386). „Geehret ſei die Sängerin, die des Zweiges hüte! Immer muß Sie ſelig ſein, die da zu den Vögelein ſetzet mein Gemüthe“ (M. I, 189 a, 3). So innig iſt das Gemüth unſrer Liederdichter zu den Singvögeln geſetzt, daß ſie mit ihnen recht in einen Bund der Freundſchaft und Kunſtgenoſſenſchaft getreten ſind. „Mit den Vöglein will ich ſingen“ (M. I, 31 a, 5. II, 220 b, 3. I, 170 a, 3). „Mit denen will ich freuen mich der frohen Zeit“ (M. II, 92 a, 2. II, 168 b, 2). „Ihr Vögel, ſinget euren Sang! ſo ſing' ich mit“ (M. I, 166 b, 2). „Singen Vöglein, ſo ſing' ich der Süßen“ (M. I, 192 b, 2). Die Vöglein empfahen ſingend die ſchöne Zeit (M. I, 21 a, 2. 3), ſie loben mit Geſange den Mai (M. I, 23 a, 2 v. u. 167 b, 5), ſie freuen ſich der ſpielenden Sonne, wenn ſie über dem Berg aufgeht (M. I, 193 b, 1 v. u.). Ihnen vergleicht ſich der Minneſänger: „Vöglein ſingen Lob des Maien Scheine, ſo ſing' ich von guten Weiben, was ich allerbeſtes kann“ (M. II, 34 b, 6. 7). „Die Nachtigall freut ſich, daß Heide und Wald ſtehn in wonniglicher Schaue, ſo freu' ich mich, daß meine Fraue iſt alſo wohlgeſtalt“ (M. I, 193 b, 3). „Gegen Ihrer ſüßen Güte freut ſich mein Gemüthe, wie die kleinen Vögelein, ſo ſie ſehen den Morgenſchein“ (M. II, 102 b, 3). Auch zu Gegenſätzen führt den Dichter die Vergleichung ſeines Lebens mit dem der Vögel. Er kann ſich nicht mit ihnen der Blüthe freuen (M. I, 7 a, 1 v. u.), ob ſie hoch oder nieder ſingen, er muß bei Einer Klageweiſe bleiben (M. I, 145 a, 5). Umgekehrt rühmt er ſich, daß er beim Reiſe Neues ſingen könne, während die Maienluft den Vögeln ſtets nur ihren alten Ton bringe (M. I, 148 a, 4). Er beneidet nicht die Frühlingsluſt der Vögel, ſchweigen ſie doch all den Winter ſtille (M. I, 20 a, 4. Weingartener Handſchrift S. 56). „Wenn ihre Freud' ein Ende hat, ſo bin ich, will de Gute, freudenreich“ (M. II, 104 b, 2). War er im Sommer der Genoſſe der ſingenden Vögelein, ſo iſt er im Winter ihr Stellvertreter. Statt ihrer will er der Schönen ſingen (M. I, 13 b, 4). „Ich will den Winter empfahen mit Geſange, alle ſchweigen ſtille die

kleinen Vögelein" (M. I, 6 b, 3). „Vögel, die hellſten und die beſten, all des Maien Zeit ſie wiegten mit Geſang ihre Kinder; da ſchlief nicht die Nachtigall, nun wach' aber ich und ſing' auf Berge und in dem Thal" (M. I, 148 a, 5). Das Vöglein iſt wohl auch der ſichre Vertraute heimlicher Liebesfreuden unter der Linde: „Nimmer Niemand befinde das, denn Er und ich, und ein kleines Vögelein! das mag wohl getreue ſein" (M. I, 113 b, 2 v. u.). Oder es wird als Liebesbote abgeſendet: „Nachtigall, gut Vögelein, meiner Frauen ſollt du ſingen in ihr Ohr" (M. I, 45 b, 3. Vgl. Miscellaneen II, 199 u.). Oder der Sänger wird völlig eins mit ihm: „Dieſes Lied hat euch geſungen vor dem Wald ein Vögelein" (M. I, 194 a, 1). In Liedern dieſer Art klingt denn auch der Nachtigallſchlag, ein „Tandaradei" oder „Deilidurei", wiederkehrend durch die Worte des Liedes (M. I, 113 b, 4 bis 7. 45 b, 3 bis 5). Überhaupt iſt man zu glauben verſucht, dieſe Dichter hätten ihre manigfaltigen und wohlklingenden Weiſen den befreundeten Waldvögeln abgelauſcht. Gotfrid von Straßburg bezeichnet im Triſtan V. 4750 ff. die Liederdichter als Nachtigallen, die ihre ſüße Sommerweiſe ſingen. Von einer derſelben (Walthern von der Vogelweide) ſagt er: „Hei! wie die über Heide mit hoher Stimme ſchallet! was Wunders ſie ſtellet! wie ſpähe (kunſtvoll) ſie organieret! wie ſie ihren Sang wandelieret! Die ſoll der andern Leiterin ſein, die weiß wohl, wo man ſuchen ſoll der Minne Melodie." Und wirklich ſind die tönereichen Sänger des Frühlings und der Minne mit nichts ſo treffend zu vergleichen, als eben mit der Nachtigall, die, nach der Schilderung unſrer Lieder, auf blühendem Zweige ſitzend, ihren unerſchöpflichen Geſang ausſtrömt.

Als Beiſpiele freierer, über die herkömmlichen Wendungen der Frühlings-Poeſie ſich erhebender Darſtellung führen wir an: ein Lied Walthers von der Vogelweide, worin er vergleicht, was dem Auge beſſer thue, die Wonne eines Maimorgens oder die Erſcheinung einer herrlichen Frau: „Der Maie bringe uns all ſein Wunder, was iſt denn da ſo Wonnigliches unter, als ihr viel minniglicher Leib? Wir laſſen alle Blumen ſtehn und gaffen an das werthe Weib" (M. I, 116 a, 1. 2. 5). Dann was Kriſtan von Hamle ſingt: „Ich wollte, daß der Anger ſpräche, wie der Sittich im Glas, und er mir dann recht ſagen wollte, wie gar ſanft ihm neulich war, da meine Fraue Blumen von ihm las

und ihre minniglichen Füße rührten auf ſein grünes Gras. Herr Anger, was ihr Freuden muſtet erleben, da ſie ihre weißen Hände nach euern Blumen bot! erlaubt mir, daß ich meine Füße ſetze, wo Sie gegangen! Herr Anger, bittet, daß mir Kummer büße ein Weib, nach der mein Herze ſteht! ſo wünſch' ich, daß Sie mit bloßen Füßen noch heuer müſſe auf euch gehn, dann ſchadet euch nimmer Reif noch Schnee; wird mir von Ihr ein lieblich Grüßen, ſo grünet mein Herze, wie euer Klee" (M. I, 46 b, 4 bis 6). Endlich das ſchöne Gedicht Herzogs Heinrich von Breslau, wie er dem Mai, der Sommerwonne, der lichten Heide, dem glänzenden Klee, dem grünen Walde, der Sonne, der Göttin Venus ſelbſt, die Strenge der Geliebten klagt und Hülfe verlangt. Da will der Mai ſeinen Blumen, Roſen und Lilien, gebieten, daß ſie vor ihr ſich zuſchließen; die Sommerwonne will der kleinen Vöglein ſüßen Fleiß gegen ihr verſtummen laſſen; die Heide will ſie fahen, wenn ſie nach lichten Blumen geht, und ſie dem Sänger feſt halten; der Klee will ihr in die Augen leuchten, daß ſie ſchielen muß; der grüne Wald will ſein Laub abbrechen, ſie gebe denn dem Sänger holden Gruß; die Sonne will ſie durchhitzen, daß kein Schattenhut ihr helfe; Venus will ihr Alles entleiden, was minniglich geſchaffen iſt. O weh! ruft da der Sänger, ihr zarter Leib der möcht' es nicht erleiden; laßt mich eh' ſterben, Sie geneſen! (M. I, 3 b, 1 bis 5.)

Die Treue, womit der Minneſang die Naturbilder als ſeinen eigenthümlichen Schmuck und Ausdruck bewahrt hat, muß uns beſonders einleuchten, wenn wir die erzählenden Rittergedichte damaliger Zeit zur Vergleichung nehmen. Während in dieſen die weibliche Schönheit im reichſten Glanze feſtlicher Gewande und edler Geſteine aufgeführt wird, ſo erſcheint ſie in den Minneliedern nur mit dem einfachen Blumenkranze geſchmückt. Es iſt merkwürdig, wie wenig von jenen glänzenden und beliebten Beſchreibungen der Kleiderpracht auf den Minneſang übergegangen iſt. Nur ſelten tritt der Rubin an die Stelle der Roſe, als Bild des durchleuchtig rothen Mundes (M. I, 47 b, 2. 148 b, 5. 184 b, 5). Nur flüchtig einmal heißt es: „Ich ſah die viel Minnigliche vor mir ſtehn in reicher Wat" (M. I, 4 a, 3). Mehr nur allegoriſch, und bei Späteren, doch faſt immer mit Naturbildern untermiſcht, wird der Kleidung erwähnt: „Nun hat der Mai Wald, Heide, Aue wohl bekleidet mit mancher wonniglichen, ſpähen Wat; alſo hat

meines Herzens Fraue ſich bekleidet: weibliche Güte, Schöne und Ehre, dabei reinen Muth, dieß Gewand trägt die viel Hehre" (Muſeum I, 378. Vgl. M. II, 94 b, 5 ff. 106 a, 1. 126 b, 2. 230 b, 3). Statt die Naturbilder zu verdrängen, muß vielmehr der Kleiderſchmuck dazu dienen, ſie anſchaulicher hervorzuheben. Man freut ſich und dankt, daß der Maie Wald und Aue ſo wohl bekleidet (M. I, 197 a, 1. Benecke 227. 253. 256); die Heide ziert ſich gegen den Maien in ihr beſtes Gewand (M. II, 56 a, 2); in grüner Wat empfängt ſie die liebe Sommerzeit (M. I, 180 b, 4); ſie hat Blumen auf ihrem ſommerlichen Kleide, der freut ſie ſich (M. I, 199 a, 1 v. u.); Roſen ſind ihr beſtes Kleid (Muſeum I, 368). So wird denn auch der Wald beklagt, daß er unbekleidet ſei (Muſeum I, 371. Benecke 225), und der Mai, daß ihm der arge Winter ſeine wonniglichen Kleider zerführe (Benecke 223. Vgl. M. I, 195 b, 1). Man denkt ſich den Sommer gern als einen milden Herren, der ſeinen Hof und die Gehrenden mit ſchönen Kleidern beſchenkt (M. II, 103 b, 3. 244 a, 2). „Wes Muth zu Freuden ſei geſtellt, der ſchaue an den viel grünen Wald, wie wonniglich gekleidet der Mai ſein Ingeſinde hat von reicher Farbe in lichte Wat!" (M. I, 14 b, 4.) Der Sommer giebt die Kleider, der April hat ſie gemeſſen und der Mai geſchnitten, wie der witzige Schulmeiſter von Eßlingen ſagt. Dafür läßt er denn auch das Lob jenes milden Gebers von den Vögeln, wie von fahrenden Leuten, weit in den Landen um die Wette ſingen und pfeifen (M. II, 94 b, 5. Vgl. Benecke 236).

Die Minneſänger haben, auch wenn ſie von Andrem, als der Minne, ſingen, die Naturbilder darauf übergetragen. So auf das Lob geſangliebender Fürſten, wovon wir noch beſonders handeln werden. Selbſt die Geiſel des Straflieds verwandelt ſich in ihren Händen in einen Blüthenzweig. So klagt ein trefflicher Sänger[1] im Frühling, daß die Blumen Mancher trage, der nicht Laubes wäre werth. Er beklagt Blumen und der kleinen Vöglein Sang, die er beide den Schlechten misgönnt. Den Vöglein wünſcht er, daß ſie die Leute beſſer unterſchieden. Würde den Leuten geſungen, nachdem ihr Herz ſtehe, ſo möchte Jeder ſich ſelbſt erkennen, was er Tugend habe. Wem die Nachtigall ſänge, der möchte ſich freuen; dagegen würde

[1] Schwerlich Walther von Mezze, unter deſſen Namen das Lied ſteht.

ein Fingerzeigen, wenn Einem der Kuckuk ſänge oder ein Diſtelfink, den erkennte man daran, als einen Tugendloſen; wie viel müſte ſolcher ſein! (M. I, 166 a, 3 bis 5. Vgl. M. II, 202 a, 3. 203 b, 5. 244 a, 2)[1]

Auch die Gräber noch werden mit dem Schmucke des Frühlings bekränzt. Ulrich, Schenk von Winterſtetten, klagt den Tod ſeines Bruders in einem Frühlingsliede (Benecke 262). Reinmar der alte läßt die Gemahlin Lüpolts, muthmaßlich des Herzogs von Öſterreich, den Tod ihres Gatten beklagen: „Sie ſagen, der Sommer der ſei hie, die Wonne die ſei kommen. Was bedarf ich wonniglicher Zeit, ſeit aller Freuden Herre, Lüpolt, in der Erde liegt?“ (M. I, 68 a, 2.)[2] Ähnliche Todtenklage einer Frau giebt Hartmann von Ouwe: „Dies wären wonnigliche Tage, wer ſie mit Freuden möchte leben, nun hat mir Gott eine ſchwere Klage zu dieſer ſchönen Zeit gegeben“ (M. I, 183 a, 7).

So weit mag es für jetzt genügen, die Naturſeite des Minneſangs dargelegt zu haben. Sie wird ſich uns ſpäter wieder in andrer Beziehung nachdrücklich herausſtellen. Vorerſt war es darum zu thun, das Leben der Natur als urſprünglichen und fortwirkenden Beſtandtheil des Minneſanges aus den Liedern ſelbſt zu entwickeln. Die Sänger beſtätigen aber auch ausdrücklich dieſe genaue Verbindung. So der wandernde Walther von der Vogelweide: „Gerne wollte ich, möcht' es ſein, bei eignem Feuer erwarmen; ahi! wie ich dann ſänge von den Vögelein, von der Heide und von den Blumen, wie ich weiland ſang! Welch ſchönes Weib mir gäbe dann ihr Habedank, der ließ' ich Lilien und Roſen aus den Wängeln ſcheinen“ (M. I, 131 a, 2 v. u. Vgl. M. I, 154 a, 3). Weiterhin der Marner, von den älteren Meiſtern ſprechend: „Die ſangen von der Heide, von den Vögeln, wie die Blumen ſind gefarb“ (M. II, 173 a, 3). Und ſpät noch Meiſter Friedrich von Suonenburg: „Ich ſänge auch wohl von Minnen Lied und von

[1] Suochenwirt XXIII, 74 bis 77: Ich wolt, wer hiet ſo valſchen ſin, Daz neben aus dem munde ſein Die zende wüechſen als einem ſwein; Da möcht man in derchennen pey u. ſ. w. [Vgl. K. Bartſch, Deutſche Liederdichter des zwölften bis vierzehnten Jahrhunderts, Leipzig 1864. 8. S. 345. H.]

[2] Lachmann, Auswahl S. 210, läßt in dieſem Liede die Welt ſprechen.

des Maien Thaue“ (M. II, 213 b, 1. Vgl. I, 169 a, 3. II, 69 a, 2. 117 a, 4. Flore 819 bis 823. 945. 2302). Einen Inbegriff und Wahlſpruch dieſer ganzen Dichtungsart aber geben uns die ſchönen Worte Steinmars: „Ich will grünen mit der Saat, die ſo wonniglichen ſtaht; ich will mit den Blumen blühen und mit den Vöglein ſingen; ich will lauben wie der Wald, wie die Heide ſein geſtalt; ich will mich nicht laſſen mühen, mit den Blumen all zu ſpringen; ich will zu Liebe meiner lieben Frauen mit des viel ſüßen Maien Thaue thauen; das iſt mir Alles nicht zu viel, wenn Sie mich tröſten will“ (M. II, 109 a, 1).

## III.

# Minneſang und Ritterleben.

Die andre Seite des Minneſangs, zu deren Betrachtung wir jetzt übergehen, beruht auf den Einrichtungen und Verhältniſſen des geſelligen Lebens.

Die heitre Frühlingsluſt, das Blumenleſen und die Maientänze treten mehr und mehr in den Hintergrund. Die Bilder des Frühlings dienen zum Gegenſatze der trüben Stimmung des Dichters, wie wir bereits an Beiſpielen geſehen. Der Ton der Klage wird vorherrſchend, Lieb und Leid ſind innig verſchmolzen. Wohl iſt die Sprache der Sehnſucht und Liebe von Natur elegiſch; aber hier iſt beſtimmter, fortwährender Anlaß der Klage: Trennung und Verſagen, vergeblich Bitten, endlos Werben, fruchtloſer Dienſt. Dazwiſchen ſpielen die Lichter der Hoffnung und der Freude; doch der ſüßeſte Lohn, das höchſte Ziel, iſt nicht ein ruhiges und dauerndes Glück, vielmehr ſtreng verheimlichtes Einverſtändnis, Augenblicke verſtohlener Wonne, voll Gefahr für Leben und Ehre (I, 95 b, 2 v. u. 100 a, 1 v. u.). Die tiefſte Unterwürfigkeit, das zarteſte Lob der Frauentugend finden wir mit dem kühnſten Anſpruch, der unverhüllten Abſicht der Bewerbung ſeltſam gepaart. Offenbar iſt dieſes nicht der Gang freier Naturentwicklung; die Neigung kämpft mit Verhältniſſen, die Liebe ſchafft ſich ihr eignes Geſetz, äußern Einrichtungen zum Trotze. Eben dieſe Einrichtungen und Verhältniſſe, wie ſie geſchichtlich vorliegen, ſind daher ein weiteres Element des Minneſangs, nur ſie können uns über jene räthſelhaften Erſcheinungen Aufſchluß geben.

Es iſt bekannt, wie ſcharf im Mittelalter die Stände geſchieden waren. Manigfach war die Abgrenzung nach den Rechten der Geburt, nach den Rangſtufen des Heerſchildes (vgl. M. II, 239 a, 3), nach

den Verhältniſſen der Lehens- und Dienſtmannſchaft. Solche Begriffe von Geburtsrecht und Standesehre muſten manchem Herzensbunde unerbittlich entgegenſtehen. Je beſchränkter überdem in jener Zeit die allgemeinen Bürgſchaften der Sicherheit waren, um ſo mehr muſte jedes Haus bei Heirathsfällen darauf Bedacht nehmen, ſich durch mächtige Verwandtſchaft, hülfreiche Nachbarſchaft oder künftige Erbſchaft zu verſtärken. Manche Lehenserbin war in der Wahl ihres Gemahls an die Einwilligung des Lehnsherrn gebunden (Wilken, Geſchichte der Kreuzzüge I, 342, Note 91). Und wie mancher arme Dienſtmann, Theilhaber eines kleinen Lehens oder nachgeborne Sohn mochte niemals dazu gelangen, ſich einen eigenen Haushalt zu begründen! Mehrere Sänger der Minne gehören zwar hohen Geſchlechtern an, aber gerade die eigentlichen Meiſter, welche die Richtung der Dichtkunſt vorzüglich beſtimmten, waren ſolche Stiefkinder des Glücks und wanderten unſtät umher. Das vereinzelte Leben auf den Burgen währte fort, aber die freieren Vergnügungen, welche wir früher geſchildert, wurden mehr noch als Sache der geringeren Stände betrachtet; an ihre Stelle traten prächtige Hofhaltungen und Ritterfeſte, bei denen der Sänger hohe Frauen glänzend und unerreichbar vorüberwandeln ſah.

Wir verfolgen nach dieſen Andeutungen die Entwicklung des Minneſangs.

Vielfältig klagen die Sänger, daß ſie den Gegenſtand ihrer Liebe ſo ſelten ſehen (M. I, 5 a, 1. 33 b, 4. 5. 46 a, 5. 137 b, 4. 169 a, 7. 181 b, 7. 186 b, 1. II, 104 a, 3. 182 b, 2. Muſeum I, 401, 4). „Freude und alle Seligkeit hätt' ich genug, wer mich Sie nichts denn ließe ſehen" (M. I, 82 a, 1 v. u.). Auch dieſes ſeltene Sehen war noch verkümmert durch die „Hut," „Spähe," „Melde" der argwöhniſch beobachtenden Umgebung. Kein Wort der Liebe darf laut werden, jeder freundliche Blick wird zum Böſen gekehrt (M. I, 68 b, 1 v. u. f. 194 a, 4. Muſeum I, 412, 1). Die Geliebte allein zu finden, iſt ein beſondres Glück, eine theure Hoffnung (M. I, 110 b, 2. 176 a, 5. 182 b, 5. II, 115 b, 4). Eine wichtige Rolle ſpielen daher im Minneſange die „Merker", auch „Melder" (M. I, 24 a 1. 27 b, 2 v. u. II, 91 b, 1 v. u. 258 a, 3), „Hüter" (M. I, 52 b, 3), „Rüger" (M. I, 19 a, 1 v. u.), „Neider" (Muſeum I, 391) u. ſ. w. genannt, jene feindſeligen Freudenſtörer, die, wenn ſie könnten, dem Walde ſein Laub und der Heide

ihr Blühen verbieten würden (M. I, 6 b, 5). Mochte nun Misgunſt, Eiferſucht, grämliche Strenge, Spottſucht, Klätſcherei, oder wohl auch pflichtmäßige Aufſicht und wohlmeinende Fürſorge der Antrieb ſolches Merkens und Meldens ſein, in jedem Fall war dasſelbe dem Liebenden hinderlich und verhaßt. Daher denn auch die vielen und heftigen Verwünſchungen, welche gegen die Merker ausgeſtoßen werden. „In den Zeiten, da die Roſen erzeigen manches ſchöne Blatt, ſo flucht man den Freudeloſen, die da Rüger ſind an mancher Statt" (M. I, 19 a, 1 v. u. Vgl. I, 166 b, 4). Bald wird ihnen das Reis gewünſcht, daran die Diebe ihr Ende nehmen (M. I, 18 b, 1 v. u. Muſeum I, 392), bald, daß ſie in Steine verwandelt oder von Weib und Kind hinweg auf das Meer verſchlagen werden (M. I, 6 a, 2. 3), daß ſie in der See ertrinken (M. I, 43 a, u.), oder daß ihnen der Neid das Herz zerſchneide (M. I, 19 b, 4). Vor den Kirchen ſollten ſie knieen müſſen, der Blumen Schein und der Vöglein Sang ſollt' ihnen nicht zu ſtatten kommen (Muſeum I, 391. M. II, 63 a, 1. Vgl. noch M. I, 94 a, 4. 114 a, 4. 160 b, 6. II, 90 a, 4). Selbſt Frauen rufen wehe über die Merker, über die tauſend Augen, die des Geliebten wahrnehmen (M. I, 95 b, 5 bis 7. 96 a, 2. 97 b, 2). Öfters ergeben ſich auch die Sänger in dieſes Ungemach, denn wer kann große Freude haben ohne Kummer? (M. I, 92 a, 2. Muſeum I, 409, 2.) Oder ſie ergreifen den Gegenſatz und preiſen ſich glücklich, daß ſie gehaßt und beneidet werden, oder verlangen nichts ſo ſehr, als ſolchen Neid wirklich zu verdienen (M. I, 6 b, 4. 15 b, 2 v. u. 19 a, 4. 49 a, 3. 61 b, 3. 4. 62 a, 4. 91 b, 2 v. u. bis 92 a, 2. 122 a, 1. 2. 125 a, 1. 173 a, 3. 177 b, 1. II, 158 b, 4). Friedrich von Hufen meint, es ſei beſſer, daß man ſeiner Liebſten hüte, als daß Jeder vor ihr zu ſeinem Schaden ſprechen könnte (M. I, 94 b, 5. 6). Ulrich von Lichtenſtein, mit dem Doppelſinne ſpielend, zieht das Merken dem Überſehen vor, wo es den Werth guter Frauen zu merken gelte; er lobt das rechte Hüten, wenn Frauen ihre Ehre vor böſer Sitte zu behüten wiſſen, und an der Seinigen miſt er das Eine, daß ſie ſeinen langen Kummer und getreuen Dienſt nicht „merken" wolle (M. II, 30 a, 5 bis 30 b, 2). Er wünſcht, daß ſie ihn vor Sorgen und Unmuth hüten möge; Hüten iſt den Sehnenden leid, doch ſo wonnigliches Hüten wär' ihm eine Seligkeit (M. II, 30 b, 5. 6). Die Lehren einer Mutter an ihre Tochter (die Winsbekin) ver-

breiten ſich gleichfalls über dieſen Gegenſtand: „Schieß wilder Blicke nicht zu viel, wo loſe Merker bei dir ſind!“ „Es heißen wilde Blicke wohl, wenn Eine für ſich ſehen ſoll und läßt die Augen fliegen hin“ (M. II, 258 a, 1. 3). „Ich will dein, Tochter, hüten nicht, dein ſteter Muth dein hüten muß“ (259 b, 4). „Ein reines Weib, in Tugend werth, die wohl ihrer Ehre hüten kann und nichts, denn ſteter Treue, gehrt, die ſoll man ſelber hüten lan“ (259 b, 5).

Manchmal wiſſen aber auch die Liebenden die Hut zu täuſchen, wie der Haſe das Windſpiel (M. I, 20 b, 1. 73 b, 3. 94 a, 5).

Milon von Sevelingen giebt zu dieſem Zwecke dreierlei Regeln. Die eine iſt, zu Allem zu ſchweigen, was die Merker ſprechen; die zweite und wichtigſte, wohl zu hehlen; die dritte, raſch vorzuſchreiten, bevor man es inne werde (M. I, 97 a, 2. 3). Strenge Bewahrung des Geheimniſſes wird auch ſonſt vorzüglich empfohlen (M. I, 31 a, 1 v. u. Muſeum 1, 407). Der Sänger will es gern ertragen, daß die Geliebte, die Hut zu trügen, ſich ihm ſcheinbar entfremde (M. I, 56 b, 4. 117 b, 3. 4). In dunkle Wolken birgt ſich oft der Stern, ſo möge ſie die Augen von dem Freunde ab auf einen Andern wenden, damit Niemand wiſſe, wie es unter ihnen Beiden ſtehe (M. I, 38 b, 1 v. u.). Und zuletzt noch iſt es des Liebenden Troſt, daß keine Hut ihm wehren könne, die Erkorne im Herzen zu tragen (M. I, 94 b, 2 v. u. 109 a, 2)[1].

Ein ſtiller, inniger Genuß iſt es auch, wenn er die Entfernte loben hört: „O weh, daß ich Sie fremden muß und ſoll! wollt ihr, daß mein Herze das nicht weine? So man der Guten gedenket alſo wohl, ſo komm' ich vor Freude in ſo weh thu'nde Noth, daß man mich oftmal ſiehet bleich und roth; da dünket mich, ſie ſtehe mir vor den Augen und heimlich ſeufz' ich mit lachendem Munde“ (M. I, 17 b, 6). „Wohl mir, wohl mir, daß die Weiſen müſſen Sie von Rechte preiſen! daß Sie das verdienet hat, davon kommt mir manchmal heimlich Freudenthau aus zu den Augen, der aus Herzensgrunde geht“ (M. II, 37 a, 5. Vgl. I, 33 b, 6. 49 b, 5. 78 a, 4. 146 a, 6. 146 b, 2).

Das nothwendige Geheimnis der Minne bringt mit ſich, daß die Sänger ihre Schönen nicht bei Namen nennen. Sie treiben manchmal,

[1] M. I, 83 b, 5: Si (die Minne) wehſet von huote.

ausweichend, mit den Fragern ihren Spott: „Ich nenne Sie. Wann? Jetzt wird Sie genannt; nein, es füget weder mir noch Ihr“ (M. I, 58 b, 3). Oder: „Gnade und Ungnade, dieſe zween Namen hat meine Frau“ (M. I, 122 a, 7. Vgl. I, 110 b, 3). Wenn Walther von der Vogelweide ſingt: „Meines Herzens tiefe Wunde die muß immer offen ſtehn, ſie werde denn heil von Hiltegunde“ (M. I, 136 b, 5), ſo hat er doch nur die Neugierigen zum Spotte; Walther, des Sängers Name, und Hiltegunde ſind aus dem Heldenlied als zuſammen gehörend bekannt (Lachmann, Walther von der Vogelweide S. 189). Nur in den Tanzliedern werden lange Reihen von Mädchennamen aufgerufen. Erdichtete Namen von mancherlei Bedeutung, wie die Provenzalen ſie lieben, ſind in unſrem Minneſange nicht gewöhnlich. Friedrich dem Knecht hat ſich jedoch die Schöne ſelbſt, auf ſein Befragen, „Je länger je lieber“ genannt, ſchade nur, daß er ihr „Je länger je leider“ heißt (M. II, 115 b, 4. 5). Aus den Wortſpielen des Grafen von Toggenburg und des Schenken von Landeck läßt ſich errathen, daß ihre Geliebten „Gute“ geheißen (M. I, 12 b, 1 bis 4. 203 a, 3 f.), ein Name, der auch in den Tanzliedern öfters vorkömmt.

Wie die Merker der Minne feindſelig, ſo ſind die „Boten“ ihr hülfreich. Der Liebende darf nicht ſelbſt der Geliebten ſeinen Kummer klagen, er ſucht einen Vertrauten, der es ſtatt ſeiner thue. „Wenn ich an Sie ſende den lieben Boten mein, wohl wärb' ichs gerne ſelber, wär' es ihr Schade nicht“ (M. I, 39 a, 1). „O weh! ſoll ich bis an mein Ende dienen, daß Ihrs Niemand ſagt? Wer iſt der Bote, den ich ſende, der mit Treuen all mein Leid meiner Frauen könne ſagen? Wäre der von deutſchen Landen, auf den Handen wollt' ich ihn tragen“ (M. II, 53 b, 1 v. u. I, 160 b, 2)[1]. Hieher gehören nun mancherlei Lieder meiſt in Geſprächsform. Bald ertheilt der Ritter oder die Frau dem Boten den Auftrag; der Ritter heißt der Schönen ſagen, was er leide; ſie läßt dem Ritter eine freundliche Zuſicherung oder auch ihren Zweifel an ſeiner Beſtändigkeit ausrichten (M. I, 39 a, 2 v. u. ff. 62 a, 2 v. u. 78 b, 3). Bald macht der Bote ſeine Meldung und empfängt die tröſtliche oder ausweichende Antwort der Frau, wobei ſich manche ſinnreiche Wechſelrede entſpinnt (M. I, 41 a, 4. 5. 71. a, 2

[1] Vgl. Raynouard, Band V, S. 301: Dieus u. ſ. w.

v. u. bis 71 b, 1 v. u. 96 b, 2 v. u. f. 97 b, 4. 137 b, 1 v. u. bis 138 a, 3. 182 a, 5. 6). Bald freut ſich der Liebende guter Botſchaft, die ihm geworden, oder harrt einer ſolchen entgegen: „Sähe ich gegen Abend einen kleinen Boten, ſo ſänge Niemand von Frauen baß“ (M. I, 70 b, 2 v. u. 22 b, 4. II, 46 b, 2 v. u. Muſeum 412, 1).

Vornehmlich aber iſt den Dichtern ein geiſtiger Bote zu Dienſten [1], der Geſang ſelbſt. „Nun ich keinen Boten habe, ſo will ich ihr die Lieder ſenden“ (M. I, 95 a, 4). Hartmann von Aue verſichert, könnt' er der Schönen ſeinen Muth nach Willen ſagen, ſo ließ' er ſeinen Sang, nun müſſ' er ihr mit Sange klagen; wie fern' er ſei, doch thu' er ihr den Boten bei, den ſie wohl höre und nicht ſehe und der ihn nicht verrathe (M. I, 180 a, 4). Hartmann von Starkenberg iſt vergeblich zu einem Heiligen gewallfahrtet, um ihn zu bitten, daß er ſeinen Kummer der Geliebten kund thue; nun weiß er keinen andern Boten, der ihrer Ehre ſorgſam ſchonte, drum will er ihr das „Lied“ zu Boten ſenden, ſie wird es ſelber wohl verſtehn (M. II, 53 b, 3 bis 5).

Die Botenlieder ſind beſonders bei den ältern Meiſtern beliebt [2]. Die Sehnſucht der Liebe und zugleich die weibliche Scheue ſpricht ſich in ihnen wahr und lebendig aus. Doch am ſchönſten iſt die innige Beſchäftigung des Sängers mit der fernen Geliebten in einem trefflichen Liede von ungewiſſem Verfaſſer ausgedrückt: „Mir ſagt' ein Pilgrim ungefragt von meiner Frauen, wie ſchön ſie wäre und dabei wohlgemuth; das iſt mir eine Mähre, die mir an dem Herzen ſanfte thut. Gott gebe der Lieben guten Tag, die ich anders nicht begrüßen mag! ſo ſprech' ich immer gegen den Morgen fruh und vergeſſe nimmer gegen den Abend „gute Nacht!“ dazu. Meiner Sinne ich da halb vergaß, da ich Abſchied nahm und ſie da ſaß, ſie brannt' auf ſchöne wie das Abendroth; wird mir was zu Lohne, das iſt untermengt mit ſehnender Noth. Sie bat mich, da ich letztens von ihr ſchied, daß ich ihr ſende all mein ſehnend Lied; die wollt' ich ihr ſenden, wüſt' ich mit weme, der ihren weißen Händen ſie ſchöne bring' und mir zu Boten zieme. Wie, wenn Ein Bote mich verſäumte gar? Ich will ihr mehr,

[1] Auch „Frau Minne“ wird zum Boten erbeten, M. I, 4 b, 6.

[2] Später wird das Verhältnis ſelbſt geiſtlich angewendet, Meiſter Friedrich von Suonenburg vergleicht Mariens Erwählung durch Gott einer heimlichen Minne: „und was des Gabriel din bot“ (M. II, 210 a, 2).

denn tauſend, ſenden dar; wenn ſie ihr alle bringen den viel ſüßen Sang und ihn ihr ſchöne ſingen, ſo wird mir leicht von ihr ein Habedank" (M. I, 33 b, 2 v. u. bis 34 a, 3).

Dieſelben äußern Verhältniſſe, welche den Sänger von der Geliebten ferne halten und ihm ſelbſt in ihrer Gegenwart läſtigen Zwang anlegen, ſind auch die Urſache der endloſen Klagen über unerhörte Bitte, langen, vergeblichen Dienſt, dankloſen Geſang. So Heinrich von Morungen: „Wer lange ruft in einen tauben Wald, es antwortet' ihm daraus doch wohl einmal; ein Sittich oder ein Staar die möchten ſeither gelernet haben, daß ſie ſprächen: „Minne"; einen Baum hätt' ich mögen mit meiner Bitte ſonder Waffen niederneigen" (M. I, 51 a, 6. 7. Vgl. 52 b, 4). „Ich habe ſo viel geſprochen und geſungen, daß ich bin müd' und heiſer von der Klage; hätt' ich nach Gott je halb ſo viel gerungen, er nähme mich zu ſich vor meinen Tagen" (I, 54 a, 5. Vgl. I, 51 b, 6)[1]. Als Grund ſo ſtrengen Verſagens, welches durch unverdroſſene Bewerbung beſiegt werden ſoll, können wir weder perſönliche Abneigung noch widernatürliche Unempfindlichkeit der Frauen annehmen. Solche Vorausſetzungen mögen nur für einzelne Fälle (z. B. M. I, 30 b, 6) oder für die ſpitzfindigere Liebesdichtung ſpäterer Zeiten tauglich ſein. „Wer mit Leide will erzwingen Liebe, der thöret ſich viel gar" (M. I, 88 b, 6). Für jene durchgreifende Stimmung unſres Minneſangs iſt eine einfachere Erklärung zu ſuchen, und den Grund ſo ſtrengen Verſagens finden wir eben darin, daß die Schöne den Bewerber nicht erhören konnte ohne gewagten Entſchluß, ohne kühnes Durchbrechen herkömmlicher Schranken, ohne entſchiedenen Sieg der Neigung über die Stimme der Pflicht, der Sitte, des Vorurtheils. Vollkommen klar wird dieſes nicht ſowohl durch die eigenen Klagen der Sänger, als durch die Äußerungen, welche ſie den Frauen in den Mund legen. Sie haben uns nemlich das Liebeleben der Frauen als Gegenbild des eigenen aufgeſtellt und erſt dadurch die Verhältniſſe der Minne zu vollſtändiger Darſtellung gebracht; ſie haben uns einen Blick

[1] Die Pfälzer Handſchrift 357, Blatt 13 b hat: er neme mich hin zuozim ê miner tage. Blatt 14 b: Der alſo vil geriefe in einen touben walt, ez antwirte ime daruz eteswenne. ja, mohte ich baz einen boum mit miner bete ſunder waſen nidergeneigen. [Vgl. Die alte Heidelberger Liederhandſchrift, herausgegeben von Franz Pfeiffer, Stuttgart 1844. 8. S. 75. 80. H.]

in die inneren Kämpfe des weiblichen Herzens eröffnet, und zwar am einfachſten dadurch, daß ſie die Frauen ſelbſt ihre Empfindungen ausſprechen laſſen. Zahlreiche Lieder dieſer Art geben beſonders Kürenberg, Dietmar, Milon, Hartmann, Reinmar, Walther, eben die älteren Meiſter, die wir als die ſicherſten Führer zu betrachten haben. Bald einſame Betrachtung und Klage der Schönen, bald Geſpräch mit dem Boten, dergleichen wir bereits kennen gelernt, bald Wechſelrede mit dem Ritter ſelbſt. In ſolchen Liedern ſehen wir denn klar, wie oft das Verſagen ſo wenig von Herzen geht, was aber doch dazu nöthigt, welche Hinderniſſe und Gefahren ſich dem innern Wunſche entgegenſtellen, wie gewaltſam die Wagnis iſt, die ſich darüber hinwegſetzt. „Mir iſt lieber, daß er bitte, denn ob er ſein Sprechen ließe“ (M. I, 74 b, 3). „Er iſt mir lieb und lieber viel; denn ich ihm viel lieben Manne ſage. Soll ich ihn zu Freund' entbehren, das iſt mir leid und muß doch ſein; ich will hüten mein, ich darf ihm nicht gewähren“ (M. I, 95 b, 2 v. u. f. Vgl. I, 138 a, 6. 140 b, 2). „Krumme Wege die gehn bei allen Straßen, davor Gott behüte mich!“ (M. I, 138 a, 2.) „Der mir iſt von Herzen hold, den verred' ich ſehre, nicht aus ungefügem Haß, nein, um meines Lebens Ehre“ (M. I, 74 b, 1). „Minne iſt ein ſo ſchweres Spiel, daß ichs nimmer darf beginnen“ (Ebd. 4). „Er heiſchet' allzu reichen Sold“ (M. I, 18 b, 5. Vgl. 71 b, 4). „Wes gehrt er mehr, da ich ihm holder bin, denn in aller Welt ein Weib? Nun will er, das iſt mir eine Noth, daß ich um ihn die Ehre wag' und auch den Leib“ (M. I, 79 a, 1 v. u. Vgl. I, 95 b, 2 v. u.). „Des er gehrt, das iſt der Tod und verderbet manchen Leib; bleich und unterweilen roth, alſo färbet es die Weib'; Minne heißen es die Mann', es möchte daß Unminne ſein, weh' ihm, ders zuerſt begann!“ (M. I, 71 b, 6. Vgl. I, 21 b, 4. 81 b, 2 bis 4.) Das Verhältnis zu mächtigen Verwandten tritt einmal ganz beſtimmt hervor. Der Liebenden iſt angekündigt, daß ſie der Blutsfreunde ſich begeben muß, wenn ſie dem Herzen folgen will; wär' es aber der Freunde Rath, daß ſie den Geliebten wählte, welchen Dank ſollt' er ihr dann wiſſen? Er hat es wohl verdient, daß ſie Leben und Ehre um ihn wage (M. I, 182 b, 1 v. u. f. Vgl. M. II, 117 b, 2. 4. I, 81 b, 7. 178 a, 3. Colczaer Codex S. 160).

Die Geſprächslieder oder Wechſelgeſänge zwiſchen Ritter und Frau

geben zu mancherlei Beobachtungen Anlaß. Kürenbergs Lieder haben noch die freiere Bewegung des Heldenlieds. Doch ist auch bei ihm überall Scheiden und Trennungsklage. Sonst bemerkt man bei ältern Sängern, wie bei Dietmar und Reinmar, das Eigenthümliche, daß jedes der beiden „Redegesellen“ (so heißen die zusammen Sprechenden, M. I, 106 b, 4. II, 60 b, 2. 111 b, 6. Gottfrieds von Straßburg Werke II, S. 112, Str. 50. M. II, 102 a, 4: „spilgesellen“) einzeln und gleichsam ungehört vom Andern seine Empfindungen darlegt. Eines spricht vom Andern in dritter Person und die Worte sind mehr gegen die Zuhörer, als an das Mitsprechende, gerichtet (M. I, 41 b, 2 bis 4. 62 a, 2. 3. 96 a, 2. 3. I, 16 b, 2. 3. II, 117 b, 3. 4), selbst da, wo die Rede des vorherigen Sprechers unmittelbar aufgefaßt oder bekämpft wird (M. I, 42 a, 3 bis 5. 69 b, 2. 3. 82 b, 3. 4). Der Übergang zu einer andern Weise zeigt sich besonders bei Walther. Erst noch unverbundene Wechselrede, Jedes für sich freut sich der Liebe und Trefflichkeit des Andern, ihr ist Weibes, ihm Mannes Heil geschehen (M. I, 124 a, 5. 6. Vgl. I, 124 a, 2 f.); anderwärts allmähliche Annäherung und Anrede (M. I, 123 b, 4 bis 7), endlich vollständige und lebhafte Verhandlung von Minnefragen, wobei die Schlußstrophe zwischen beiden Sprechenden getheilt ist (M. I, 114 b, 6 bis 115 a, 3. 106 a, 7 bis 106 b, 5). Bei Späteren, dem Truchseß von Singenberg und Ulrich von Lichtenstein, verknüpft sich noch rascher und schlagender Rede und Gegenrede, andringend und ausweichend, oft in derselben Strophe mehrmals wechselnd [1] (M. I, 150 b, 4 bis 6. 151 a, 4 bis 151 b, 2. 156 a, 7 bis 156 b, 5. 157 b, 7 bis 158 a, 5. II, 34 a, 5 bis 34 b, 4. 35 b, 2 bis 6. Vgl. II, 46 a, 6 bis 46 b, 4. 103 a, 4 bis 6. 111 b, 6 bis 112 a, 6). Die Gewandtheit des Gesprächs, die Leichtigkeit des geselligen Witzes hat merklich zugenommen; dem höflichen „ihr“ ist meist das vertrauliche „du“ gewichen, dessen Gebrauch der Schenk von Limburg mit der Innigkeit seiner Liebe entschuldigt (M. I, 58 b, 4) [2];

[1] Die Gesprächslieder werden öfters auch durch Erzählung eingeleitet oder fortgeführt (M. I, 39 a, 3 f. 176 a, 5 bis 176 b, 2. Benecke 208, XVIII. 259, XLIII. II, 53 a, 5 bis 53 b, 2. Vgl. M. I, 1 b, 1). Spät erst fällt die Rede der Frau ein, bei Hug von Werbenwag (II, 49 a, 7 bis 49 b, 6).

[2] Kürenberg braucht „du“, auch Kaiser Heinrich, wo sie nicht in dritter Person sprechen lassen (I, 1 a, 5. 6. 7. f.); Walther hat „ihr“ und „du“

aber die Herzlichkeit und das kräftige Gefühl sind den älteren Liedern eigen. Wenn in diesen die Wechselrede fast in einzele Selbstgespräche zerfällt, so begegnet man der ähnlichen Erscheinung überall in den Anfängen der dramatischen Kunst. Auch die Art des Vortrags, die Stellung der Sänger gegen die Zuhörer konnte dabei einwirken; besonders aber mögen in jener Vereinzelung der Rede eben die Verhältnisse des Lebens selbst durchscheinen, welche den freieren Verkehr der Liebenden nicht gestatten und sie auf das einsame Ausathmen ihrer Gefühle beschränken. Einige solcher Wechselgesänge zeigen auch die räumliche Trennung offenbar, denn sie bestehen gerade in der gegenseitigen Klage über diese Trennung (M. I, 56 b, 5 bis 8. 94 a, 4. 5); es ist also hier nicht ein wirkliches Unterreden, sondern verwandte Stimmen hallen zusammen, wie zwei ferne Abendglocken.

Bei aller Ungunst der Verhältnisse konnten doch ausharrende Treue, unveränderlich edles Betragen, unermüdliches Werben mit Dienst und Gesang, mit Schild und Speereskrachen (M. II, 54 a, 2. 3. Vgl. Frauendienst S. 29 u. M. II, 35 a, 1. 37 a, 6 bis 37 b, 6) dem Ritter selbst auf das Verbotene einen Anspruch verschaffen und der Schönen eine Rechtfertigung, wenn sie es gewährte. Gar häufig versichert uns der Sänger, daß er von Kindheit her (M. I, 149 b, 4. 175 b, 2. 182 b, 5. II, 48 a, 1 v. u. 167 b, 3. Benecke 246, 2), seit der Stunde, da er auf seinem Stabe ritt (M. I, 179 a, 3), der Einzigen gedient habe. Sieben Jahre lang hat er gegen ihren Willen kein Wort gesprochen (M. I, 21 b, 2). Zehen Jahre hat sich der Wald geneuet, ohne daß der Sänger je neue Freude gewann (M. II, 21 b, 1). Selbst von zwanzigjährigem und noch längerem Dienste wird gesprochen (Museum I, 391, 1. 403, 4. M. I, 150 a, 2 v. u.). Doch in einer Stunde wird des Rath, was man zehen Jahr gedienet hat (M. I, 10 a, 4). Manches an solchen Äußerungen mag uns für Übertreibung

(Letzteres M. I, 123 b, 4 bis 7), Ulrich von Lichtenstein nur am Schlusse des Gesprächs über die Minne (M. II, 34 b, 4). Hug von Werbenwag (II, 49 b, 6) läßt die Frau „du“ sagen; von Trostberg (M. II, 53 a, 5 bis 53 b, 2) wechselt ab; der tugendhafte Schreiber (II, 103 a, 4 bis 6): du; so auch Hawart (II, 111 b, 6 ff.). Vgl. hieher Grimm, deutsche Grammatik, 1te Ausgabe, S. 341 f. 661 u. [4, 305. K.]

oder bloße Redensart gelten. Aber die Herzenssprache so vieler Lieder, die innige Hingebung und Trauer, worein der ganze Gesang mancher Dichter getaucht ist, läßt kaum bezweifeln, daß es wirklich Solche gegeben, die ihre besten Jahre, fast hoffnungslos, Einem Gedanken der Liebe gewidmet. Unzählig sind die Versicherungen der unbedingtesten Ergebenheit, des steten Ausharrens, „wie es ergehe"; ein Ausdruck, der den Minnesängern gäng und gebe geworden (M. I, 166 b, 3). Man schiede eher die Mosel und den Rhein, oder kehrte den Rhein in den Po, ehe der Getreue von Ihr sein Herz entbände (Museum I, 437 u. 441, 4. Vgl. M. I, 94 a, 5). „Stürb' ich nach ihrer Minne werbend," singt Milon, „und würd' ich wieder lebend, so wärb' ich wieder um das Weib" (M. I, 97 b, 1). Gerne wird dieser Frauendienst mit den Verhältnissen der Lehens- und Dienstmannschaft verglichen. Die herrschenden Begriffe vom Lehenswesen wurden auf das Reich der Gedanken und Gefühle übergetragen; es ist ein idealer Lehensdienst. Selbst einen äußern Anhalt hatte diese Übertragung, wenn die Gebieterin einem höhern Stande, dem Hause des Lehens- oder Dienstherrn selbst angehörte, wenn der Sänger gar als Edelknabe oder Dienstmann im Gefolge der Gebieterin aufgewachsen war. Daher die vielen Stellen, worin der Dichter sich als Eigenen oder Lehensmann der Geliebten bekennt (z. B. Museum I, 364, 98. 419, 3. 427, 2. M. I, 14 b, 3. 47 a, 5. 52 a, 6. 137 b, 4. 145 b, 3. 182 b, 2. II, 21 b, 2), worin er versichert, er sei ihr „zum Dienste geboren" (Museum I, 398, 4), Worte, die sonst den Dienstmann (ministerialis) bezeichnen [1]. Ein Kuß ist der Minne Lehen (M. I, 3 a, 2. Vgl. I, 13 a, 5). Und wenn wir in den Liedern den Sänger, vor der Geliebten knieend, die Hände falten sehen (M. II, 28 a, 3. Museum I, 335. Vgl. II, 18 a, 6), so ist dieses eben die Stellung, in welcher, nach den ganz entsprechenden Worten und Bildern der Rechtsbücher, der Mann um Belehnung bittet. Am deutlichsten zeigt sich diese Beziehung in einem Liede Burkarts von Hohenfels, der sein eigen Herz von der Geliebten zu Lehen nehmen möchte: „Will sie, ich thu' ihr Mannes Recht;

[1] Schwäbisches Lehenrecht, Art. 115: „Nach Hofrecht soll iegklich Mann geboren sein Truchseß, Marschalk, Kämmerer oder Schenk." Vgl. Sachsenspiegel B. I, Art. 16.

meine Hände falt' ich ihr und ſoll es mit Kuß empfahen, mit ihrem Geren ſoll ſie ſelbſt es leihen mir" (M. I, 89 b, 1 bis 3) [1].

[1] Grimm, deutſche Grammatik S. 343: gêre, lacinia vestis. S. 681: gêre, sinus vestis. Investire per osculum; lîhen mit gevalden henden, mit gekuſtem munde, als man lêhen zu rechte lîhen ſol. Grimm, Rechtsalterthümer 143. Man vergleiche mit den Liedern die Worte des Rechtsbuchs: „Der Mann geht für ſeinen Herrn, da er ſteht oder ſitzet, ſo knie (er) für ihn, und neige ſich aller ſein Leib, ſo neigen ſich auch die Händ, und begehre ſeines Guts mit gefalten Händen." Schwäbiſches Lehenrecht Cap. 44. Sächſiſches Lehenrecht Cap. 22. Deutſche Denkmäler I, Tafel V, Bild II. Auch den provenzaliſchen Sängern ſind die Ausdrücke „mas juntas, de genolhos, hom liges" u. ſ. w. gangbar (Raynouard III, 164. 206. 284. 300. 353. V, 17) und hier iſt beſonders folgende Stelle des Gaucelm Faidit (Raynouard III, 290) erläuternd:

Adoncs l'estei tan denan,
Mas jontas, de bon coratge,
De genolhos, en ploran,
Tro m pres en son senhoratge;
Mas al prim li fo salvatge,
Quar m' auzei enhardir tan;
Pueis vi mon humil semblan
E receup mon homenatge,
Quar mi conoc ses enjan.

Vgl. Docens Miscellaneen II, 279, IV.

## IV.

# Hohe Minne.

Auf die Misverhältniſſe durch Verſchiedenheit des Standes beziehen ſich beſonders die Stellen, welche von „hoher“ oder „niedrer Minne“ ſprechen; wiewohl dieſe Worte zuweilen auch die ſittliche Höhe der Perſonen, der Geſinnung und Neigung, bezeichnen (M. I, 116 a, 4. II, 25 a, 3. 4. 37 b, 1. Muſeum I, 408, 7. Vgl. Raynouard Band V, S. 234: S'ieu fos u. ſ. w. S. 388: Ja ma dompna u. ſ. w.). Geprieſen wird die „Maße“, die den rechten Weg ergreifen lehrt (M. I, 115 a, 3. 116 a, 3. 62 a, 1). Der von Buchein hält den Frauen, die ſich niedrer Minne zuwenden, das Beiſpiel eines Federſpiels entgegen, das man werther halte, wenn es kleine Vöglein verſchmähe (M. II, 71 a, 3). In dem lehrhaften Geſpräch einer Mutter mit ihrer Tochter ſagt die letztere: „Es werden lichte Augen roth, wenn hoch begehrt ein niedrer Mann, von dem kein' Ehre werden kann, und wenn der Hohe nieder gehrt; die Hohen ſollten hoch begehren, die Niedern nieder, das ſtünde baß.“ Dagegen meint die Mutter, die hohe edle Minne begehre nur reiner Herzen, die ſie mit ſich in die Höhe ziehe; das laſſe ſie nicht, ob auch Fürſten drohen (M. II, 260 a, 4 bis 260 b, 4. Vgl. 259 a, 2 v. u. II, 24 a, 1). Das Zweifelhafte ſolcher Stellen ſcheint eben von dem Schwanken der Begriffe zwiſchen äußrem und innerem Adel herzurühren. Beſtimmter äußert ſich Hartman von Ouwe. Mancher ſpricht zu ihm: „Hartman, gehn wir ſchauen ritterliche Frauen!“ Doch Hartman will lieber mit „armen Weiben“ ſeine Zeit vertreiben. Was taugt ihm ein zu hohes Ziel? Ihm geſchah in ſeiner Thorheit, daß er zu einer Frau von Minne ſprach, da ward er queer angeſehen; drum will er ſich Weiber in ſolchem Maße ſpähen, die ihm das

nicht geſchehen laſſen (M. I, 183 a, 4 bis 6). Walther von der Vogelweide muß den Vorwurf hören, daß er ſeinen Sang ſo nieder wende. Er vertheidigt ſich und die Geliebte: „Die traf die Liebe nie, die nach dem Gut und nach der Schöne minnen. Du biſt ſchön und haſt genug; was ſie reden, ich bin dir hold und nähme dein gläſen Fingerlein (Fingerring) lieber, als einer Königin Gold“ (M. I, 117 a, 3 bis 117 b, 2). Ein andermal ſagt er: „Edel und reich ſind Manche, dazu tragen ſie hohen Muth; leicht ſind ſie „beſſer“, du biſt „gut“ (M. I, 117 b, 5). Wenn dieſe Sänger ſich rühmen, in der rechten Maße geblieben zu ſein, ſo begegnen wir hinwider andern, die offenbar über ihren Stand hinaus werben. So klagt Friedrich von Huſen: „Hätt' ich ſo hoher Minne mich nie unterwunden, mein möchte werden Rath; ich that es ohne Sinne, drum leid' ich zu allen Stunden Noth, die mir nahe geht“ (M. I, 95 b, 2). Da dieſe Worte ſich in einem ſehnſuchtsvollen Lied aus der Ferne finden, ſo iſt eben die „hohe Minne“ als Urſache der Trennung anzunehmen.

Die Wirkung jener Verhältniſſe auf das Gemüth und die Einbildungskraft der Sänger zeigt ſich wohl nirgends ſo klar und ſo dichteriſch, als in den trefflichen Liedern des ſchon erwähnten Heinrichs von Morungen. Seine Geliebte erſcheint als eine Fürſtin, die ihm in den Spielen der Kindheit nahe war, jetzt aber, wie ein leuchtendes Geſtirn, über ihm ſchwebt. „Es thut viel weh, wer herziglich minnet an ſo hoher Statt, da ſein Dienſt wird verſchmäht; ich bedarf viel wohl, daß ich Gnade finde, denn ich hab' ein Weib ob der Sonne mir erkoren; das iſt eine Noth, die ich nimmer überwinde, Sie ſehe mich denn an, wie Sie that hiebevor; Sie iſt mir lieb geweſen daher von Kinde (vgl. I, 54 a, 4), denn ich ward um Sie und um Andres nicht geboren, hat ſie deß Zorn, das weiß Gott, ſo bin ich verloren. Wo iſt nun hin mein lichter Morgenſtern? weh, was hilfet mich, daß meine Sonne iſt aufgegangen? ſie iſt mir zu hoch und auch zu ferne gegen Mittag und will da lange ſtehn; ich erlebte noch den lieben Abendgerne, da ſie ſich hernieder mir zum Troſte wollte laſſen“ (M. I, 53 b, 4 bis 6). „Ich muß immer ſpähen, wie der Mond, der ſeinen Schein von der Sonne Schein empfaht“ (I, 50 a, 6). „Wenn ihre lichten Augen alſo verkehren ſich, daß ſie mich an durch mein Herze ſehn

(vgl. I, 57 a, 2)[1], wer dann dazwiſchen ſteht und irret mich, dem müſſ' all ſeine Freude zergehn! Ich ſtehe dann und warte meiner Frauen, recht wie des Tages die kleinen Vögelein: wann ſoll mir wieder Liebes geſchehen? (I, 51 a, 2. Vgl. I, 52 b, 1.) Steh' ich vor ihr und ſchaue das Wunder, das Gott mit Schönheit an ihrem Leib gethan, ſo iſt des ſo viel, daß ich da gerne immer ſtände. O weh! ſo muß ich traurig ſcheiden von dann, eine trübe Wolke kommt dazwiſchen, daß ich des Scheinens von Ihr nicht habe" (I, 53 b, 2. Vgl. 54 b, 1). „Weh der Hut, die das verſchuldet, daß man Sie nicht, denn ſelten, ſieht, wie die Sonne, die des Abends untergeht. Ich muß ſorgen, wann die lange Nacht zergehe, daß ich einmal ſehe meine viel liebe Sonne, die mir ſo wonniglich taget, daß mein Aug' ob einer trüben Wolke wenig verklaget (verſchmerzet)" (M. I, 54 a, 6. 54 b, 1). „Sie wohnt mir zu allen Zeiten vor den Augen, mich dünket, ſie geh' zu mir durch ganze Mauern; wenn Sie will, ſo führet Sie mich von hinnen mit ihrer weißen Hand hoch über die Zinnen. Sie geht dort her zu einem Fenſterlein und ſieht mich an recht als der Sonne Schein; wenn ich ſie dann gerne wollte ſchauen, ach! ſo geht ſie dort zu andern Frauen" (M. I, 55 a, 3. 4). Unverwandt blickt der ſehnſuchtsvolle Sänger nach dieſem Lichte ſeines Lebens: „Sah Jemand die Fraue, die man kann ſchauen in dem Fenſter ſtehn? Sie leuchtet, wie die Sonne thut gegen dem lichten Morgen; eh' war ſie verborgen, da muſt' ich ſorgen, das will ich nun laſſen. Iſt Jemand hie inne, der ſeine Sinne noch behalten hat, der gehe nach der Schönen, die mit ihrer Krone gieng von hinnen ab, daß Sie mir zu Troſte komme, eh' daß ich verſcheide! Lieb und Leid wollen mich beide fördern zu Grabe. Man ſoll ſchreiben auf dem Steine, der mein Grab befaht,

[1] Pfälzer Handſchrift 357: Swenne ir lihten ougen ſo verkerent ſich, daz ſi mir al dur min herze ſen, Swer da entzwiſchen danne get und irret mich, dem muoze al ſin wunne gar zergen. ich muoz vor ir ſten und warten der vreuden min, rehte alſo des tages diu cleinen vogellin, wenne ſol mir iemer liep geſchen. Swen ich eine bin, ſo ſchint mir vor den ougen, ſo bedunket mich, wie ſi ge dort her ze mir al dur die muoren. ir rede und ir troſt enlazent mich niht truren. ſwenne ſi wil, ſo vlieret ſi mich hinnen zeinem venſter hoh al uber die cinnen. [Vgl. F. Pfeiffer, Die alte Heidelberger Liederhandſchrift S. 76. 80. H. Lachmann, Des Minneſangs Frühling S. 126. 138. K.]

wie lieb Sie mir war und ich Ihr so unlieb, wer dann über mich geht, daß er lese diese Noth und Ihr gebe Kunde der großen Sünde, die sie an ihrem Freunde begangen hat" (M. I, 52 a, 2 bis 4). „Süße sanfte Tödterin, wähnet ihr, wenn ihr mich tödtet, daß ich euch nimmer mehr beschaue? Nein, eure Minne hat mich des ernöthet, daß eure Seele ist meiner Seele Herrin. Soll mir hie nicht wohl geschehen von eurem Leibe, so dienet meine Seele der euern dort, als einem reinen Weibe" (M. I, 57 a, 8. Vgl. Koloczaer Codex S. 105, V. 339 bis 345).

Zu den Hindernissen und Trennungen, die das gewöhnliche Leben mit sich brachte, gesellten sich die manigfachen Fahrten und Heereszüge, die den Ritter oft auf lange Zeit in ferne Lande führten. Das Reich, die Kirche, der Lehensherr erließen ihre Aufgebote. „Ich sehe wohl, daß dem Kaiser und den Weiben mit einander Niemand dienen mag" (der von Raute, M. II, 47 a, 2). „Dem Könige führ' ich, wohin er will, den Leib, nur nicht mein Herze, das bei Ihr muß bleiben. Drum sollte sie dem Könige doch zu Ehren das ihre mir überlassen haben" (M. I, 144 a, 5) (damit er nemlich nicht ohne Herz sei?). Der Kaiser gebot besonders die Heerfahrt nach Italien (Pülle), zur Krönung oder zum Kampfe. Daher einige Abschiedslieder auf die Fahrt nach Wälschland. Berngер von Horheim klagt, daß der König ihm zu Leide gestorben, vermuthlich weil er als Reichsvasall dem neuen König zur Krönung folgen muß [1]. Er befiehlt die Geliebte Gott und allen seinen Engeln. Sie wird ihm in dem Herzen bleiben Nacht und Tag. O weh! daß Pülle so ferne liegt! (M. I, 173 b, 2 bis 4.) In einem Liede des Grafen von Leiningen erfleht der Ritter auf diese leide Fahrt aus dem rothen Munde der strengen Geliebten nur die fünf Worte: „Fahr hin zu guter Stunde!" Die Schöne wird erweicht, sie segnet seine Fahrt und gesteht, daß er zwei trauernde Herzen hinführe (M. I, 15 a, 2. 3). Auch zum Heil der Seele ward manche Reise nach Rom gemacht (Frauendienst S. 63 f. Vgl. M. I, 23 b, 6. II, 172 a, 1 v. u.). Der Schenk von Landegge singt ein Winterlied in Frankreich. Der Plan hat trüben Schein, der Reife thut den Leuten weh bei der Seine und bei dem Meer. Wonne und Vogelsang ist in Schwaben, bei dem

[1] Vgl. Sächsisches Lehnrecht Art. 4.

Rhein, um den Bodenſee. Dahin jammert ihn, nach der minniglichen Schönen. Was er der Lande befahren, ihm ward nie ſo Liebes kund. Die viel Süße, Reine, Wandelsfreie zieret Schwabenland. Hennegau, Brabant, Flandern, Frankreich, Picardie haben ſo Schönes nicht, noch ſo lieblich Angeſicht (M. I, 200 b, 3. 4). Ein andermal läßt derſelbe Sänger ſich ſo vernehmen: „Der viel Süßen, der ich diene, ſing' ich dieſen Sang vor Wiene, da der König liegt mit Gewalt; der bedenkt des Reiches Noth, ſo gedenk' ich nach dem Gruße, den ſo minniglich und ſüße giebt ihr Mündel roſenroth" (M. I, 197 b, 2 v. u.). Auch der Püller ſagt in einem Winterliede, in Öſterreich ſei wohl gut ſein, doch wär' er gerne von Wien wider an den Rhein zu der Schönen, däucht' es den König gut. Will Jemand gen Elſaßenland, der ſoll der Lieben thun bekannt, wie er ſich ſehne. Irret ihn Jemand an ſeiner Frauen, da iſt der König ſchuldig dran (M. II, 51 a, 6 bis 8). Wahrſcheinlich iſt in dieſen Liedern die Belagerung von Wien durch Rudolf von Habsburg im Wintermond 1276 gemeint. Steinmar ſcheint gleichfalls einen Zug nach Wien mitgemacht zu haben (M. II, 106 a, 3). Derſelbe folgt dem König auf einer Winterfahrt nach Meißen. Er beſchwert ſich, daß ſie ſo ſpät unternommen worden. Schildwacht in kalten Nächten, Reif und Schnee; muß er dazu Bier trinken, da wär' ihm beſſer bei ſeiner Tröſterin, die der Roſ' im ſüßen Thaue gleicht (M. II, 108 b, 4 bis 7). Ernſter ſpricht der von Raute auf einer ſolchen Fahrt: wie nah' er den Tod bei ſich ſah, da mancher Mann ſeine Sünden bekannte, da war doch das ſein gröſter Kummer, daß ihm nie Gnade von Ihr geſchah (M. II, 46 b, 1 v. u.).

Von allen Ritterzügen aber, welche hier in Betracht kommen, waren die bedeutendſten und allgemeinſten die Kreuzfahrten. Die Liederſammlungen enthalten eine anſehnliche Zahl von Kreuzliedern (kriuzliet), welche in mehrfacher Beziehung merkwürdig ſind. Hier handeln wir von denſelben nur, ſo weit ſie den Minneſang berühren. Viele unſrer Minneſänger ſind zugleich Kreuzfahrer und was ſie von der Gottesreiſe ſingen, beweiſt nicht bloß, daß dieſer Abſchied der ſchmerzlichſte war, es zeigt auch den Frauendienſt überhaupt in neuem und hellerem Lichte. Siegreich ſchritt die Predigt des Kreuzes von Land zu Lande, der Glaube, der fromme Eifer kam ihr überall entgegen. Auch die Sänger ließen aufregend ihre Lieder ertönen. Ein größerer Zug, an deſſen

Spitze der Kaiſer oder ſonſt ein mächtiger Fürſt ſich ſtellte, nahm aus ganzen Gauen die Blüthe der Ritterſchaft hinweg; und wie Viele mochten nicht wiederkehren! „Nun werden viel Augen trüb und roth, nach lieben Freunden leiden ſie Noth, der harren ſie leicht nun in Ewigkeit, das iſt mancher Frau ein ſchweres Leid“ (Hiltbolt von Schwangau, M. I, 143 b, 3). Auch dem muthigſten Ritter konnt' ein ſolcher Abſchied bange machen; nicht bloß die Ungewisheit der Rückkehr (M. I, 175 b, 2), auch die Beſorgnis, ob er die Geliebte geſund und unverändert wieder finden werde. „Wie gern' ich fahr', doch jammert mich, wie es daheim nun ſteh'; ich weiß wohl, es verkehrt Alles ſich, die Sorge thut mir weh; die ich laſſe wohl geſund, der find' ich Alle nicht“ (M. I, 174 a, 5). „Nun helfe mir Gott, ſoll ich herwieder kommen, ein Weib, die großen Kummer von mir hat, daß ich ſie finde mit ihren Ehren! ſoll aber ſie ihr Leben verkehren, ſo gebe Gott, daß ich eh hinfahr'!“ (Der von Johannsdorf, M. I, 173 b, 5.) Doch die Aufforderung zu dieſen Zügen war unwiderſtehlich; es war die Begeiſterung der Zeit. „Minne und Freunde ich um Gott laſſen will, das dünket mich um ihn nimmer zu viel, ſeit man uns von ihme Dienſt gebot“ (ebd.). Wie man den Frauendienſt der Lehenspflicht verglich, ſo galt auch die Kreuzfahrt für einen Lehensdienſt, den man Gott ſelbſt, dem Verleiher aller Lebensgüter, leiſtete. „Ich weiß nicht, wozu ein Fürſt lebt,“ ſagt der Provenzale Marcabrun, „wenn er nicht Gott ſein Lehen abverdient“ (Raynouard IV, 131). Aus einem unſrer älteſten Kreuzgeſänge, des Dienſtmanns von Rugge, erſehen wir, wie die Frauen ſelbſt, der allgemeinen Stimme folgend, den Ritter verachteten, der zurückblieb. Schlimme Mähren ſind gekommen vom Tode Kaiſer Friedrichs und ſo mancher andern Pilgrime (1190). Viele Leute hört man nun ihre Freunde klagen; doch wer ſie beweinet, der iſt ein Kind; daß wir nicht ſeien, da ſie nun ſind, das ſollten wir weinen. Wer jetzt das Kreuze nimmt, wie wohl das Helden ziemt! Da ſpricht vielleicht ein zager Mann: „Wir ſollen hie heim viel ſanfte bleiben, die Zeit vertreiben mit ſchönen Weiben.“ So ſpricht die Frau, um die er wirbt, zu ihrer Freundin: „Geſpiele, er iſt nicht Baſtes werth; was ſoll der zur Minne? Gerne bin ich ſeiner los.“ Die Freundin antwortet: „Traute Geſpiele, das rath' ich auch; pfui! daß er je ward geboren!“ So hat dieſer Zage auf beiden Seiten verloren, bei Gott und bei den

Frauen (Schelling, Allgemeine Zeitschrift Bd. I, Heft IV. 452 bis 460).[1] In gleichem Sinne spricht Friedrich von Husen, schon auf der Fahrt sich befindend: „Sollt' irgend ein Mann geblieben sein um Liebe und nach der Minne Rath, so wär' ich noch all um den Rhein. Das gönnt' ich guten Frauen nicht, daß jemals käme der Tag, da sie den hätten lieb, der von uns schied. Wie könnt' ihnen der das mindste dienen, der so an Gottes Fahrt erschrak? Drum send' ich ihnen dieses Lied und grüße sie, wie ich bestens kann. Sieht sie mein Auge nimmermehr, mir thäte doch ihre Schande weh" (M. I, 94 a, 1. 2). In einem Liede des von Johannsdorf wünscht eine Frau, daß sie würdig wäre, mit über See zu fahren. Wie soll sie sich benehmen, wenn Er von hinnen fährt? Wie soll sie der Welt zugleich und ihrer Klage leben? Wie wehe thut es, daheim seiner Noth zu gedenken und bei sich zu sprechen: „Lebt mein Herzelieb oder ist er todt?" (M. I, 176 b, 5. 6.)

Durch solche Trauer schimmert mitunter die Freude des Wiedersehens: „Wo Freundes Scheiden also recht unsanfte thut, da thut auch Freundes Kommen innigliche wohl, das ist ein Trost, der mich noch freuen und trösten soll" (M. I, 171 b, 6). Nach manchem Abend sehnender Klage ruft die Frau dem lieben Manne frohen Willkommen zu (M. I, 15 b, 3. 4?)[2].

Von den Sängern des Kreuzes sind einige ganz dem frommen Gegenstand ihres Gelübdes hingegeben; die meisten aber, von denen wir hier sprechen, sind mit dem Zwiespalt ihres Herzens beschäftigt, das zwischen Gott und Minne getheilt ist. Wer sich mit dem Kreuz hatte bezeichnen lassen, war damit nicht in geistlichen Orden getreten, aber doch hatt' er eine Weihe empfangen, die ihn zu ernstem Sinn und reinem Leben verpflichtete. „Dem Kreuze ziemt wohl reiner Muth und keusche Sitte" (M. I, 180 a, 6). Die Sänger erörtern diesen Widerstreit und bemühen sich, ihn auszugleichen.

Manchem hat die Ungunst der Geliebten die Welt entleidet, unter dem Kreuzeszeichen sucht er Schutz und Entschädigung. „Da Sie mein

[1] [Vgl. Des Minnesangs Frühling, herausgegeben von K. Lachmann und M. Haupt, Leipzig 1857. 8. S. 97 bis 99. H.]

[2] Lied vom Moringer [Volkslieder II, Nr 298. H.].

ſo gar vergaß, da gedacht' ich nach dem Lohne der ſüßen Ewigkeit, ob mir irgend Himmelskrone des Leibes Arbeit verdienen könnt' um ihn, der Krone ob allen Kronen trägt" (M. I, 168 a, 5). „Meiner Frauen war ich unterthan, die ohne Lohn meinen Dienſt nahm .... nun will ich dienen dem, der lohnen kann" (M. I, 93 a, 1 v. u.). „Ich wähnte, frei zu ſein von ſolcher Schwere, da ich das Kreuz zu Gottes Ehren nahm; es wär' auch recht, daß es alſo wäre" (M. I, 93 b, 5). Hiltbolt von Schwangau freut ſich, worüber er ſonſt geklagt, daß Ihre Huld ihm nie geworden; leichter entbehrt er Ihrer edeln Minne, als daß er Sie in den Sorgen um ihn wüſte, die er nun, beim Scheiden, um Sie hat (M. I, 143 b, 5).

Das Kreuz auf der Bruſt kann die Minne nicht ertödten, das lehren uns ſo viele Stellen. „Des Tages, da ich das Kreuze nahm, da hütet' ich der Gedanken mein; da wähnt' ich, ſie zu Gott ſo zu beſtäten, daß ſie nimmer Fuß aus ſeinem Dienſte träten; nun wollen ſie ihren Willen haben und wieder ledig fahren, wie eh'. Den Gott, dem ich da dienen ſoll, den helfen ſie mir nicht ſo loben, als ich bedürft' und mirs zum Heile wäre. Die Sorge drückt mich Einen nicht, ſie thut auch andern Leuten weh'" (M. I, 72 a, 4. 5). „Mein Herze, mein Leib die wollen ſich ſcheiden, die mit einander waren nun manche Zeit; der Leib will gerne fechten gegen die Heiden, dem Herzen ein Weib doch immer nahe liegt" [1] (M. I, 93 b, 3. Vgl. M. I, 24 b, 4). „Wann ich vor Gott es wage, gedenk' ich Ihr, das woll' auch er vergeben mir! Ob ich des Sünde ſollte han, warum doch ſchuf er ſie ſo wohlgethan?" (M. I, 93 a, 5.) „Alle Sünde ließ' ich, außer der: ich minn' ein Weib vor aller Welt in meinem Gemüthe" (M. I, 174 b, 2 v. u.). „Sie wähnet, darum, daß ich fahr', ich laſſe Sie noch frei; Gott vor der Hölle nimmer mich bewahr', ob das mein Wille ſei! Wie ſehr das Meer und auch die ſtarken Wellen toben, ich will Sie nimmer abgeloben; die Donnerſchläge möchten aber leicht ergehn, darum Sie mich ließe" (M. I, 174 a, 3. Vergl. Frauendienſt S. 182).

[1] Dieſer Gedanke findet ſich auch bei einem altfranzöſiſchen Dichter:

Se li cors vait servir nostre segnor,
Tout li miens cuers remaint en sa baillie.

Extrait de quelques poësies du 12. 13 et 14 siècles, Lauſanne 1759, S. 66.

Auf verschiedene Weise wird die Vermittlung der widerstreitenden Gefühle versucht. Reinmar, derselbe, den wir klagen hörten, daß er seiner Gedanken nicht Meister werde, erlaubt ihnen zuletzt, manchmal in ihre Heimath hinüber zu eilen; haben sie dort die Freunde gegrüßt, so sollen sie wiederkehren und ihm die Sünde büßen helfen (M. I, 72 a, 1 v. u.). Der von Johannsdorf schlägt der Minne vor, daß sie ihn frei lasse, bis er die reine Gottesfahrt vollendet, dann soll sie ihm wieder willkommen sein; will sie aber nicht aus seinem Herzen scheiden und muß er sie mit sich in das heilige Land führen, so möge Gott der Geliebten den halben Lohn der Reise zutheilen! (M. I, 176 b, 4.)[1] Ähnliches läßt Rubin eine Frau aussprechen: „Er thut ein Scheiden von mir hin, daß mir nie Scheiden leider ward, dem ich das Herz und all den Sinn zu Steuer geb' auf seine Fahrt, und auch von meiner Freude gleichen halben Theil, damit er uns erwerbe Beiden Gottes Heil; und mög' ihm nicht der Augen Blick zu statten stehn, lass' er das Herze für die Augen sehn!" (M. I, 172 a, 3.) Anders wieder Hartman von Ouwe: „Welch' Fraue sendet den lieben Mann mit rechtem Muth auf diese Fahrt, die kaufet halben Lohn daran, ob sie daheim sich wohl bewahrt; Sie bete für sie Beide hie! so fährt Er für sie Beide dort" (M. I, 180 b, 3).

Die Mischung der frommen Empfindungen mit denen der Minne erscheint in diesen Liedern zuweilen höchst sonderbar. Hiltebolt tritt sein Theil der Minne feierlich dem Herrn ab: „Dabei sollt ihr, Herre, gedenken mein, hätt' ich was Liebers, das sollt' euer sein; sie hat mir nichts denn Leid gethan, besser, denn mir, müss' es euch damit ergahn!" (M. I, 143 b, 4.) In einem Liede des Grafen von Botenloube spricht der scheidende Kreuzfahrer: „Wäre Christes Lohn nicht also süße, so ließ' ich nicht die liebe Fraue mein, die ich in meinem Herzen oftmal grüße, sie mag viel wohl mein Himmelreiche sein." Die Frau erwidert: „Nun er spricht, ich sei sein Himmelreiche, so hab' ich ihn zu Gotte mir erkor'n." Dabei bittet sie Gott, ihrer Liebe nicht zu zürnen, und der Ritter will sich und ihr Gottes Huld erwerben (M. I, 16 b, 2. 3).

Die Erklärung dieser Erscheinungen mag in dem Worte des von

[1] [Vergl. Schriften V, S. 100. H.]

Johannsdorf liegen: „Ich wagt' Ihr nicht zu ſingen dieſes Lied, wär' Sie viel reine nicht und alles Wandels frei" (M. I, 175 b, 5). Man glaubte, das Heilige nicht zu entweihen, wenn man es mit den Frauen, die ſo hoch verehrt wurden, in Verbindung ſetzte [1], und eben die Zuſammenſtellungen der Gottesfahrt mit dem Dienſt der Minne, wenn ſelbſt im Einzelnen anſtößig, zeigen uns von einer neuen Seite, wie wenig man den letztern für ein leichtes und flüchtiges Spiel anſah, wie man ihn vielmehr zu den höchſten und würdigſten Angelegenheiten des Lebens rechnete.

[1] Walkyren, Helge.

## V.

# Geiſtige Richtung des Minneſangs.

Die bisherige Betrachtung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe, der Richtungen des Zeitalters, welche der Liebe ſtörend und trennend entgegenſtanden, erklärt uns nicht bloß, wie in den Minneliedern der Ton der Klage vorherrſchend ward, ſie macht uns noch weiter begreiflich, wie der Minneſang ſich mehr und mehr dem Innern und Geiſtigen zuwenden muſte. Geiſtige Beſchauung, innerliche Vergegenwärtigung gab einigen Erſatz für das entbehrte Glück des Beſitzes. Ein Verkehr der Seelen entſpinnt ſich; unſichtbare Bande knüpfen ſich zwiſchen den Getrennten. Das Herz ſcheidet ſich vom Körper und lebt ſein eigenes Leben; die Augen des Gemüthes ſchließen ſich auf; der Gedanke ſchwingt prüfend ſeine Fittiche.

„Hinweg! laß mich die Luft antwehen, die kommt von meines Herzens Königin!“ (M. I, 6 b, 6) ruft der ſehnſuchtsvolle Sänger. „Säh' ich Jemand, der ſagt', er wäre von Ihr kommen, wär' ich dem feind, ich wollt' ihn grüßen; Alles, das ich je gewann, hätt' er mir das genommen, das möcht' er mir mit ſeinen Mähren büßen; wer Sie vor mir nennet, der hat zu Freunde mich ein ganzes Jahr, hätt' er mir Haus und Hof verbrennet“ (M. I, 175 a, 8). „Mein Abendſegen, mein Morgenſegen das iſt alles mit der Minniglichen“ (M. I, 184 a, 3. Vgl. Muſeum I, 354. M. I, 175 b, 2. II, 36 a, 8). „Ich trage die Bande, die Niemand kann beſchauen“ (M. I, 16 a, 3). „Mein Schein iſt hier noch, ſo iſt bei Ihr das Herze mein“ (M. I, 110 a, 6). „Ohn' Urlaub ſchied es von mir zu dir, liebe Fraue mein!“ (M. II, 52 b, 5. 70 b, 6.) „Die Beſte, die man finden könnte, von dem Po bis an den Rhein, die ſucht' ich nun manche Stunde und fand ſie in dem Herzen mein“ (M. I, 145 a, 4). „Fremde ich ſie mit den Augen, ſie

minnet doch ſtets mein Herze heimlich" (M. I, 94 b, 6). „Mein Leib iſt hie, ſo wohnt bei Ihr mein Sinn. Was hilfet, thu' ich die Augen zu? ſo ſehen ſie durch mein Herze hin" (M. I, 115 a, 4). „Ich weiß nicht wohl, wie es darum nun ſei: Sie ſah mein Auge lange nie, ſind Ihr meines Herzens Augen bei, ſo daß ich ohne Augen ſehe Sie, da iſt ein Wunder mit geſchehen; wer gab ihm das ſonder Augen, daß es Sie zu aller Zeit mag ſehen? Wollt ihr wiſſen, was die Augen ſei'n, damit ich Sie ſehe durch alle Land'? Es ſind die Gedanken des Herzens mein, damit ſeh' ich durch Mauer und durch Wand; nun hüten ſie, wie ſie's dünke gut! ſo ſehen Sie doch mit vollen Augen Herze, Wille und all der Muth. Werd' ich jemals ein ſo ſelger Mann, daß Sie mich ohne Augen ſehen ſoll? Sieht Sie mich mit Gedanken an, ſo vergilt Sie mir die meinen wohl. Meinen Willen gelte Sie mir, ſende mir ihren guten Willen, meinen habe Sie immer Ihr!" (M. I, 110 b, 7 bis 111 a, 3. Vgl. I, 172 a, 2.) Dieſes Hellſehen der Liebe, welches Walther hier ſo vollſtändig ausführt, bezeichnet Wolfram mit einem ſonderbaren Bilde: „Wie bin ich ſo von Eulen-Art! Sie ſieht mein Herz in finſtrer Nacht" (M. I, 147 a, 1). Heinrich von Morunge ſagt: „Sie wohnt mir zu allen Zeiten vor den Augen; mich dünket, ſie geh' zu mir durch ganze Mauern; wenn Sie will, ſo führet ſie mich von hinnen mit ihrer weißen Hand hoch über die Zinnen" (M. I, 55 a).

Die Sänger freuen ſich, faſt auf naive Weiſe, der Macht des Gedankens, die ſie eben erſt zu erkennen ſcheinen: „Ich freue mich, daß ich mag gedenken, wann ich will, der herzelieben Frauen" (M. I, 5 b, 8). „Wie wenig es mich verfahe, ſo freu' ich mich doch ſehre, daß mir Niemand erwehren kann, ich gedenke doch ihr nahe, wohin ich Landes kehre" (M. I, 95 b, 4). Wie gehaß mir ſei die Gute, doch bin ich ihr mit Gedanken bei; dafür hilft ihr keine Hute, wie ungenädig ſie mir ſei" (M. I, 36 b, 2). „Gedanken haben mir Liebes viel gethan" (M. II, 46 a, 5). „Es wiſſen alle Leute nicht, daß Wünſchen alſo ſanfte thut" (M. I, 165 a, 1. Vgl. II, 101 b, 2). Beſonders preiſt Ulrich von Lichtenſtein das Glück des Wünſchens, das ihn alle Freuden der Minne voraus koſten läßt (M. II, 44 a, 9 bis 44 b, 7. Vgl. II, 38 a, 9 bis 38 b, 7. I, 65 b, 5. 86 a, 5). Andre dagegen fühlen auch das Quälende der Gedanken: „Ließen mich Gedanken frei, ſo wüſte ich nicht um Ungemach" (M. I, 114 a, 5). „Gedanken fügen

wohl Ungemach“ (M. I, 158 a, 1. Vgl. I, 70 b, 3. 145 b, 1. 146 b, 2). Manchen finden wir dergeſtalt in Gedanken vertieft, „mit Gedanken irrefahrend,“ daß er nur halb iſt, wo man ihn ganz zu ſehen wähnt, daß er weder Augen noch Ohren hat, den Gruß unerwidert läßt oder am Abend guten Morgen beut (M. I, 114 a, 6. 110 a, 6. 123 a, 3. 185 a, 2. 185 b, 4. 93 a, 4. Muſeum I, 442, 4).

Gedanken ſind frei, dieſes Sprichwort kömmt mehrmals in den Minneliedern vor (M. I, 40 a, 3. 88 b, 3. 121 b, 3). Galt es hier nur, frei der Geliebten zu denken, ſo wurde die Freiheit des Gedankens bald auch auf andre Gegenſtände gerichtet; und gewis hat der Minneſang, indem er den Blick nach innen richtete, an geiſtige Beſchäftigung gewöhnte, den innern Sinn übte und ſchärfte, das Seinige dazu beigetragen, dem Gedanken die Flügel zu löſen, der ob allen Aaren hoch in den Lüften ſchwebt (M. II, 178 a, 3).

So treiben denn auch unſre Minneſänger eine verliebte Scholaſtik. Sie ſtellen Betrachtungen an über den Begriff der Minne, über den ſittlichen Werth der Frauen und andre Gegenſtände eines feineren Nachdenkens. Anziehend iſt es dabei, zu beobachten, wie oft der Gedanke noch ringen muß, ſich aus den Tönen, aus der Unbeſtimmtheit der Gefühle hervorzuarbeiten; und wenn es ihm nicht immer gelingt, zu völliger Klarheit durchzudringen, ſo iſt er doch ſo gewandt, irgend eine gefällige Aushülfe zu finden.

Das Wort Minne iſt in jener Zeit ziemlich gleichbedeutend und gleich umfaſſend mit dem heutigen Liebe. Es bezeichnet die Liebe zu Gott (Gottes Minne, geweihte Minne, M. II, 183 b, 3 bis 184 b, 2), die Liebe zu Freunden und Verwandten, beſonders aber die Frauenliebe in jeder geiſtigen und leiblichen Beziehung. Dagegen bedeutet Liebe den alten Dichtern die Freude, das Wohlgefallen, Erfreutſein, die Luſt des Herzens. Darum der beſtändige Gegenſatz von Liebe und Leide, Luſt und Trauer, Lieb und Leid, Erfreulichem und Schmerzlichem. „Liebe muß oft mit Leide zergehn“ (M. I, 143 b, 2). „Ich weiß den Weg nun lange wohl, der von der Liebe geht bis an das Leid; der andre, der mich weiſen ſoll aus Leide in Liebe, der iſt mir noch unbereit“ (M. I, 65 b, 5). „Ob ich den Troſt da fände, davon mein Leid verſchwände, ſo wollt' ich aus Herzeleide in Herzeliebe gehn“ (Muſeum I, 354, Str. 65). „Lieb ohne Leid mag nicht ſein“ (M. I, 41 b, 5).

„Anders ſo geſtund es nie, denn daß beides, Lieb und Leid, zergieng“ (M. I, 69 b, 6). „Ich ſuchte Lieb, da fand ich Leid“ (M. I, 150 a, 3). „Herzelieb, was ich des noch je geſah, da war Herzeleid mir bei“ (M. I, 114 a, 5. Vgl. I, 155 a, 1). „Mir iſt mein Lieb eine herzigliche Schwere, ſo iſt dabei das Leid meine höchſte Freude gar“ (M. I, 164 a, 7). „Seit man Leid nach Liebe hat, ſo ſoll auch Lieb nach Leide ergehn“ (M. II, 25 b, 6). In Beziehung auf die Minne heißt Liebe vorzüglich das Anmuthen, das innige, herzerfreuende Wohlgefallen an dem geliebten Gegenſtande [1]. Minne giebt Lieb' und Freude (M. II, 242 b, 2). Begriffe, die ſich ſo nahe lagen, konnten leicht gänzlich in einander übergehen, und wir finden dieſen Übergang ſchon bei den Minneſängern ſelbſt: „Seit die Herzeliebe heißet Minne, ſo weiß ich nicht, wie die Leide heißen ſoll“ (M. I, 52 b, 6). „Stete Liebe heißet Minne; Liebe, Minne iſt all ein; die kann ich in meinem Sinne nimmer machen wohl zu zwein, Liebe muß mir Minne ſein immer in dem Herzen mein“ (M. II, 33 b, 5).

In vielen Liedern wird die Frage, das Räthſel (M. I, 123 a, 5) aufgeworfen und zu löſen verſucht, was denn die Minne ſei, dieſes unſichtbare Weſen, das doch ſo gewaltig iſt, daß ihm alle Lande dienen (M. II, 34 a, 7). „Was mag das ſein, das die Welt heißet Minne und das mir thut ſo weh zu aller Stunde und das mir nimmt ſo viel meiner Sinne? Ich wähnte nicht, daß es Jemand erfünde. Hätt' ich es geſehen, davon mir iſt geſchehen alſo viel Herzenſehre, ſo wollt' ich daran glauben immermehre“ (M. I, 95 a, 5. Vgl. I, 157 b, 7. II, 145 a, 4). „Herre, ſagt mir! was iſt Minne? iſt es Weib oder iſt es Mann?“ (M. II, 34 a, 6.) „Die Minne iſt weder Mann, noch Weib, ſie hat nicht Seele, noch den Leib, ſie gleichet keinem Bilde, ihr Name iſt kund, ſie ſelbſt iſt aber wilde“ (M. I, 127 a, 6. Vgl. I, 104 a, 3. 112 a, 2). Zum Begriff der wahren Minne wird gerechnet, daß ſie gegenſeitig ſei: „Minne ſonder Widerminne (Gegenliebe) zwiſchen zwein, das heiß' ich nicht geminnet gar“ (M. I, 167 b, 4. Vgl. I, 117 b, 6). „Minne iſt Minne, thut ſie wohl; thut ſie weh, ſo heißet ſie nicht Minne. Minne iſt zweier Wonne; theilen ſie gleich, ſo iſt die Minne da; ſoll aber ungetheilet ſein, ſo kann Ein Herz allein ſie nicht behalten“

[1] Beneckes Beiträge S. 255: Minne, liebes flüegerinne.

(M. I, 123 a, 4. 5. Vgl. II, 112 a, 4). In dieſer Beziehung wohl ſagt der Marner: „Minne iſt ein Er und iſt ein Sie“ (M. II, 177 b, 1). Andre befaſſen ſich weniger mit ſpitzfindigen Unterſuchungen und erklären lieber auf dem Wege der Erfahrung: „Wenn ich ihrer Minne gehre, ſo fraget ſie, was Minne ſei. Nun kann ich ihr3 beſcheiden nicht, ſie folge denn meiner Lehre und ſei mir eine Weile bei, da es Niemand ſieht“ (M. I, 13 a, 6). Die bündigſte Erklärung giebt der tugendhafte Schreiber. Minne heißt ihm: „Mannes Mund an Weibes Munde“ (M. II, 103 a, 1).

Wenn wir gleich gehört haben, daß die Minne weder Mann noch Weib ſei, ſo erſcheint ſie doch häufig in Perſon. Vielfach wird Frau Minne angerufen und angeklagt. Auch in Geſtalt heidniſcher Gottheiten, als Venus, Amor, Cupido, tritt ſie zuweilen auf (M. I, 3 b, 1. 5. 7 b, 2. 8 a, 6. 55 a, 4. II, 19 b, 3. 198 a, 4. 198 b, 3. 260 a, 4. Muſeum I, 398, 7. Benecke 221, 2). Doch meint Graf Konrad von Kilchberg, an ſeiner Liebe ſei nicht ſowohl Venus, noch Amors heiße Fackel ſchuld, als der Liebſten roſenblühende Wangen und ihre Trefflichkeit (M. I, 13 a, 2). Auch Wolfram zieht die lebende Geliebte der alten Göttin vor: „Venus, die Göttin, lebte ſie noch, ſie müſte bei ihr erblichen ſein“ (M. I, 148 b, 5. Muſeum I, 411, 3).

Den Sängern, die ſich ſelbſt und ihren Sang nach der Minne benennen (Minneſinger, M. I, 183 b, 6, Minneſang, I, 7 a, 1. 122 b, 3. 199 a, 6. Vgl. Gottfrieds von Straßburg Werke II, S. 112, Str. 52. Minnelied, II, 76 a, 6), iſt denn auch nichts zu hoch, wenn es die Minne zu preiſen gilt. Ohne Minne iſt Niemand froh, ſie iſt die beſte Wonne der Welt, das ſagen uns ſo manche Stellen (M. I, 6 a, 2. 30 b, 4. 45 a, 2. 3. 90 a, 8. 104 a, 3). Noch mehr, ohne Minne iſt Niemand werth (M. I, 4 b, 2). Sie iſt ein Hort aller Tugend (M. I, 104 a, 3. Muſeum I, 409, 1. M. I, 15 b, 7). Sie lehret Sünde laſſen, nie ward ſie bei den Sünden funden. Unminne iſt Sünde, Minne iſt aller Sünde frei (M. I, 4 b, 3. 4). Ohne ſie kann Niemand Gottes Huld gewinnen, ſie giebt zum Himmel gut Geleite (M. I, 127 a, 6 f.).

Dieſes Lob der Minne fällt zuſammen mit dem der Frauen. Sie ſind die Freudegebenden (M. I, 202 b, 6), an denen der Welt Heil und Wonne liegt (M. I, 80 b, 6. II, 32 b, 8). „Was hat die Welt

zu geben Liebers, denn ein Weib?“ (M. I, 108 b, 4. 203 a, 5. 6.) Nichts ist ihnen zu vergleichen, als das Himmelreich (M. I, 171 a, 2). Ohne ihre Hülfe kann Niemand einen Tag froh bleiben (M. II, 32 b, 8). An sie gedenken, ist ein Trost in allem Leide (M. I, 114 b, 2. II, 23 a, 2). Diesen und andern Lobsprüchen ähnlicher Art (z. B. M. I, 23 a, 3. 30 b, 4. 32 a, 4. 6. 7. 171 b, 5. II, 29 b, 9. 102 a, 6. 7. 103 b, 6. 7. Museum I, 358, Str. 76. 363, Str. 93) gesellen sich wieder eben so viele, wodurch die Frauen nicht bloß als Spenderinnen der Freude, sondern auch als diejenigen verherrlicht werden, die in den Herzen der Männer jedes Gute und Edle pflanzen und beleben.

Unzählige Lieder verkündigen das Lob der Frauen, theils allgemein im Preise des Geschlechts, theils in besondrer Anwendung auf die Erkorne des Sängers, der er huldigt und dient, und, nach einem gangbaren Ausdruck, um der Einen willen Allen (M. I, 9 a, 2. 34 a, 4. 86 a, 7. 124 a, 4. 143 a, 2. 155 a, 8. 155 b, 2. 167 a, 1. 170 b, 6. 177 a, 2. II, 28 b, 1. 40 b, 8. 87 a, 3. 104 a, 1. 109 a, 2. 126 a, 4. Vgl. I, 118 b, 2. II, 105 b, 2). Von der Schilderung der äußern Reize steigt dieses Lob der Frauen auf zur Würdigung ihrer innern Vorzüge und ihres sittlichen Einflusses, zur begeisterten Erkenntnis vollendeter Weiblichkeit.

Die Beschreibungen der Frauenschönheit kennen wir schon großentheils aus der Betrachtung der dazu verwendeten Naturbilder. Sie halten sich meist in allgemeinen Zügen und sind sich daher im Ganzen ähnlich. Spiegelhelle, fröhliche Augen (I, 46 a, 2. Museum 340, 12. 346, 37. 365, 99), leuchtend rother Mund, rosenblühende Wangen, Hals und Hände, weißer denn Schnee und Lilien (M. II, 16 b, 3. 6. 19 a, 6. 47 b, 8), lange, meist blonde (fahle), goldlockige Haare (M. I, 23 a, 4. 24 b, 5. II, 62 b), schlanker Wuchs (M. I, 12 a, 6. 49 b, 3), das sind die Reize, die stets wiederkehrend erscheinen. Auch der schönen Brauen (M. I, 6 a, 1. II, 40 b, 3. 181 b, 5. Benecke 246, 4), der weißen, gleichen Zähne, die man fern erkennt (M. I, 49 b, 4. 165 b, 1. II, 17 a, 6), der Grübchen in Kinn und Wange wird nicht vergessen (M. I, 11 a, 1. II, 18 a, 5. 23 b) [1]. Wie diese Sänger die Natur im

[1] Eine ausführliche Beschreibung seiner Schönen giebt Walther, M. I, 118 b, 2 bis 6. Vgl. sonst I, 12 a, 6. 24 b, 5. 178 a, 1. 2. 5. II, 23 b. Miscellaneen I, 110. M. I, 61 a, 1. 67 a, 1.

hellſten Frühlingslichte darſtellen, ſo auch die weibliche Schönheit in der vollen Blüthe der Jugend und der Geſundheit. Das Leben auf den Bergen, im freien Lufthauch, ſcheint die Farben friſch und leuchtend erhalten zu haben. Auch hier bewährt ſich der Minneſang als Frühlingsdichtung.

Die Augen werden gerne den Sternen verglichen (M. I, 118 b, 3. II, 47 b, 3). Der Sänger wird zum Sterndeuter: „Zweier Sterne hat Gewalt, die mich machet jung und alt, das ſag' ich den Leuten; darin kann ich ſehen wohl, was hernach geſchehen ſoll, und auch ſchön bedeuten" (M. I, 189 b, 2). Doch nichts beſchäftigt die Sänger mehr, als der rothe Mund, der wund macht und geſund, dem das tröſtende Lächeln und der beglückende Kuß zu Gebote ſtehn. „Ihr durchleuchtig rother Mund hat mich auf den Tod verwundt" (M. I, 4 a, 6). „Des Kuß hilft mir und anders nichts geſunden" (M. I, 6 b, 2). „Rother Mund, nun lache, daß meine Sorge ſchwinde!" (Muſeum I, 342, Str. 18.) „Tröſte meine Sinne, daß ich den Kuß gewinne, ſprich: ja! rother Mund!" (Muſeum I, 361, Str. 87.) Dieſes ſind Wendungen, die in Hunderten von Liedern wiederkehren. Bis zur Ermüdung wiederholen ſie ſich beſonders bei Gotfrid von Niſen, der es redlich verdient hat, wenn ihn endlich eine Gunſt vom rothen Munde zum Schweigen gebracht. Bezeichnend ſagt von ihm ein Andrer: „Der Niſer lobt die Fraue ſein und ihr röſelichtes Mündelein" (M. II, 100 b, 4).

Das Einerlei ſolcher Wendungen wird gleichwohl von manchem blühenden Bild und treffenden Zuge belebt. Die Vergleichungen des rothen Mundes, ſeines Lächelns und Kuſſes, mit der Roſe ſind ſchon früher ausgehoben worden. Auch der leuchtende Rubin wird zum Bilde gebraucht (M. I, 47 b, 2. 148 b, 5. 184 b, 5); daher glaubt Kriſtan von Hamle, wenn die Liebſte lache, ſo müſſe ihr rother Mund nachts aus der Finſternis glänzen (M. I, 47 a, 4). Maleriſch zeichnet der von Weißenſee das ſchalkhaft trotzige Mündlein ſeiner Schönen: „Das ſteht, als ob es wolle ſprechen: ja trutz! wer darf küſſen mich?" oder: Das ſtellet ſich, als ob es fünfe ſpreche" (M. II, 19 a, 5. 8 f.).

Ein ſchöner Ausdruck findet ſich häufig bei unſern Sängern: „Sie thut mir in den Augen wohl" (M. I, 47 b, 4. 59 a, 5. Vgl. II, 180 a, 3. 237 b, 4. 260 a, 3) [1]; oder auch: „lieb in dem Herzen, viel ſanft

[1] „Augenweide" M. I, 2 a, 3. 201 b, 2. 202 b, 4.

in den Augen" (M. II, 101 a, 6). Einige verſichern, daß ſie die Minnigliche lieber anſehen würden, als einen Engel, und wär' es der ſchönſte, den Gott je gewonnen (M. I, 49 a, 7. [II, 70 b, 4.] II, 40 b, 4).

Doch nicht bloß was den Augen wohl thut, wird geprieſen. Der Schönheit wird die Liebe vorgezogen, eben das Anſprechende und Wohlthuende für das Herz. „Die Liebe ſteht der Schöne bei baß, denn Geſtein dem Golde thut" (M. I, 108 a, 6. 7). „Die traf die Liebe nie, die nach dem Gut und nach der Schöne minnen; weh', wie minnen die!" „Zu der Schöne Niemand ſei zu jach! Liebe thut dem Herzen baß, die Schöne geht der Liebe nach, Liebe machet ſchön ein Weib, das mag die Schöne doch nicht thun, ſie machet nimmer lieben Leib" (M. I, 117 a, 4. 6). Dieſe Ausſprüche Walthers hat Reinmar von Brennenberg in einem eifrigen Wettſtreit der Liebe mit der Schöne weiter ausgeführt, deſſen Entſcheidung gleichfalls mit den Worten ſchließt: „Die Schöne giebt mir hohen Muth, die Liebe thut dem Herzen baß" (M. I, 185 b, 5 bis 186 a, 3. Vgl. Suchenwirt LXVI).

Schönheit und Liebe ſind aber noch nicht das Höchſte, wenn nicht die Güte, die Tugend hinzutrittt, beides Worte, die hier den ſittlichen Werth bezeichnen. „Ich weiß wohl, daß die Liebe mag ein ſchönes Weib machen wohl, jedoch welch Weib ſtets Tugend pflag, das iſt die, ſo man wünſchen ſoll" (M. I, 108 a, 7). „Nach Frauen-Schöne Niemand ſoll zu vieles fragen, ſind ſie gut" (M. I, 78 b, 4). „Ihre Tugend ich immer kröne ob aller Schöne" (M. I, 170 b, 4). „Wohl ihr, die bei Güte Schöne hat!" (M. II, 42 a, 5.) „Schön von ihrer Güte iſt meine Fraue, ſie iſt von ihrer Schöne gut" (M. II, 37 b, 9). Walther beklagt ein ſchönes Weib, daß ihre Schönheit keinen Werth mehr habe, ſeit man nicht mehr gewohnt ſei, Tugend bei Schönheit zu finden (M. I, 140 a, 1). Wie es überhaupt für eine ſchätzbare Kennerſchaft galt, „Frauen ſpähen" zu können (Nibelunge 2385. M. I, 119 b, 6. II, 24 a, 3. 36 a, 4. Frauendienſt S. 20), ſo rühmt Ulrich von Lichtenſtein ſich beſonders, den Frauen in das Herz zu ſehen. Er iſt Keiner von den Vielen, die der Frauen Schönheit ſehen, ohne ihrer Güte wahrzunehmen. Ihm ſind all ihre Tugenden volliglich erkannt, darum hat er dreißig Jahre ritterlich in ihrem Dienſte verbracht. Wie er im Grunde ihrer Herzen jede Tugend beſonders ſehen möge, das

macht er kund. Mit Gedanken betrachtet er ihre Sitte und ihren Muth, damit erspäht er all ihre Heimlichkeit: „Was eine Fraue Tugend hat, die muß aus des Herzens Grunde gahn, wie der Saft aus Wurzeln gaht, in viel manche Blume wohlgethan“ (M. II, 43 a, 6 ff.). So mit Gedanken das Innre erfassend, segnet sich derselbe Sänger, ein Himmelreich auf Erden gefunden zu haben, seiner Frauen tugendreiches Herz (M. II, 43 b, 5 ff.).

Die Tugenden, welche die weibliche Güte und Ehre (M. I, 199 a, 3) ausmachen, werden auch besonders benannt: Treue und Stetigkeit, Keuschheit, Fröhlichkeit mit Züchten, sanfte, bescheidene Rede, Scham, die wie ein reines Kind in schöner Frauen Schoße spielt (M. I, 117 b, 2. 49 b, 2. 168 b, 2. 169 b, 8. 197 a, 4. 199 a, 5. Benecke 202, 3. 251, 2. II, 175 b, 2. Frauendienst S. 80. 81).

Alle Trefflichkeiten der Frauen umfaßt aber schon das eine „hochgelobte“ Wort Weib (M. II, 182 b, 6). Gepriesen wird, die ihre Weibheit unbefleckt erhalten hat (M. I, 200 b, 1. 5. 202 b, 5. II, 36 a, 3. 43 b, 2), die man mit Wahrheit nennet: weiblich Weib (M. II, 43 b, 7); ein verstärkter Ausdruck, der häufig wiederkehrt (z. B. M. I, 50 a, 4. II, 36 b, 1. 40 b, 3. 42 b, 1. 43 b, 2. 3. 243 b, 5). Das bedeutsame Wurzelwort durch alle Formen spielend, sagt man von dem, was den Frauen wohl ansteht: „das weibet wohl“ (M. II, 42 a, 4); und zur Bezeichnung des Gegentheils: „Unweib, Unweibheit, unweiblich“ (M. I, 116 b, 5. II, 43 a, 2. 40 b, 9).

Vielbesungen ist in den Minneliedern der reine, süße Weibes Name, womit nicht die bloße Wortbenennung, sondern hauptsächlich wieder der Begriff der Weiblichkeit selbst gemeint ist [1]. Zu den zahlreichen Lobpreisungen dieses Namens (z. B. M. I, 13 b, 6. 200 b, 1. Museum I, 344, Str. 28. 363, Str. 93. 367, Str. 108. M. II, 241 b, 6. 243 a,

[1] Auch die Stelle: „Weib, das hochgelobte Wort, das ist besser, denn irgend anders in der Welte sei“ (M. II, 182 b, 6), meint doch wohl nicht das bloße Wort, sondern dessen Bedeutung. Mehrmals findet man die Zusammenstellung: „Weibes Name und Weibes Leib“ (M. I, 116 b, 5. 200 b, 1, wo auch nur „Weib und Weibes Namen“. II, 182 b, 6. 183 a, 2. 241 b, 6. 243 a, 3). Sind diese Ausdrücke nicht pleonastisch, so mag der erstere mehr auf die geistige Auffassung, den Begriff, der letztere auf die Erscheinung, die Persönlichkeit sich beziehen.

3. 243 b, 5. Triſtan 8303) hat wohl ein Lied Reinmars des alten den Anklang gegeben, welches mit den Worten beginnt: „So wohl dir, Weib! wie rein dein Name! wie ſanfte du zu nennen und zu erkennen biſt!“ (M. I, 67 a, 3.) Dieſes Lied war ſo geſchätzt, daß Walther in ſeiner Klage über den Tod Reinmars verſichert: hätte Reinmar nichts geſungen, als die eine Rede: „So wohl dir, Weib! wie rein dein Name!“ ſo hätt' er verdient, daß alle Weiber ſtets für ſeine Seele beten (Pfälzer Handſchrift 357, Bl. 41 b) [1].

Der Name Weib wird ſelbſt über den Namen Frau geſtellt: „Weib muß immer ſein der Weibe höchſter Name und theuret baß, denn Frauen“ (M. I, 116 b, 5. Vgl. II, 43 a, 2). Der Grund des Vorzugs ehrt unſre Sänger, er beruht darin, daß in ſolchem Gegenſatze das Wort Frau nur den zufälligen Vorrang höherer Geburt (vgl. M. I, 183 a, 4 bis 6. 119 b, 6. 49 b, 5), der Name Weib dagegen das innre Weſen edler Weiblichkeit bedeutet. Klar iſt dieſes in folgenden Stellen: „Von Geburt eine Fraue iſt ſie und von Tugenden Weib“ (M. II, 41 a, 1. Vgl. II, 36 a, 3); „Man muß ſie eine Fraue nennen von ihrer hohen Art. Sie iſt von Tugenden ein gut Weib“ (Miscellaneen I, 110) [2].

Wie für den Preis der Schönheit die blühende Frühlingswelt die paſſendſten Bilder giebt, ſo für die Verklärung der Frauentugend des Himmels ewige Geſtirne. So Heinrich von Morunge: „Ihre reine Tugend iſt der Sonne gleich, die trübe Wolken machet lichtgefarb, wenn in dem Maien iſt ihr Schein ſo klar“ (M. I, 49 b, 5). Kriſtan von Hamle aber läßt ſeine Gebieterin von ihren Tugenden umgeben ſein, „wie der lichte Mond unter den Sternen ſchwebet“ (M. I, 47 a, 3).

[1] Vgl. Altes Meiſtergeſangbuch S. 34, DXV.

[2] Umgekehrt heißt es einmal: „Sie hat ihre Weibheit viel wohl behütet vor unfrauelicher That“ (M. II, 38 a, 2. Vgl. II, 149 b, 3). In der Stelle: „Sie iſt fürwahr ein weiblich Weib und eine Fraue mancher Tugend“ (M. II, 36 b, 1) iſt Fraue ſoviel als Gebieterin, Inhaberin. Später ſtritten Frauenlob und Regenbog über den Vorzug von Frau und Weib (M. II, 216 a, 2. 3), zu welchem Streite vermuthlich das vorangeführte Lied Walthers (M. I, 116 b, 5) der Anlaß war. Vgl. auch Altes Meiſtergeſangbuch S. 45, DCI. Miscellaneen II, 279, III.

Die ſittliche Würdigung der Frauen giebt auch dem Frauendienſt eine höhere Bedeutung. Derſelbe wird als ein vorzügliches Mittel der Geſittung, als eine Tugendlehre, eine Schutzwehr vor Übelthat angeſehen. So behauptet Hartmann von Aue: „Was wir Rechtes werben und daß wir Männer nicht verderben, des ſollen wir den Frauen Dank wiſſen“ (M. I, 182 a, 2. Vgl. II, 97 b, 2). Er freut ſich, daß er um der Erkornen willen zu Gott und zu der Welt den Muth deſto beſſer kehre (M. I, 182 b, 3). Selbſt unbelohnter Dienſt wird auf dieſe Weiſe zum Gewinn. „Sie verhieß mir viel des Guten,“ ſagt Reinmar, „daß ich falſchen Dingen wäre gram, nun wähnet Sie, ich ſei betrogen; ſo lohn' ihr Gott! ich bin von ihren Gnaden wohl gezogen“ (M. I, 73 a, 2). Ähnliches ſpricht Walther: „Was ſoll ein Mann, der nicht begehrt Gewerbes um ein reines Weib? Sie laſſe ihn immer ungewährt, es theuret doch wohl ſeinen Leib; er thut um Einer willen ſo, daß er den Andern wohl behagt, ſo macht ihn auch die Eine froh, ob ihm die Andre gar verſagt; wer gutes Weibes Minne hat, der ſchämt ſich aller Miſſethat“ (M. I, 108 b, 3. Vgl. I, 108 a, 3. 38 a, 3. 190 b, 7. Muſeum I, 426, 2). Ein Verſagen von weiſen Weibes Munde wird für erfreulicher erklärt, als das Gewähren einer Unverſtändigen (M I, 163 b, 5). Weil nun das Werben um die Gunſt der Frauen nicht bloß freudebringend, ſondern auch dem wahren Werthe des Mannes förderlich iſt, ſo wird überall zum Lob und Dienſte derſelben aufgefordert und die Jugend dazu angewieſen. „Lerne gerne wohlgefallen reinen Weiben, junger Mann! Eine meine vor ihn'n allen! ſo fährſt auf des Glückes Bahn. Unpreis der wird dir wilde; gut Weib in eines jungen Mannes Muthe die entwirft dem Sinne viel tugendlicher Bilde“ (M. I, 88 b, 1. Vgl. I, 108 a, 1 bis 5. 169 b, 6. 47 a, 7. 73 a, 4. 184 b, 3. 4). Ausführlich findet ſich dieſe Anweiſung auch in der Lehre des Vaters an den Sohn: „Sohn, willt du zieren deinen Leib, ſo daß er ſei Unfuge gram, ſo minne und ehre gute Weib'! Des Mannes Herz iſt ungeſund, das ſich nicht innen reinen kann mit Weibes Liebe zu aller Stund'. Gnade Gott an uns begieng, da er ſich Engel dort erſchuf, daß er ſie (die Frauen) gab für Engel hie“ (M. II, 252 a, 2 bis 7. Coloczaer Codex S. 98, V. 47 bis 50).

Solch hohe Meinung von den Frauen gebot im Umgang mit ihnen ein ſittiges, achtungsvolles Benehmen. Nur ſchüchtern und verzagt

konnte man in Gegenwart ſo vollkommener Weſen auftreten und ſelbſt die Stunde lockender Gelegenheit blieb aus zarter Scheue unbenützt. Viele Lieder ſind Zeugen ſolcher Verzagtheit und zärtlichen Verwirrung. „Wie mag das immer ſo geſchehen, daß ich ſo ſehre fürcht' ein Weib, daß ich ihr nicht wage zu geſtehen, wie ſie bezwinget mir den Leib? Sie iſt zu gut, gering bin ich, ich dünke mich nicht ihr ſelben werth" (M. I, 25 a, 4. Vgl. I, 32 b, 1. 2). „Da Sie ohne Hute vor mir ſaß, warum redt' ich da nicht mehr? Da war ich allzu froh der Stunde, daß ich vor Liebe gar nicht ſprach; es möchte Manchem noch geſchehen, der Sie ſähe, wie ich Sie ſah" (M. I, 66 b, 4. Vgl. I, 23 a, 2. 62 b, 2). „Viele können deſto baß reden, wenn ſie bei Liebe ſind; wie oft ich noch bei Ihr geſaß, ſo wuſt' ich minder, denn ein Kind, ich ward an allen meinen Sinnen blind" (M. I, 141 a, 4. Vgl. I, 138 b, 7. Raynouard B. V, S. 329: Bona domna u. ſ. w.). „Wenn ich bei der Hochgemuthen bin, die mir ohn' ihr Wiſſen nimmt die Sinne gar, ſo nehmen ihre ſpielenden Augen hin, was ich auf Genade ſollte ſprechen dar" (M. I, 32 b, 3). „Wenn ich ſprechen ſoll zu Noth, ſo weiß ich allzu wenig, das mir fromme, von Schämen werd' ich roth; darnach weiß ich Wunder, wenn ich von Ihr komme" (M. II, 183 a, 3). „Ich weiß wohl, daß Sie lachet, wenn ich vor ihr ſteh' und weiß nicht, wer ich bin. Da ſchweig' ich als ein Stummer, der von ſeiner Noth nicht ſprechen kann, als daß er mit der Hand die Worte deuten muß: ſo zeig' ich Ihr mein wundes Herz und falle vor Sie und neig' auf ihren Fuß" (Heinrich von Morunge, M. I, 53 b, 7 bis 54 a, 2. Vgl. I, 54, 3. 4. 165 a, 5).

Das leiſeſte Zeichen der Gunſt muſte ſo beſcheidene Verehrer entzücken. Geprieſen wird die erfreuende Kraft des Grußes: „Ja, reicher Gott, wie ſanft es thut, wen grüßet wohl ein lieblich Weib! Sein Muth der flieget alſo hoch, als wie der edel Adelar" (M. I, 7 b, 6). „Von der mir thät' ein Gruß noch ſanfter an dem Herzen mein, denn ob ich zu Rome Kaiſer ſollte ſein" (M. I, 78 b, 5. [100 a, 1.] Vgl. I, 4 a, 3. 4. 12 b, 6. 78 b, 5. 115 a, 2. 169 b, 4. II, 18 b, 6. 7. 92 b, 4. 102 a, 7. Muſeum I, 401, 2). Freilich beſagt dieſes Wort jedes Freundliche vom gewöhnlichſten Gruße, den die Schöne mit aller Welt theilen muß (M. I, 50 a, 2. II, 87 b, 3), bis zum bedeutungsvollſten Zugeſtändnis. Doch „ein halbes Wort" ſchon, wollte ſie ihm das zum

Gruße ſenden, würde den Liebenden reich machen und hochgemuth (M. I, 146 a, 1). Macht ihn ja ſchon ihr Anblick wieder auf ein volles Jahr geſund (M. I, 57 a, 1). Dem von Gliers iſt die Geliebte ein Baum, der in allen Tugenden wächſt und blüht; ihre Minne wäre der Apfel, doch ſo hoch darf der Sänger nicht verlangen: „Ich möchte nur im Schatten ſein, der Apfel wird doch nimmer mein" (M. I, 42 b, 2).

Die Sänger haben ein Ideal vollendeter Weiblichkeit aufgeſtellt und die Frau, welche dieſem entſpricht, iſt mit wunderbaren Kräften begabt. Sie macht jung und alt, je nachdem ſie gnädig oder ungnädig iſt (M. I, 9 b, 3. 109 a, 1. 154 a, 1. 189 b, 2. II, 18 b, 4. 60 a. 103 b, 4). Aus ihrem Roſenmunde duftet ein verjüngender Balſam (M. I, 184 b, 5); wer ihr ſo recht in die klaren Augen ſehen dürfte, dem wüchſe nimmer graues Haar (Muſeum I, 346, Str. 37). Wer Sie des Morgens anſieht, den Tag geſchieht ihm nimmer Leid; der Kranke, dem Sie die Adern befühlen wollte, bedürfte keines Arztes mehr (M. II, 23 b). Wer Sie des Jahres einmal ſah, der iſt vor allem Fehl behütet (M. I, 43 b, 5). Von einer ſchönen und trefflichen Frau wird ein ganzes Land erfreuet und geſchönet (M. I, 6 b, 3. 140 a, 1. 184 b, 6. 189 b, 7. II, 105 b, 2. Muſeum I, 411, 4); von ihrer Ungunſt könnt' ein Land verderben (M. I, 190 b, 1. Vgl. II, 181 b, 4). Wo Sie weilt, darf man ohne Sorge ſein, daß der Reif den Bäumen oder den Blüthen ſchade (M. II, 23 b).

Eine religiöſe Weihe der Frauen[1] wird zwar erſt bei den ſpäteren, lehrhaften Dichtern ausgeſprochen, die überall Beziehungen auf die Glaubenslehre ſuchen. Nicht bloß wird als Grund der Verehrung geltend gemacht, was auch früher ſchon vorkömmt, daß wir Alle von den Frauen gekommen (M. I, 22 a, 2. [II, 207 b, 4.] II, 216 a, 3. 252 a, 2. Coloczaer Codex S. 98, V. 39. Raynouard B. V, S. 379: E ja nuls hom u. ſ. w.), oder daß die Frauen Gottes vollkommenſtes Geſchöpf ſeien (M. I, 188 a, 4. II, 142 b, 4. 5. 183 a, 2); es wird ausdrücklich geſagt, daß Gott ſie nach ſeiner Mutter gebildet[2]; daß ſie

[1] Vgl. oben S. 113.

[2] Meiſter Stolle, Miscellaneen I, 99:
Ja wizzent! ſwer iſt vrouwen holt unde in wol eren gan,
Daz der got unde der muoter ſin uf erden nimmer baz gedienet hat.

beſonders erkoren ſeien, die himmliſche Schaar zu mehren (M. I, 188 a, 3. 4). Gott ſelbſt ward von einer Jungfrau geboren, das gab er ihnen zu Steuer (M. II, 143 a, 1). Ja er hat nach einem abenteuerlichen Liede Reinmars von Zweter im Dienſte der Frauen ſein Blut am Kreuze vergoſſen (Pfälzer Handſchrift 350, S. 211). Aber auch ohne dieſe beſondern Beziehungen ſind die eigentlichen Minneſänger von dem durchdrungen, was ein Walthern zugeſchriebenes Lied ausſpricht: „Gott hat gehöhet und gehehret reine Frauen, daß man ihnen wohl ſoll ſprechen und dienen zu aller Zeit“ (M. I, 130 b, 1). Darum ſtellen ſie, wie wir mehrfach geſehen, die Frauen und den Frauendienſt überall mit den heiligſten Dingen zuſammen, und Ulrich von Gutenburg ſagt von der Geliebten, ſie müſſe ſtets nächſt Gott ſeine Anbetung ſein (Muſeum I, 444, 4) [1].

Wir [2] finden Marien als die Heilige eines beſondern Legendenkreiſes. Hier treffen wir auf eine ihr geweihte Liederdichtung [3]. Die Lieder zu ihrem Preiſe ſind in den alten Sammlungen den Minneliedern zugeſellt; und wirklich ſchließen ſie ſich auch im innern Zuſammenhang der zuletzt betrachteten geiſtigen Richtung des Minneſanges an. In ihr iſt die Apotheoſe des vielgeprieſenen Weibesnamens: „Königin ob allen Frauen!“ (M. I, 125 b, 5.) „Du haſt alle Weib gepreiſet“ (M. I, 29 a, 3). „Du minniglicher Blumenglanz, du blümeſt aller Mägde Kranz“ (Gottfrieds von Straßburg Werke II, S. 102, Str. 3).

Die vielen ihr gewidmeten Geſänge ſchließen ſich nach Inhalt und Ton an die lateiniſche Hymnendichtung. Auch in ihnen herrſcht eine Gemeinſchaft wiederkehrender Bilder und Vergleichungen; Marie iſt die Roſe ohne Dorn, die Taube ſonder Galle u. ſ. w., beſonders aber werden Bilder und Geſichte aus den Propheten, aus der Offenbarung und andern bibliſchen Schriften auf ſie angewandt.

Eines der bilder- und tonreichſten Lieder auf ſie iſt das des Bruders Eberhard von Sax (M. I, 28 ff.). Größere Geſänge haben ihr

[1] Raynouard B. V, S. 380: E s' ieu u. ſ. w.

[2] [Das Folgende bis zum Schluſſe des Abſchnittes iſt ein ſpäterer Zuſatz. H.]

[3] [Man vergleiche: Otto Richter, Die religiöſe Lyrik in der Blüthezeit des deutſchen Minnegeſangs. Oſterprogramm der Realſchule zu Görlitz 1868. H.]

vorzüglich Gottfried von Straßburg [1] (gedruckt in B. II ſeiner Werke, herausgegeben durch von der Hagen, Breslau 1823) und der ſpätere Frauenlob, der eben davon den Namen zu haben ſcheint, in ſeiner Bearbeitung des hohen Liedes, gewidmet. Der jüngere Titurel enthält einen ſchwungvollen Hymnus auf ſie.

Konrads von Würzburg „goldene Schmiede" iſt ein Preisgedicht auf Marieen, zwar nicht lyriſch, in ſtrophiſcher Form, ſondern in den gewöhnlichen Reimpaaren (gegen 2000 Verſe ſtark), aber mit aller Fülle der Bilder und Gleichniſſe (veröffentlicht im Coloczaer Codex altdeutſcher Gedichte, herausgegeben von Mailath und Köffinger, Peſth 1817, und in den altdeutſchen Wäldern der Brüder Grimm, B. II, 1815, woſelbſt in den Vorbemerkungen die in den Mariengedichten epiſch wiederkehrenden Bilder zuſammengeſtellt ſind). [2]

[1] [Daß Gottfried von Straßburg den ihm beibelegten Lobgeſang auf Chriſtus und Maria nicht verfaßt hat, daß jenes Stück vielmehr von einem alemanniſchen Dichter aus dem Ende des 13ten Jahrhunderts herrührt, hat F. Pfeiffer im dritten Bande ſeiner Germania, Stuttgart 1858, S. 59 bis 80 dargethan. H.]

[2] [Man vergleiche nun die Ausgabe von Wh. Grimm, Berlin 1840. 8. H.]

## VI.

# Tagelieder.

Die geiſtige Richtung des Minneſanges, welche wir bisher geſchildert, konnte den Verfolg desſelben nach entgegengeſetzter Seite nicht unterdrücken. Bei aller tiefen Verehrung, die den Frauen gezollt wurde, war der Anſpruch auf den volleſten Lohn der Minne keineswegs aufgegeben, und wenn gleich Einige vorbeugen, daß ſie nichts begehren, wovon die Geliebte erröthen müſte (M. I, 32 a, 3. 4. 43 a. Vgl. Flore 6072 ff.), ſo werden anderwärts viel kühnere Wünſche ohne Rückhalt ausgeſprochen (z. B. M. I, 68 a, 1. 74 b, 7. 167 a, 3. 180 b, 7. II, 34 a, 4. Miscellaneen I, 111, Str. 6. 7 [1]). „Die mir in dem Herzen liegt, ach, hätt' ich ſie an meinem Arme!" ſagt der Schenk von Landeck (M. I, 198 a, 3. Vgl. I, 48 a, 1). Selbſt jene Lieder, in welchen der Dienſt der Frauen als der Weg zur ſittlichen Vervollkommnung empfohlen wird, zeigen am Ziele noch Freuden andrer Art (M. I, 108 a, 4). Wenn der Vater dem Sohne rühmt, wie ſchön dem ritterlichen Diener der Frauen der Schild zu Halſe ſtehe, ſo fügt er hinzu: „Ihm kommt zu Lohn ein blanker Arm, da ihm der Rieme liegen ſoll" (M. II, 252 b, 1).

Wir haben früher die manigfachen Hinderniſſe dargelegt, welche der Zuſtand der Geſellſchaft und die Meinungen der Zeit den Wünſchen der Liebenden entgegenſetzten, und eben aus ſolchem Verſagen haben wir die geiſtige Richtung des Minneſangs entwickelt. Zugleich aber iſt dort angedeutet worden, wie ein unermüdlicher Dienſt zuletzt doch ein Recht auf das Verſagte geben, wie ein kühner Entſchluß alle Schwierig-

[1] Äußerungen, daß ſolches dem Sänger noch nicht geworden ſ. M. I, 51 b, 4. 96 b, 4. 97 a, 1. 108 a, 5. 139 b, 8. 151 b, 6 bis 8. 161 a, 3. II, 24 b, 6. 25 b, 5.

keiten beſiegen konnte. Es bleibt uns übrig, bei dieſen Andeutungen wieder anknüpfend, nun auch die Gegenſeite der idealen Richtung vollſtändiger zu entfalten. Kräftig und lebensfriſch, zu jedem Spiel und Ernſt des Kampfes gewöhnt, muſten die Ritter jener Zeit gerad in der Wagnis und dem Abenteuer Reiz und Aufforderung finden. „Verbotnes Waſſer iſt oft beſſer, denn Wein; was man gar ohne Furcht hat, verleidet ſich; verſtohlne Minne höht den Muth“ (M. I, 24 a, 2. Vgl. Benecke 244, 1). Und ſo bietet ſich uns eine eigene, zahlreiche Gattung von Liedern dar, in denen wir die Liebenden, mitten unter Gefahr und Schrecken, am Ziel ihrer Wünſche ſehen. Es ſind dieſes die Tagelieder; ein Wort, das zunächſt den Sang des Wächters, wenn es tagt (M. I, 107 a, 9. 107 b, 2. II, 167 a, 3, auch Tageweiſe, M. I, 147 a, 6), dann aber die Minnelieder bezeichnet, welche den Wächterruf zum Anhalt nehmen.

Die Grundform der Tagelieder, wie ſie aus der Mehrzahl derſelben entnommen werden kann, iſt dieſe: der Wächter auf der Burgzinne ſieht den Morgenſtern aufglänzen, er kündet mit Sange den Tag und warnt Alle, die bei verſtohlner Liebe weilen; die Schöne erſchrickt an der Seite des entſchlummerten Geliebten, die Gefahr drängt ſie, ihn zu wecken, und es ergeht ein Abſchied, ſüß und ſchmerzlich zugleich.

Der Wächter auf der Zinne der Mauer ſpielt überhaupt in den Dichtungen des Mittelalters eine nicht unbedeutende Rolle. Als Bild einer willkommenen Sache wird angeführt, wie den Wächter nach langer kalter Nacht der aufgehende Tagſtern erfreut (Titurel Bl. 10 b, 5. Wilhelm v. Or. III, Pfälzer Handſchrift 404, Bl. 243 b). Durch die Stille der Nacht hört man ihn das Unglück des Hauſes und ſein eigenes klagen; mancherlei Unterhandlung und nächtliche Beſprechung wird mit ihm gepflogen. Seine Einführung in den Minneſang lag ſehr nahe, denn nächtliche Zuſammenkünfte konnten von ihm nicht wohl unbemerkt bleiben. Auch die Provenzalen haben das Wächter- oder Tagelied (alba, Raynouard B. V, S. 171). Schon ſeine Anlage, Handlung und Geſpräch, deutet auf höheres Alterthum. Gleichwohl erſcheint es bei unſern älteſten Minneſängern noch nicht in der oben angegebenen Form. Bei Dietmar von Aiſt weckt noch ein Vögelein vom Zweig der Linde (M. I, 41 b, 5. 6). Heinrich von Veldeke, der liederreiche Reinmar, Hartmann, Milon, der Burggraf von Regensburg haben

keine Wächterlieder, so manche Anspielungen auf vertrauliches Zusammensein gerade bei diesen Sängern vorkommen. Auch Kaiser Heinrich giebt einen Wechselgesang beglückter Liebenden, sodann einen Abschied nach traulicher Zusammenkunft, ohne daß irgend ein Wächterruf vernommen würde (M. I, 1 a, 5 bis 1 b, 2). Möglich, daß die Tagelieder ursprünglich mit der Frühlingsdichtung zusammenhiengen, wie das angeführte Lied Dietmars anzudeuten scheint (vgl. Museum I, 394, 1. 395, 1. Grimm, Altdänische Heldenlieder 163, 36. 173, 39, Refrain), und daß sie erst später in den Burgen einheimisch wurden. In einem provenzalischen Tagelied von alterthümlich einfachem Gepräge befinden sich die Liebenden, welche der Frühruf des Wächters aufschreckt, in einem Baumgarten, darin die Vögel singen (Raynouard B. II, S. 236 [1]). Nächtlichem Aufenthalt im Freien war allerdings der deutsche Himmel weniger günstig und darum blickt in unsern Wächterliedern der unerwünschte Tag durch verschlossene Glasfenster in das Gemach (Miscellaneen I, 100, 4. 102, 2. 110 u.). Doch erkennt man an mehreren Stellen die waldige Umgebung der Burg, daraus der Vögel Morgenlied ertönt (z. B. M. I, 27 b, 5. II, 167 a, 1). Erst bei Walther (M. I, 107 a, 5 bis 107 b, 2) und Rubin (M. I, 171 a, 4 bis 171 b, 2) tritt wirklich der Wächter hinzu. Wenn nun gleich die vielen Lieder dieser Art auf gleicher Grundlage beruhen, so ist dennoch die Ausführung manigfach abwechselnd; nicht bloß in der Versweise, im Stil und Schmuck des Gedichts, sondern in der Handlung selbst, indem bald dieser bald jener Theil derselben, bald die eine bald die andre der theilnehmenden Personen hervorgehoben oder mit neuen Wendungen dargestellt wird.

Wie überhaupt im Minnesang innrer Zusammenhang und fortschreitende Handlung unverkennbar ist, so stehen auch die Tagelieder nicht vereinzelt da. Sie sind vorbereitet durch die schon erwähnten Anspielungen auf diesen letzten Lohn der Minne, durch Botenlieder, in welchen solche Werbung geschieht (M. I, 97 b, 4), durch Lieder, in denen die Schöne noch jedes kühnere Begehren von sich weist (M. I, 18 b, 4 bis 6), durch andre, welche den schwachen Widerstand des lie-

[1] Weitere provenzalische Tagelieder finden sich bei Raynouard B. III, S. 251. 313. 342. 461. B. IV, S. 399. B. V, S. 68: „Sus levatz, drutz c'amatz" u. s. w. S. 74 (auch Parnasse occitanien S. 110. Journal des savants, Mai 1820, S. 298).

benden Herzens, oder gar den gefaßten Entschluß verrathen (M. I, 63 b, 3. 81 b, 2 bis 7. 97 a, 5. 97 b, 2. 182 b, 6 ff.). Von andrer Seite schließen sich ihnen solche Äußerungen an, worin der Sänger klagt, daß ihn der Wächter an der Zinne nichts angehe und er ruhig bis an den Morgen schlafen könne (M. I, 5 a, 7. 151 b, 5 bis 8. 161 a, 3. [II, 207 b, 5]). In den Tageliedern selbst entspinnt sich zuerst Unterhandlung mit dem Wächter, dessen Einverständnis und Obhut den Liebenden nöthig ist. Da vernimmt der Wächter aus der Dunkelheit eine Stimme, die ihn anredet. Bald erkennt er den längst Erwarteten. Mit den freundlichsten Worten bittet ihn der Ritter, seine Ankunft der Geliebten zu melden (M. I, 16 a, 5). Hinwider hören wir die einsam Harrende klagen. Kömmt Er, der ihr bei dem höchsten Eide zu kommen gelobt, dann entbehrt sie leicht der Blumen und der grünen Heide. Sie verwünscht das arge Hüten, das treuer Liebe so viel Leides giebt. Müde des langen Sehnens fodert sie den Wächter auf, den Tag anzusingen. Auf einmal kömmt der Geliebte; da spricht sie: „Wächter, nun laß dein Singen! es ist noch nirgend Tag" (M. I, 17 a, 2. 3). Es tritt wohl auch eine Dienerin zum Wächter an die Zinne und unterweist ihn, Lohn verheißend, wie er den Kommenden leise ansprechen und ihm, wenn er die rechte Antwort giebt, an das Fensterlein winken soll; der Ritter erscheint, wird eingelassen und empfiehlt dem Wächter, gut zu hüten (M. I, 90 b, 3 f.). Anderswo hat die Frau selbst den Wächter durch Liebkosungen gewonnen (Miscellaneen I, 100, 4), oder sie ermahnt ihn, die Stunde wohl zu merken, da die Wolken sich färben, den Morgenstern und den Sang der Vöglein sorgfältig zu beachten, damit der Ritter ungefährdet wieder von hinnen komme (M. II, 167 a, 2). Auf einem Bilde der manessischen Liederhandschrift wird der Ritter, in einem Zieheimer sitzend, von der Frau den Thurm hinaufgewunden. Auf einem andern steigt er eine Leiter hinan und empfängt von der Schönen, die an der Zinne steht, einen Blumenkranz, als Sinnbild des Minnesoldes (vgl. M. I, 143 a, 5). Wenn nun der Tag durch die Wolken bricht, so läßt der Wächter seinen „Warnsang" (Benecke 241, XXXIV) ertönen. Er warnt bald im Allgemeinen verborgne Liebende, bald diejenigen besonders, die sich seiner Obhut vertraut haben. Mancher einfache Ruf mochte dem Leben selbst entnommen sein: „Ich singe, ich sage, es ist an dem Tage" (M. I, 18 a, 3); „Es nahet

dem Tage, wo sich zwei Liebe scheiden, die haben herzeleide Klage" (M. II, 113 b, 2 ff.). Die provenzalischen Tagelieder haben fast alle den Kehrreim (Refrain). Ebenso mehrere deutsche (M. I, 17 b, 7 ff. [Vgl. I, 15 b, 1. II, 98 a, 1.] 56 b, 5 ff. II, 110 b, 1 ff. 113 b, 2 ff.). Bei andern kann er im Aufschreiben weggefallen sein oder ist er nur noch angedeutet (M. II, 23 a, 5: „Und ist es Tag"). Ursprünglich sind wohl eben jene volksmäßigen Wächterrufe der Kehrreim gewesen, wie sie auch noch als solcher vorkommen. Mit dem eigentlichen Tagrufe verbinden sich dichterische Beschreibungen des aufgehenden Morgens, gefühlvolle Äußerungen sorgsamer Wächtertreue, oder auch allgemeinere Mahnungen: „Maße ist zu allen Dingen gut" (M. I, 16 b, 4); „Wohl ihm, der bei Liebe Leides sich behüten kann!" (M. I, 48 a, 2. Vgl. I, 153 a, 7. II, 88 a, 5. 96 b, 3. 115 a, 4.) Spätere fallen hiebei nur zu sehr in den Lehrton. Nicht gering ist des Wächters Verlegenheit, wenn sein Ruf nicht vernommen oder nicht beachtet wird, oder wenn er den Unwillen der Erwachenden fürchtet. Dann fodert er die Vögel auf, statt seiner zu singen, sie nimmt er zu Zeugen, daß er seine Pflicht gethan; oder er stellt die Liebenden gänzlich in Gottes Pflege (M. I, 15 a, 6 ff. Vgl. I, 16 b, 4. II, 96 a, 4 ff. 166 b, 3). Fürsorgend erscheint wieder die treue Dienerin, die des Wächters Singen gehört hat und der Frau die Mähre bringt (Benecke 244, 2). Beklagt wird nun die Kürze der flüchtigen Nacht (M. I, 16 b, 6. 147 b, 4. 153 b, 4), geflucht wird dem grauen Tage (M. I, 147 b, 4. II, 49 a, 2. 166 b, 4), der die Liebenden scheidet (M. I, 147 b, 5). „Weh geschehe dir, Tag, daß du mich läst bei Liebe länger bleiben nicht!" (M. I, 107 a, 5.) „Weh dir, Tag, o weh! daß du einen Mann willt von mir scheiden, daß in Christenlanden noch bei Heiden Weib so lieben nie gewann!" (M. II, 97 b, 6.) „O weh Tag! Wild und Zahm, das freut sich dein und sieht dich gerne, außer ich Eine" (Miscellaneen I, 100, 3). Da wird denn selbst versucht, dem Wächter den Tag abzuläugnen: „Wächter, erkennst du des Mondes Schein für Tageszeit?" (M. I, 48 a, 1.) „Sage mir mit sanftem Worte! hörst du die Vöglein in dem Hage? Du hast mein Herz aus süßem Schlaf erwecket" (M. I, 27 b, 5). „Der Wächter sagt, er sehe des Morgens Schein, das wähn' ich nicht; den kleinen Vögelein träumet auf Ästen; der Sterne Gläsen trüget, der Wächter lüget" (M. II, 166 b, 4. Vgl. M. I, 171 b, 1. Miscellaneen

I, 102, 1). In einem schönen Tageliede des Markgrafen von Hohenburg bekämpfen sich, wiederkehrend, die Mahnung des Wächters: „Weck' ihn, Fraue!" und das Wort der Schönen: „Schlaf, Geselle!" Drei Leben stehen auf der Spitze, da entscheidet der Wächter: „Nun weck' ihn! denn ihn wecket doch mein Horn" (M. I, 17 b, 7 ff. Vgl. II, 98 a, 3). Mitunter singt auch wirklich ein schlauer Wächter zu frühe, denn er will mit „Miethe besponnen sein." Die Frau bietet ihm Silber, Gold und edel Gestein, da verspricht er, später zu warnen (M. I, 2 b ff. Vgl. I, 37 a; 3 bis 5. Miscellaneen I, 101, 3). Es giebt Tagelieder, worin der Wächter gar nicht vorkömmt oder seines Sanges nur beiläufig erwähnt wird (M. I, 41 b, 5 f. 147 b, 3 ff. 107 a, 5 ff. 171 a, 4 ff. Miscellaneen I, 100, XI). Hier ist dann die Darstellung ganz den Liebenden selbst und ihrem zärtlichen Scheiden gewidmet. „Wenn du, mein Traut, nun von mir scheidest, wem läst du dann ein sehnendes Weib?" (M. II, 23 a, 5. Vgl. I, 148 a, 1.) „Was helfen Blumen roth, seit ich nun hinnen soll, viel liebe Freundin? die sind mir verhaßt, recht wie den Vögeln die winterkalten Tage" (M. I, 107 b, 1). Der Thränen viel wird da vergossen (Benecke 245, 1. 201, 3. M. I, 56 b, 7. II, 96 b, 2). Das schmerzlich Süße solcher Abschiede bezeichnen Wolframs Worte: „Weinende Augen, süßer Freudenkuß" (Miscellaneen I, 100, 5. Vgl. M. I, 147 b, 4: „Schimpf bei Klage"). Klage, daß Lieb nicht ohne Leid sein möge (M. I, 41 b, 5. Vgl. I, 91 a, 2. II, 96 b, 5. 167 a, 1); Trost des Wiedersehens (M. I, 28 a, 1. 147, b, 3 ff. II, 88 b, 3); heilige Versicherung unwandelbarer Treue und steten Dienstes (M. I, 171 b, 2. 107 b, 2. II, 49 a, 3. Benecke 201, 3): „Soll ich nun von dir scheiden, so muß doch ungeschieden sein getreues Herzens Treue" (M. I, 153 b, 3. 4). Austausch der Herzen: „Ihr Herz ihm durch das seine brach" (M. I, 91 a, 1. 2. Vgl. Benecke 243, 3). „Der Herzen Wechsel ward da nicht gespart" (M. II, 96 b, 5). „Der Wechsel da mit Kuß ergieng" (Benecke 243, 3. Vgl. noch I, 152 a, 2. 171 a, 4 bis 6 [1]). „Führ' mich in deinem

[1] In einem provenzalischen Tageliede (Parnasse occitanien S. 110) sagt der Ritter:

Per dieu, no m'oblidetz mia!
Qu'el cor del cors reman sai,
Ni de vos mais no m partrai.

Herzen hinnen!“ M. II, 37 a, 2.) Er nimmt ihre Freude hin (M. I, 41 b, 6) und läßt ihr die seinige zum Pfande (Benecke 214, 3). Groß ist ihre Sorge, daß der Geliebte glücklich wieder von hinnen komme: „Sich hub groß Weinen von ihr hie, daß sie nicht mochte wissen, wie er käme hin“ (M. I, 171 b, 1). „Den ich in meinen Augen gerne bärge, o weh des, wie kommt er hin?“ (M. I, 147 b, 3. Vgl. M. II, 38 a, 3.) „Wächter, nimm mein Gold und hilf ihm hin, wies mir ergeh'!“ (M. I, 48 a, 3.) Einsam trauernd bleibt sie zurück (M. I, 107 b, 2) und als Nachklang finden wir ein sehnend Lied, darin die Getrennten sich der Freuden und Schmerzen jener Nacht erinnern, in der des Ritters getäuschtes Auge die leuchtende Schönheit der Geliebten für den Schein des Mondes nahm (M. I, 56 b, 5 bis 8. Vgl. I, 1 a, 5. 6. 41 b, 8).

Dieses nun sind die Tagelieder, die zu ihrer Zeit so beliebt und viel gesungen waren. Das Urtheil über das Anstößige dieser Liedergattung wird sich mildern, wenn man den Ton und die Bedeutung derselben recht erfaßt. Die Erfindungskraft des Dichters ist im Ganzen keineswegs auf lüsterne Schilderung, sondern auf die Darstellung der Gefahr und des Trennungsschmerzes nach kurzem Glücke gerichtet. „Wie schwer sich Lieb von Liebe schied, ein Freund von seiner Frauen“ (M. II, 213 b, 1. Vgl. M. I, 161 a, 3. [II, 207 b, 5]). Daß Lieb nicht ohne Leid sein könne, ist der ausgesprochene Sinn dieser Gedichte. Darum ist der Ton des Ernstes und der Trauer in ihnen vorherrschend. Auch sind sie nicht mit dem flüchtigen Genusse des Augenblicks abgeschlossen. Der glückliche Augenblick ist das Siegel der Treue, die in allen Prüfungen der Trennung ausharren soll. Und so ist auch diese Gunst nicht leicht erworben, sie ist, wie wir früher entwickelt, der Lohn eines langen unermüdeten Dienstes und muß noch im Augenblicke selbst gefahrvoll errungen werden. Die Neigung siegt über widernatürliche Einrichtungen, aber sie bricht Gesetz und Herkommen, darum kann das Verhältnis kein heiteres sein. Es erhebt sich jedoch über die Gemeinheit, indem es die sittlichen Bestandtheile ewiger Treue und einer auf erprobten Werth gegründeten Liebe in sich aufnimmt. Schön sagt die Frau in einem Tageliede von Winli: „Deine Zucht deine Mannheit und deine Milde hat mich mit Schwert und auch mit Speer erfochten unter Helm und unter Schilde, mit Heldes Hand, in Stahlgewand“ (M. II, 23 a, 5).

Sänger von ernſter Sinnesart, wie Walther und Rubin, verſchmähen denn dieſe Weiſe nicht. Wolfram allein hat fünf kunſtreiche Tagelieder geſungen (M. I, 147 a, 4 bis 148 a, 2. Miscellaneen I, 100 bis 102), wiewohl er die Minne einer offenen Hausfrau rühmt, bei der man vor Merkern unverhohlen den Tag erwarten könne, ohne mit Gefahr des Lebens ausgeleitet werden zu müſſen (M. I, 147 a, 4 f.). Auch hohe Herren hielten es nicht für unwürdig, dergleichen Geſänge zu dichten, wie König Wenzel von Böheim, der ſich doch einmal rühmt, daß er die Roſen nicht gebrochen, deren er Gewalt gehabt (M. I, 2 a, 5 f. Vgl. jedoch I, 2 b, 4 [1]). Des Kaiſers Heinrich iſt ſchon gedacht worden. Selbſt ein geiſtlicher Fürſt ſoll ſich in dieſer Gattung verſucht haben: „Wem ſollte das nicht wohl gefallen," ſagt der Renner, „daß ein Abte von Sanct Gallen Taglied machte ſo rechte ſchöne?" Von Späteren wurden die Tagelieder auf Sittenlehre und geiſtliche Ermahnung angewendet. Eines dieſer Gedichte hat zu ſeinem Kehrreim ohne Zweifel einen alten Wächterruf benützt: „Schau' fürhin, ſchau' und wart' all um dich! Ich ſehe den Tagſtern, alſo dünket mich, wer um Ehre wolle werben, der ſoll nicht ſäumen ſich" (M. II, 110 b, 1 bis 4. Vgl. II, 107 a, 4 ff.). Ein andres ruft die Minner der Welt auf, ſich dieſer falſchen Geliebten zu entreißen, bevor der Tag des Gerichtes durch die Fenſter hereinblicke (Pfälzer Handſchrift 350, S. 235. Vgl. M. I, 128 a, 4. II, 152 a, 2) [2].

Mit den Tageliedern ſchließt ſich uns der Kreis des eigentlichen Minneſangs. Ein altes Schnitzwerk, die Liebesgeſchichte eines Minne-

[1] Dieſe Stelle hat Bodmer (Neue kritiſche Briefe, Zürich 1763, S. 379 bis 383) mit einigen andern zuſammengehalten, welche ähnliche Proben der Enthaltſamkeit beweiſen ſollen. Allein das Lied des Grafen von Botenlauben (M. I, 15 a, 4. 5) kann ſich allgemein auf das Ungenügende des bloßen Anſchauens der Geliebten beziehen und das Lied des Dietmar von Aiſt (M. I, 42 a, 4. 5) beweiſt nicht eben eine abſichtliche Enthaltung. Vgl. übrigens hieher noch M. I, 18 b, 3. 38 b, 2. 68 a, 1. Raynouard B. V, S. 314: Peironet u. ſ. w.? S. 437: Roſin u. ſ. w. Hutten, Opera V, 343. Murners Geuchmat, Baſel 1519. 4°. E III a: Es iſt in dem Niderlandt ouch der bruch, ſo der wirt ein lieben gaſt hat, daz er im ſyn frow zuo legt uff guoten glouben.

[2] Ein geiſtliches Tagelied eines Troubadours ſ. bei Raynouard B. IV, S. 399, II. Diez, Leben und Werke der Troubadours S. 67, Anmerkung 1. Finn Magnuſen, Edda IV, 57, 3. Ebert, Überlieferungen II, 211, 42.

ſängers darſtellend, verfolgt dieſe von der erſten verſchmähten Bitte bis eben zu dem Inhalt der Tagelieder [1]. Von der heitern Feier des Frühlings ausgehend, hat unſre Darſtellung den Minneſang durch die Beſchränkungen der geſellſchaftlichen Verhältniſſe begleitet und endigt nun da, wo die Minne ſich ihren Kranz von der ſtarren Burgmauer herabholt und über Blumen und Vogelſang die lange Winternacht geprieſen wird (M. I, 41 b, 7 f. 182 b, 6. II, 112 b, 1. 201 b, 3. Vgl. I, 17 a, 2. 24 a, 1. II, 24 b, 6. 25 b, 5. 33 b, 9. 101 b, 1).

[1] Von der Hagen, Briefe in die Heimat u. ſ. w. B. I, S. 109 f.

## VII.

# Die Formen.

Die Formen, in welchen dieſe geſammte Minnedichtung ſich ausſpricht, ſind von der gröſten Manigfaltigkeit. Wir handeln hier von ihnen vorzüglich in der Beziehung, als ſie aus dem Weſen dieſer Dichtung ſelbſt ſich ſo reich entfaltet haben.

In Zeiten, wo die Dichtkunſt lebendig wandelt, erſcheint ſie überhaupt nicht ohne das Geleite der Tonkunſt. Es iſt ein Sang der Minne, was jene Dichter ſo eifrig geübt. Darum heißt die Form des Liedes ſein Ton, ſeine Weiſe. Wort und Weiſe werden häufig zuſammen genannt; beide haben gleiche Wichtigkeit. Auch getanzt werden viele Lieder, und die hiezu beſtimmt ſind, heißen Reihen (M. II, 74 b, 4. Benecke 157), Tanz (M. II, 199 b, 4. Benecke 182 u. Muſeum I, 423), Frauentanz (M. II, 40 a, 8). Wenn jede Kunſt für ſich ſchon ihres Maßes bedarf, wodurch ſie eben zur Kunſt wird, ſo kann die Regel am wenigſten entbehrt werden, wo verſchiedene Künſte zuſammenwirken. Die Manigfaltigkeit des Minneſangs beſteht nicht in einem willkürlichen und ſchrankenloſen Erguß von Worten und Tönen, der Wechſel ſpielt über der Regel, er iſt die unendliche Geſtaltung derſelben Grundform. Die Minnelieder beſtehen bald nur aus einem, meiſt aus mehreren Geſätzen, aber die mehreren, welche zuſammengehören, ſind, mit Ausnahme Einer nachher zu beſchreibenden Gattung, unter ſich gleichförmig und jede einzelne Strophe („Liet“) iſt in ſich nach einer herrſchenden Regel gegliedert. Sie hebt an und knüpft ſich mit zwei gleichen oder doch ſich entſprechenden Theilen (bei den Meiſterſängern Stollen oder Aufgeſang), ſie tönt aus und löſt ſich mit einem dritten Theile von freierer Bildung (Abgeſang) [1]. Dieſer Grundſatz der Dreitheiligkeit, der

[1] J. Grimm, Über den altdeutſchen Meiſtergeſang, Göttingen 1811.

uns noch heutzutag in Musik und Tanz begegnet, ist wohl auch damals von der Tonkunst ausgegangen; aus dem Innern des Gedichts hat er schwerlich sich entwickelt, denn der Inhalt schwebt unabhängig durch die drei Gliederungen der Form. Die Theilung der Form kann wohl darauf führen, jedem Gliede derselben auch für den Inhalt eine besondre Bestimmung und Bedeutung anzuweisen, etwa als Frage, Erörterung, Lösung, oder als Satz, Gegensatz, Vermittlung; eine solche Vergeistigung der Form gehört aber mehr denjenigen Zeiten an, in welchen die Dichtkunst sich vom Gesange getrennt hat und nun, des sinnlichen Ausdrucks der Musik entbehrend, den zurückgebliebenen schwächeren Klängen der Sprache und des Reims durch entsprechende Anordnung des Inhalts aufzuhelfen sucht; wie z. B. der innere Bau des Sonetts im Verlaufe der Zeit so bestimmte Gestalt gewonnen hat, daß es nahezu möglich wäre, ein Sonett in ungebundener Rede zu verfassen.

Die Bedeutung des Grundsatzes der Dreitheiligkeit wird sonach erst durch eine vollständigere Einsicht in die Tonkunst der Minnesänger[1] ganz zu Tage treten; uns beschäftigt hier nicht sowohl die Erklärung der Regel, die als Thatsache besteht, sondern vorzüglich die Darlegung des Manigfaltigen, dessen üppiges Wachsthum wir aus dem Wesen der Minnedichtung selbst erklären.

Der Minnesang ist ein Theil des Frauendienstes (M. I, 54 a, 1. 161 a, 4. 169 a, 4. 170 b, 3. 176 b, 2. II, 49 b, 2), er ist ein Werben um die Gunst der Schönen. Darum klagt der Sänger so oft, daß sein langes und vieles Singen nichts verfange (M. I, 171 a, 3). „Geschiehet mir, als dem Schwan, der da singet, so er sterben soll, so verlier' ich zu viel daran" (M. I, 21 a, 5. Vgl. 55 a, 6. Museum I, 427, 2). Mancher fodert auf, in sein Lied einzustimmen, damit es recht voll ertöne, mit Gesange soll, wie im Heereszug, gestürmt werden: „Helfet singen alle, meine Freund', und zieht Ihr zu mit Schalle, daß

[1] Mittel der Erforschung sind: Reste von Walthers Liedern mit Singweisen (Museum II, 1, S. 27); die Liederbücher des Grafen Hugo von Montfort und des Oswald von Wolkenstein mit ihren Singnoten; die Musiknoten des jenaischen Meistergesangbuchs (Wiedeburg §. 5. Museum I, 118, Note 22); spätere Sammlungen dieser Art, welche die Weisen älterer Meister überliefern, jedenfalls die alte Regel fortpflanzen; die vielen Noten provenzalischer und nordfranzösischer Liederhandschriften; die Denkmale des alten Kirchengesangs.

Sie mir Genade thu'! Schreiet, daß mein Schmerze meiner Frauen Herze brech' und Ihr zu Ohren geh'! Sie thut mir zu lange weh'" (M. I, 57 a, 5. 6. Vgl. I, 44 a, 5. II, 42 b, 2. 47 b, 5. 48 a, 4. 106 a, 1 bis 3. 106 b, 3. 107 b, 6. Muſeum I, 419, 4 v. u.)[1]. Wer ſo eifrig mit Sange wirbt, kann nicht bei Einem Tone ſtehen bleiben. Manigfaltigkeit und Schmuck liegt in der Natur ſolches Werbens. Der Minneſang ſpielt, weil er gefallen will; er iſt lockender, einſchmeichelnder Nachtigallenſchlag. Bitte und Klage ſind ſtets die alten, aber die Weiſe muß immer eine neue ſein. Das gleiche Anliegen anders und wieder anders zu ſingen, müſſen alle Wendungen der Kunſtform verſucht werden. Und ſo hören wir ſtets von neuem Sange, neuem Liede, neuem Tone reden (M. I, 50 a, 2. 59 b, 4. 159 a, 8. 161 a, 4. 170 b, 3. II, 47 a, 4. 55 a, 2. Vgl. Miscellaneen I, 99, VII. Raynouard B. V, S. 219 [298]: En est son faz u. ſ. w.). Wolfram erhebt, wie wir früher gehört, ſeinen Sang über den der Vögel, weil er im Winter Neues ſinge, während jenen der Mai nur ihren alten Ton bringe (M. I, 148 a, 4). Doch nicht bloß einen neuen Ton ſuchen die Sänger, auch ein erleſener unter ſo manchen, ein „auserkorner", ſoll es ſein (M. I, 32 a, 5. Muſeum I, 444, 3). Die Liederſammlungen zeigen uns wirklich, daß nicht leicht Einer den Ton eines Andern gebraucht (ein ſolcher wird Tönedieb geſcholten) und daß auch bei demſelben Dichter, zumal in eigentlichen Minneliedern, die Wiederholung der Töne viel ſeltener iſt, als die ſtets geſchäftige Erfindung neuer Weiſen. Merkwürdig iſt, daß gedankenreichere Sänger, wie Reinmar der alte, ſich weniger ſcheuen, zu demſelben, wenn auch einfachen Tone wiederzukehren, während Andre, wie Gottfried von Neifen, die Dürftigkeit des ſich ewig wiederholenden Inhalts durch unerſchöpflichen Wechſel und kunſtreiches Spiel der Töne zu erſetzen ſuchen. Begreiflich konnte auch bei dem einen Sänger die Gabe der Dichtkunſt, bei dem andern die der Tonkunſt vorwiegen.

Die Manigfaltigkeit der Formen hat der deutſche Minneſang mit dem provenzaliſchen und dem franzöſiſchen gemein, aber in ganz andrer Richtung entwickelt ſich das Manigfaltige bei jenem als bei dieſen. Die

[1] Vgl. Raynouard B. V, S. III, Anm. a. S. 354. S. 434, 1. Grimm, Meiſtergeſang S. 95 f.

wälſchen Sänger wenden ihren Bildungstrieb nach außen, ſie ziehen in kunſtreicher Verflechtung die Reime der erſten Strophe durch mehrere, oft durch ſämmtliche Geſätze des Liedes fort; ſie laſſen einzelne Zeilen der Strophe in dieſer ſelbſt ungebunden, aber ſolche vereinzelten Zeilen bindet durch alle Strophen der gleiche Reim und das gleiche Maß, und eben dadurch, daß jede Strophe nicht in ſich geſchloſſen iſt (Raynouard B. V, S. 396) und den anklingenden Reim in den andern zu ſuchen hat, werden alle unter ſich feſter geknüpft; die Wälſchen lieben auch eine bedeutende Zahl von Strophen, denn mit der größeren Zahl derſelben wird die Durchführung der gleichen Reime um ſo künſtlicher; die Abtheilung in Strophen fällt wohl auch gänzlich weg, aber gerade dadurch, daß wenige Reime durch eine anſehnliche Länge fortgeſponnen werden [1]. Die deutſchen Sänger dagegen arbeiten nach innen, nur ſelten reimen ſie von einem Geſätz in das andre hinüber, ſie trachten vielmehr die Strophe in ſich zu begründen, zu gliedern, mit Zwiſchenreimen zu durchbrechen; die meiſten Minnelieder beſtehen nur aus wenigen Strophen, viele nur aus einer, man zieht es vor, die eine Strophe nach dem Bedürfnis des Inhalts auszudehnen, als dieſen in mehrere zu zerſplittern; wo hingegen einem längeren Gedichte der ſtrophiſche Bau zu fehlen ſcheint, beſteht ſolches doch bei näherem Anblick aus einer Zuſammenſtellung verſchiedenartiger, in ſich gerundeter Geſätze.

Dieſe abweichenden Richtungen erklären ſich aus der verſchiedenen Reimfähigkeit der Sprachen. In der deutſchen Sprache reimen die Wurzeln, in den romaniſchen auch die vocalreichen Biegungen für ſich allein. Letzteres giebt eine unendliche Vermehrung des Reimvorraths; man nehme nur das Eine, daß hier alle zu derſelben Ordnung gehörigen Zeitworte durch alle Abwandlungen zuſammenreimen! Ein ſo großer Reichthum von Reimen lockt über die engen Grenzen einer Strophe hinaus. Auch ſind jene bloßen Biegungsreime, wenn ſchon wohlklingend, doch nicht gewichtig, ſie gewinnen aber an Kraft, wenn man durch eine längere Fortführung derſelben, ſtatt der Bedeutung, den Klang geltend macht. Der Deutſche dagegen konnte nicht verführt ſein, die geringere Reimzahl durch einen größeren Raum zu vertheilen, in

[1] Es giebt ein provenzaliſches Lehrgedicht von 840 Verſen auf den gleichen Reim. Raynouard B. V, S. 310. Vgl. B. V, S. 424 bis 428.

Maſſe konnte er nicht mit Reimen auftreten, einzelne Anklänge aber, durch eine Reihe von Strophen zerſtreut, würden ſich unhörbar verloren haben. Volleren Klang gewann er nur dadurch, daß er die wenigeren Reime enger zuſammenrückte, innerhalb der Strophe feſthielt, daß er, ſtatt denſelben Reim mühſam zu verfolgen, mehrere Reime in manigfacher Verſchlingung, im Wechſel längerer und kürzerer Zeilen, durch einander ſpielen ließ. Je mehr ſich ihm auf dieſe Art die Strophe füllte und verflocht, um ſo nöthiger war es ihm, durch geregelte Abtheilung derſelben Überſicht und Ordnung zu erhalten, und daher mag es kommen, daß die deutſche Dichtkunſt dem Grundſatze der Dreitheiligkeit ſo beharrlich anhieng, während die wälſche zwar viele Weiſen von dreitheiligem Strophenbau darbietet, im Ganzen aber jene Regel keineswegs vorherrſchen läßt.

Der Reim iſt in unſern Minneliedern älteren Stils noch kaum als eine Zierrat zu betrachten. Er hat den Beruf, die Hauptſätze der Strophe zu bezeichnen und abzugränzen. Hierin beſchränkt er ſich auf das Nothwendigſte. Öfters erſcheint er noch unvollkommen, denn nur die Selbſtlauter brauchen genau zu ſtimmen (M. I, 38 f. 39 b, 7 f. 42 a, 3. 97 a, 3. [Vgl. I, 173 a, 7.] II, 110 a, 7. 117 b, 2 bis 5), bei dieſen aber findet in der altdeutſchen Dichtkunſt ein Unterſchied der Längen und Kürzen, klingender und ſtumpfer Reime, ſtatt, welchen die heutige Sprache nicht mehr kennt [1]. Noch reimen je nur zwei beiſammen ſtehende Zeilen auf einander, der Einſchnitt der epiſchen Langzeile, welcher die Reimverſchlingung ſo nahe giebt, wird reimlos gelaſſen. Eher wird, ohne Wirkung auf den Reim, ein Wechſel am Bau der epiſchen Strophe angebracht, ſei es durch Verkürzung des Abgeſangs, zumal in der dritten Zeile (M. I, 72 b, 3 bis 7. II, 117 b, 1. 2.

[1] Über ſtumpfe und klingende Reime ſ. Grimm, deutſche Grammatik S. 16 bis 18. 360. 369 bis 371. 373. 375 f. 384 f. 444 bis 452. 959 f. 1067. 1072. Ein ſtumpfes Reimpaar ſcheint mit einem klingenden gleiche Dauer zu erhalten und daher eines durch das andre erſetzt werden zu können, wenn der ſtumpfe Reim um zwei Silben vorgeſtoßen, oder der klingende um eben ſo viel eingezogen wird (M. I, 38 a, 7. 38 b, 1. 2. 6. 7. 39 b, 7. [Vgl. I, 41 b, 5 f.] 63 b, 4. 102 a, 2 bis 102 b, 3. Nibelunge B. 53 f. Vgl. M. I, 49 a, 4 f. 183 a, 4 bis 6; dann in den erzählenden Gedichten. Auch auf die Einſchnitte in Dietmars von Aiſt Liedern, z. B. I, 41 a, 2 bis 4, ſcheint dieſes anzuwenden ſein).

Vgl. I, 169 a, 7 ff. 22 a, 3 bis 7. 23 b, 6 f. II, 30 b, 6 ff.?), oder durch Steigerung des Gesätzes auf sechs Langzeilen (mit Verlängerung in der zweiten Hälfte der Zeilen), so daß der Aufgesang, welchen ursprünglich die zwei ersten Zeilen mit vier Gliedern bildeten, nunmehr aus zwei Reimpaaren und acht Gliedern besteht (M. I, 96 b, 3 bis 97 b, 4). Bei so einfachen Änderungen konnte man begreiflich nicht stehen bleiben, nachdem einmal der Bildungstrieb sich auf die Form geworfen hatte; auch stand das Beispiel der kunstreichen Nachbarn vor Augen. Dietmar von Aist giebt uns noch das Schauspiel der Entpuppung aus den epischen Formen; mehrere seiner Lieder sind noch ganz darin befangen (M. I, 39 b, 2 bis 6. Vgl. 39 b, 7 f. 41 b, 5. 6), oder haben kaum erst die Einschnitte zu Reimen ausgebildet (M. I, 40 a, 6 bis 40 b, 2), andre hängen noch im Aufgesang fest, während der Abgesang schon freier die Flügel regt (M. I, 39 a, 3 bis 5. 6 bis 39 b, 1. 41 a, 3 bis 6. 41 b, 2 bis 4 [1]), hinwider fallen solche, die sich ganz gelöst zu haben schienen, am Schlusse noch in den alten Ton zurück (M. I, 40 a, 3. 40 b, 3. 4. 6 f. 41 a, 2. 42 a, 3 bis 7). Die Verschränkung der Reimzeilen ist einfach (am künstlichsten I, 40 b, 6) und niemals haben mehr als zwei Zeilen den gleichen Reim. Aus dem epischen Gleichmaß entpuppt sich allmählich nun das lyrische Formenspiel. Reichere Reimkunst entwickelt schon Heinrich von Veldeke, zwar noch ganz dem zwölften Jahrhundert angehörend, aber angeregt durch nordfranzösische Muster; er kennt die Verwebung mehrfacher Reime (M. I, 20 a, 4. 3. 5. 18 b, 7 f.), wie die klangvolle Wiederkehr der gleichen Endlaute; besonders liebt er Strophen, darin nur zweierlei Reime spielen, aber in drei- bis fünfmaligem Anklange (M. I, 18 a, 5 bis 18 b, 6. 19 a, 4 bis 7. 19 b, 7 f. 20 a, 6. 20 b, 4 bis 7. 21 a, 4 f. 22 a, 1. Vgl. Kristan von Hamle, M. I, 46 b, 4 bis 6. 47 b, 6 ff. Heinrich von Morunge, M. I, 50 b, 3 bis 6. 53 a, 3 bis 53 b, 6. 54 a, 3 bis 5. 54 b, 4 bis 7. 55 a, 7 bis 55 b, 2. 56 a, 4 bis 6. 56 b, 2 bis 4. 57 a, 4. Friedrich von Husen, M. I, 92 b, 3 bis 5. 93 b, 3 bis 6. 94 a, 5 bis 94 b, 2. 94 b, 3 f. Berngер von Horheim, M. I, 172 b, 4 bis 6. 173 a, 5 bis 173 b, 4. Ulrich von Lichtenstein, M. II, 42 b, 2 bis 6).

Die Künstlichkeit ist fortan stets im Zunehmen. Auch die ersten

[1] Ähnlich dem Tone Spervogels.

Meiſter, wie Reinmar und Walther, üben mancherlei Reimſpiel, aber ſie wiſſen Maß und Ziel zu halten. Gefällig iſt ein Lied Walthers, darin er ſich nach der Zeit ſehnt, in der die Mädchen den Ball werfen; die zwei ſchwebenden Strophen haben je Einen Reim, der alle fünf Zeilen ſchließt, ähnlich dem Balle, wenn er von Hand zu Hand fliegt. Abgeſchmackt erſcheint dagegen eine Weiſe des Kanzlers, die Einen Reim durch dieſelbe Strophe zwanzigmal umtreibt (M. I, 243 b, 6 bis 244 a, 3). Viermalige Wiederkehr desſelben Reims ſ. z. B. M. I, 7 a, 2 ff. 63 a, 4 bis 6. 63 b, 3. 140 a, 2 ff. 143 b, 2 bis 5. 189 b, 3 bis 5. II, 55 b, 4 bis 6. Stark häufen ſich oft in den Leichen die Reime an, z. B. Muſeum I, 436. 441 f. achtfach. Das lange Ausharren auf demſelben Reime zieht unvermeidlich ſonderbare Wendungen, fremdartige Worte und Bilder herbei, wovon ſelbſt provenzaliſche Lieder die Spur tragen, beſonders wenn die Reime zugleich bedeutſam ſein ſollen. Walther ſingt ein Winterlied, in deſſen fünf Geſätzen die fünf Selbſtlauter der Reihe nach je ſiebenmal auslautend reimen, aber er hält dieſes Lied, deſſen Künſtlichkeit auch unwillkürlich zum Komiſchen geführt haben würde, in einem kläglich launigen Tone (z. B. „eh' denn ich lange lebt' alſo, eh' wollt' ich eſſen Krebſe roh"), dem die ſeltſame Form wohl zuſagt (M. I, 125 a, 6 ff.); auch hat es dieſer Weiſe nicht an Nachahmern gefehlt (M. I, 157 b, 2 ff. II, 181 b, 5 ff.). Eine andere Kunſtprobe ſind die reichen Reime, welche darin beſtehen, daß völliger Gleichlaut in verſchiedener Bedeutung desſelben Wortes wiederkehrt. Solche Reime hat beſonders die franzöſiſche Dichtkunſt von jeher gehegt [1]. In den deutſchen Minneliedern findet man hin und wieder einzelne (M. I, 77 b, 4. [98 a, 4.] 199 b, 4. II, 17 b, 6. 37 a, 4. Benecke 177, 3. M. II, 183 a, 4). Walther gebraucht ſie in einem ſehr ernſten Liede in freier Miſchung mit gewöhnlichen (M. I, 141 b, 2 bis 5) [2]; Gottfried von Neifen bildet mit vieler Leichtigkeit ein Minnelied von fünf Strophen aus lauter reichen Reimen (Muſeum I, 358, XVIII); in einem andern, jedoch ſcherzhaften, treibt er die Schwierigkeit bis auf ſechs ſolcher Gleichlaute für jedes Geſätz (M. I,

[1] Raynouard B. V, 438: Ma dona u. ſ. w.

[2] Z. B. „Der Vöglein Sang ein traurig Ende hat, dazu der Linde Süße und Linde."

23 a, 6 ff.)[1]. Manchmal werden Worte, die in der Wurzel reimen, durch mehrere Biegungen fortgereimt und auch dieſes Spiel wird durch ganze Lieder verfolgt. Schon Reinmar giebt hiefür ein Muſter (M. I, 82 b, 3. 4); Gottfried von Neifen ſteht auch hier mit an (Muſeum I, 344, VI. 368, XXVI[2]) und Ulrich von Lichtenſtein verſichert von einem Liede, das er in dieſer Art gedichtet: „Die Lied (Strophen) waren meiſterlich und ſinnreich ihre Reime, darum ſang ſie mancher gern" (Frauendienſt S. 274. M. II, 42 b, 2 bis 6. Vgl. noch M. I, 86 a, 6 bis 8)[3]. Die gewandte Handhabung der Sprache äußert ſich häufig auch dadurch, daß die Worte desſelben Reims Schlag auf Schlag einander folgen (Muſeum I, 355, XVI. 372, XXXII, wo zugleich je am Anfang der Stollen reiche Reime. M. I, 44 a, 3 bis 5. 83 b, 7 ff. 88 a, 5 ff. 116 b, 2. 189 b, 3 bis 5. 192 b, 2 bis 4. II, 17 a, 7 bis 17 b, 3. 50 b, 4 bis 6. 51 a, 6 bis 8. 55 b, 4 bis 6. 99 b, 5. 100 a, 1. 103 b, 3 bis 5. 110 a, 3. 168 b, 2 bis 5. 191 b, 4 bis 6. Benecke 164 bis 166. 174 ff.). Die Aufgabe wird ſchwieriger, wenn dieſer Reimworte mehrere ſind, wenn ſie ganz ohne Zwiſchenſatz zuſammenſtehen oder gar noch eine weitere Künſtelei hinzukömmt. So hat der Düring nicht genug, je in drei Zeilen einer Strophe drei Worte unmittelbar auf einander zu reimen; die beiden Reimworte, die ein drittes in die Mitte nehmen, müſſen noch unter ſich einen reichen Reim bilden (z. B. beſonnen, Wonnen, Sonnen. M. II, 20 a, 6 bis 20 b, 3).

Der Reim, der anfänglich nur die Zeilen abgränzen und das

[1] Z. B. die erſte Strophe: „Ich wollte nicht erwinden (unterlaſſen), ich ritte aus mit Winden (Windſpielen), heuer in kühlen Winden, gegen der Statt zu Winden (Ortsname), ich wollt' überwinden (überſchiffen?), eine Magd ſah ich winden, wohl ſie Garn wand." Vgl. Altes Meiſter-Geſangbuch S. 43, DLXXXI.

[2] „Nun iſt die Heide wohl bekleidet, mit ſo wonniglichen Kleiden, Roſen ſind ihr beſtes Kleid" u. ſ. w. Solche Spiele in provenzaliſcher Sprache ſ. bei Raynouard B. V, S. 219: En est son u. ſ. w. S. 221: No m platz u. ſ. w. S. 298.

[3] Weniger ſchwierig iſt es, ohne Rückſicht auf den Reim, die Worte in Wurzel und Biegung zu doppeln (M. II, 50 b, 3. Vgl. I, 178 b, 3 bis 5. II, 109 a, 4. 5). Spiel mit dem Wort Minne: M. I, 77 b, 4 [I, 98 a, 4], mit Liebe: M. I, 196 a, 2. 196 b, 3. II, 244 b, 4. Vgl. Raynouard B. V, S. 29: E si mi dons u. ſ. w. S. 392.

Nächſte verbinden ſollte, greift mehr und mehr über dieſe Beſtimmung hinaus. Schon die größere Zahl und Verwicklung der Zeilen, die ein Geſätz bilden, weiſt ihm ein neues Geſchäft an. Er hat den verſchlungenen Reigen zu führen, die Gruppen zu ordnen; er bezeichnet auch das Getrennte als ſich entſprechend [1]. Es genügt ihm aber überhaupt nicht fürder, nur am Schluß der Zeile zu wachen, er ſtellt ſich an den Anfang und an das Ende, er bricht aus der Mitte hervor. So reimen Anfang und Schluß derſelben Zeile (M. I, 121 b, 2 bis 5 in der erſten und letzten des Abgeſangs; II, 38 b, 8 bis 39 a, 4. 41 b, 1 bis 5 in der letzten; II, 43 a, 6 ff. in der fünften), oder das letzte Wort einer Zeile mit dem erſten einer vorhergehenden, manchmal ziemlich entfernten (M. I, 122 b, 3 bis 123 a, 2, 5te und 6te, 7te und 8te; II, 17 a, 4 bis 6, letzte und drittletzte, oder auch vorletzte, je nachdem man einen Zwiſchenreim annimmt, I, 83 b, 7 ff. II, 32 a, 6 ff. letzte und vorletzte. II, 38 a, 2 bis 8, letzte und drittletzte; Muſeum I, 366, XXV letzte und 10te; Muſeum I, 378, XXVIII letzte und 5te, Muſeum I, 380, XLIII letzte und 3te; Benecke 222, XXIV letzte und 8te), ſogar die letzte Silbe des Abgeſangs mit der erſten (und zwar der gleiche Reim durch 3 Strophen, M. II, 37 a, 3 bis 5 [2], oder mit reichen Reimen, Muſeum I, 343, V, oder neben dem Reim von Wurzel und Biegung, Muſeum I, 344, V), zweiten (M. II, 55 a, 2 bis 4), dritten (M. II, 47 a, 6 ff. Muſeum I, 340, X), vierten (Muſeum I, 381, XLV, wobei noch andre Künſtlichkeit), fünften (Muſeum I, 338, I. 372, XXXII) des Aufgeſangs, oder die letzte Silbe der erſten Zeile, über weiten Raum hinüber, mit der erſten Silbe der letzten Zeile (M. I, 121 a, 7). Auch Anfänge unter ſich ſind durch den Reim gebunden. Die regſte Manigfaltigkeit herrſcht jedoch in den Zwiſchenreimen; im Innern der Zeilen ſpielend, klingen ſie bald unmittelbar zuſammen (M. I, 88 a, 5 ff. 116 b, 2. 189 b, 3 bis 5. 192 b, 2 bis 4. II, 17 a, 7 bis 17 b, 3. 99 b, 5. 100 a, 1. 103 b, 3 bis 5),

[1] Bemerkenswerthe Reimſtellung findet ſich z. B. Muſeum 381, XLV. M. I, 45 b, 6 ff. 143 b, 2 bis 5. 198 b, 4 ff. 199 a, 7 ff. 201 b, 6 ff. 203 a, 2 bis 6. 203 b, 2 bis 6. II, 21 b, 5 bis 7. 22 a, 5 ff. 51 b, 2 bis 4. 91 a, 6 bis 91 b, 1. 159 b, 3 f. Benecke 226, XXXII.

[2] Hawart (M. II, 111 a, 2 bis 4) bindet die erſten Silben der beiden Stollen mit der letzten des Abgeſangs.

bald sind sie durch andre Zwischenreime oder reimlose Worte (M. I, 191 b, 4 bis 6. II, 101 b, 3 bis 7. Benecke 228, XXVIII?) getrennt, bald finden sie ihren Anklang in der Mitte andrer Zeilen (M. II, 50 b, 4 bis 6?), bald sind sie mit dem Schluß oder Anfang der eigenen (M. II, 96 b, 6 ff.) oder andrer (M. I, 83 b, 7 ff. 198 a, 6 ff. II, 52 b, 7 ff. 97 b, 4 bis 6. Kein Zwischenreim scheint I, 199 b, 5 ff.) Zeilen gebunden, bald knüpfen sie auf mehrfache Weise zugleich Verbindung an (M. I, 45 b, 6 ff? 172 b, 3); sie springen von einem Stollen zum andern, vom Aufgesang in den Abgesang (M. II, 22 b, 6 bis 8. 51 b, 2 bis 4); bald treffen sie regelmäßig ein, bald bleiben sie aus, wo man sie erwartet, bald kommen sie verstärkt, oder an neuer Stelle zum Vorschein.

Offenbar hat der Reim seine Dienstbarkeit abgeworfen; wohl hilft er noch die Strophe bauen, aber mitten hindurch zieht er sein eignes luftiges Gewebe. Dagegen nimmt die Strophe, ungestört von den durchklingenden Zwischenreimen, ihren gemessenen Gang. Viele Weisen bestehen allerdings aus kurzen Reimzeilen, die sich rasch zusammenreihen oder verschränken (z. B. M. I, 203 b, 7 ff.); in andern wechseln kürzere Reimzeilen mit längeren; aber von beiden Fällen kann man deutlich denjenigen unterscheiden, wo nicht jeder Reim eine Ruhe macht, sondern die Zeile, den Zwischenreim mit sich nehmend, zu dem Abschnitte forteilt, welcher für den Bau der Strophe bestimmend ist. Wie wollte man auch so vielen Klängen Gewicht und Ausdruck geben? und wenn dieses möglich wäre, welche Zerstücklung müste daraus entstehen! Daß solche Reime wirklich den Schritt der Zeile nicht unterbrechen, daß sie schwebend gehalten werden müssen, erhellt auch aus andern Merkmalen; sie ertönen mitten im Strom der Rede, sie haften auf den untrennbarsten Redetheilen (M. I, 83 b, 7 ff. 198 b, 1. II, 47 a, 6 bis 47 b, 4. 55 a, 4. 97 b, 4. Museum I, 355, XVI. 372, XXXII. 381, XLV. Vgl. II, 17 a, 4 bis 6. 168 b, 2 bis 5), ja selbst auf der einzelnen Silbe eines mehrsilbigen Worts (M. I, 122 b, 4. Museum I, 378, Str. 150), und manchmal finden sie sich gerade in solchen Silben, worauf nach dem Versmaße der Ton nicht liegt, oder wo ohne Zerstörung des Versmaßes kein Abschnitt sein kann (z. B. Museum I, 381. 355, XVI). Wenn dieses bei Zwischenreimen vorkömmt, die auf Schlußworte anklingen, in denen doch stärkerer Nachdruck erwartet wird,

ſo zeigt es eben wieder, daß der Reim hier nicht ſowohl zur Bezeichnung des Abſchnitts, als des eigenen Klanges wegen vorhanden iſt. Andrerſeits weiß die Strophe ihren Bau zu vollenden, auch wo ſie vom Reime verlaſſen iſt; mitten unter den Reimen (M. I, 14 b, 4 bis 15 a, 3. 6. II, 50 b, 4 bis 6), ſelbſt am Schluſſe klangreicher Geſätze (Muſeum I, 355, XVI) treten reimloſe Zeilen, Waiſen, ein. Aufmerkſam muß man dieſe ſtets betrachten, weil doch oft ein verſteckter Zwiſchenreim die Bindung herſtellt. Manche mögen auch nur als Einſchnitt längerer Zeilen anzuſehen ſein, dergleichen beſonders am Schluſſe der Strophen häufig ſind; allein auch hier bleibt es beachtenswerth, daß der Reim ſich nicht der gelegenen Stelle bemächtigt hat [1].

Im Ganzen ergiebt ſich, daß Reim und Versbau bald innigſt verbunden ſind, bald jedes den eignen Weg behaupten; insbeſondre aber arbeitet der Reim dahin, die Sprache zu eigenem und ſelbſtſtändigem Klange, wie ein Erz oder einen Kryſtall, zu läutern. Er raſtet nicht, bis er die Strophe gänzlich in Klang aufgelöſt hat. Was ſchon ältere Meiſter vorbereitet haben und was fortan mit ſteigender Künſtlichkeit verfolgt worden (M. I, 116 b, 2. 172 b, 3. 189 b, 3 bis 5. 192 b, 2 bis 4. II, 22 a, 2 bis 4. 50 b, 4 bis 6. 103 b, 3 bis 5. 110 a, 3 f.), das bringen Spätere, der Düring und Konrad von Würzburg, zur reichlichſten Erfüllung; nicht etwa nur, daß Reime von vier Silben und andre dergleichen Kunſtſtücke (M. II, 20 a, 3 bis 20 b, 6) zum Vorſchein kommen, ganze Strophen finden ſich hier, darin jedes Wort ein Reim iſt, z. B. in einem Winterliede Konrads von Würzburg:

Gar bar lît wît walt; kalt ſnê wê tuot;

(ſo ſtammelt es durch 2 Strophen hindurch; M. II, 203 a, 4 f. [Hagen 2, 326 b. Pf.]), ja ſogar einzelne Silben mehrſilbiger Worte werden in der künſtlichſten Verwicklung und Umſtellung beſonders gebunden (M. II, 19 b, 3). Solche Strophen ſollten dem goldnen Rebengewind im Titurel (Bl. 20 b, 5) gleichen, deſſen Blätter alle, wenn ein Wind ſich erhob, zu ſüßem Tone zuſammenklangen, recht als ob tauſend Falken mit Glöcklein von Golde ſich aufſchwängen.

Aber eben dieſes Äußerſte des Reimſpiels vermögen wir keineswegs

[1] Eine ſchwierige Aufgabe iſt Wolframs Tagelied M. I, 147 b, 3 ff. Beſonders lange Zeilen M. I, 154 b, 2 bis 4. II, 28 b, 3 bis 29 a, 2.

für den Triumph der Kunst anzuerkennen; Sinn und Bedeutung sind im Spiele völlig aufgegangen, das Spiel selbst aber hat seine Freiheit verloren und ist zu mühseliger Arbeit erstarrt. Jene Läuterung des Wortes zum Klang ist in strenger Ausführung ein Unerreichbares, sie wird bloß annähernd am besten erzielt, wie es in so vielen Liedern trefflicher Sänger geschehen ist (z. B. I, 113 b, 4 bis 7. II, 28 a, 1 bis 5), die den reinsten Wohlklang mit der lebendigsten Bewegung zu verbinden wissen.

Wenn wir im Vorhergehenden die Richtung der deutschen Kunst, im Gegensatze der wälschen, bezeichnet haben, so konnte damit nur der größere und allgemeinere Zug gemeint sein. Ausnahmen und Übergänge sind bei dem regen Kunsttriebe der Zeit und bei den manigfachen Berührungen der Völker so natürlich, daß vielmehr das Gegentheil unbegreiflich erscheinen müste. So giebt es deutsche Lieder, in denen die dreitheilige Anlage nicht nachzuweisen ist [1], wiewohl auch hier der erste Anblick täuschen kann. Kürzere Strophen enthalten oft den Aufgesang schon in den zwei ersten Zeilen, die sich gleich sind und zusammenreimen (M. I, 22 a, 3 bis 7. 23 b, 6 f. [Einschnitt.] I, 49 a, 4 f. 146 b, 3 bis 4. II, 30 b, 8 ff.? 32 b, 6 ff. 90 a, 2 bis 4. 113 a, 7 ff. 119 a, 4 ff. [2]), während in vielzeiligen Gesätzen jeder Haupttheil in größeren und erkennbaren Gruppen hervortritt. Auch die Gleichheit der Stollen ist nicht buchstäblich zu verstehen, man hielt es für zureichend, wenn sie als Seitenstücke sich entsprechen; daher können sie sich in umgekehrter Ordnung der Zeilen zugewendet sein, wie rechte und linke Hand (M. I, 8 b, 2 bis 4? 177 a, 5 f. II, 84 b, 7 ff.), oder sie nehmen den Abgesang in die Mitte (M. I, 102 b, 4 ff.? 105 b, 4 ff.? Grimm S. 50 f.) [3]. Da wir vorhin gesehen, wie der Reim häufig

[1] Benecke 232, XXX. M. I, 20 b, 2. 3. 72 a, 1 bis 3. 91 b, 2 bis 5. 93 a, 4 bis 93 b, 2? 169 a, 3 f. 178 b, 3 bis 5. II, 47 a, 3 bis 5? 81 a, 2 bis 4. 84 a, 3 bis 5. 84 b, 1 bis 6. 109 a, 4 bis 6. 111 b, 6 bis 112 a, 6. 163 a, 4 ff. Gar kein Abgesang M. I, 106 b, 6 ff.? 166 a, 3 bis 5. II, 26 b, 7 ff.? 30 b, 8 f.? (Walthers Tagelied I, 107 a, 5 ff., da die Reime nicht in Betracht kommen? Vgl. Grimm, S. 53.) Drei gleiche Theile M. II, 94 b, 5 ff. 100 b, 3 bis 5.

[2] Schwierig sind M. I, 93 a, 4 bis 93 b, 2. 106 b, 6 ff.? 126 a, 3 bis 127 b, 1. 183 a, 4 bis 6.

[3] Manchmal wiederholt sich am Schlusse regelmäßiger Strophen der Aufgesang zur Hälfte. (M. II, 85 b, 8 bis 86 a, 3. 88 b, 4 bis 89 a, 2. 89 b,

ohne Einfluß auf den Bau der Strophe seine Stellung nimmt, so kann es nicht befremden, wenn die beiden Stollen in der Reihenfolge der Reime verschieden sind (Museum I, 366, XXV. Benecke 236, XXXII. M. I, 167 a, 4 ff. II, 21 b, 5 bis 7. 26 b, 7 ff.? 99 a, 5 bis 99 b, 3. 165 a, 2. 210 a, 1 ff. 221 a, 2. 3. 225 b, 5 bis 226 a, 2). Es lag im Berufe dieser kunstreichen Sänger, das Äußerste zu versuchen, was innerhalb der Regel möglich wäre, und sie gefielen sich darin, den Schein der Überschreitung zu geben, während doch, auf versteckte Weise, die Regel beobachtet war. Sie war beobachtet, wenn überhaupt zwei, in welcher Ordnung es immer sein mochte, sich entsprechende Theile und ein dritter freierer vorhanden waren. Der Ausnahmen selbst sind im Verhältnis zu der großen Zahl regelmäßiger Lieder überaus wenige.

Ausnahmsweise versuchen es wohl auch deutsche Sänger, mehrere Strophen zu verbinden, was wir als der wälschen Dichtkunst eigenthümlich bemerkt haben. Doch geschieht es theils auf sehr bescheidene Weise, indem nur etwa durch zwei bis drei Gesätze [1] die gleichen Reime durchgeführt oder einzelne Zeilen gebunden (Museum I, 362, XXI. [M. I, 23 a, 5.] M. I, 23 b, 1 bis 4. 63 b, 4 bis 6. 135 a, 2. 3, Refrain [Vgl. 194 b, 2 bis 4]), oder ohne Rücksicht auf den Reim die Schlußworte einer Strophe am Anfang der nächstfolgenden aufgefaßt werden (M. I, 8 b, 5 bis 9 a, 2. 34 a, 4 bis 7) [2], was auch bei den Provenzalen selbst vorkömmt (Raynouard B. V, S. 287: Be m cujava u. s. w. S. 392); theils hält man für nöthig, durch besondre

4 bis 6. 90 a, 5 bis 90 b, 2. 90 b, 6 bis 91 a, 2. 91 b, 5 bis 92 a, 1 [theilweise im Reim]. 159 a, 1 bis 3 [gleicher Reim der ersten und letzten Zeile]. 182 a, 5 bis 182 b, 3. 183 b, 3 ff.)

[1] In einem Liede des tugendhaften Schreibers (M. II, 101 a, 4 bis 101 b, 2 [Hagen 2, 141. Pf.]) geht der Reim-ere durch fünf Strophen in abwechselnder Stellung, wenn anders swäre: wäre, dann hêre: mêre u. s. w. als zusammenreimend anzusehen sind. Vgl. Grimm, S. 144, Note 144. Es scheint nicht eine Wiederkehr der Reime, sondern der Worte zu sein, sonst wär' es auch unkünstlerisch, daß in der vierten Strophe der Reim sich in den Abgesang verlöre und daß die Worte nicht immer, wie bei reichen Reimen, in verschiedener Bedeutung wiederkehren.

[2] Ähnlich dem Falle, wo in der Strophe selbst mit dem Schlußwort einer Zeile die folgende Zeile wieder anhebt. (M. I, 153 a, 2 bis 6. Vgl. Raynouard B. V, S. 298: En est son u. s. w.)

Mittel die Aufmerkſamkeit zu wecken und zu ſpannen: ſo verknüpft Kriſtan von Lupin, auffallend genug, drei Geſätze durch die verſtärkten Reime: „röther denn roth: nöther denn noth: tödter denn todt“ (M. II, 16 b, 2 bis 4); ein Lied Gotfrids von Neifen hebt mit einer Strophe von ſieben Langzeilen an, worin kein einziger Reim vernommen wird, man erwartet die Bindung in der nächſten Strophe, allein auch dieſe läuft reimlos aus, erſt in der dritten werden ſämmtliche Zeilen der erſten, und in der vierten die der zweiten durch den Reim gebunden (Muſeum I, 345, VII); doch das ſinnreichſte Spiel dieſer Art iſt ein Geſprächslied Ulrichs von Lichtenſtein: die zwei dem Ritter angehörenden Geſätze haben je durch ihre ſieben Zeilen den gleichen Reim, die unterbrechenden der Frau ſind in ſich reimlos, aber reimen Zeile für Zeile auf einander, das letzte iſt zwiſchen Ritter und Frau getheilt, und zwar klingen die vier dem Ritter zugeſchiedenen Zeilen wieder unter ſich, die drei übrigen, welche der Frau beſtimmt ſind, binden ſich mit dem Schluß der beiden früher von ihr geſprochenen Strophen, ganz dem Inhalt angemeſſen, in welchem gleichfalls zwiſchen dem lieberfüllten Ritter und der widerſpenſtigen Schönen kein Zuſammenklang zu Stande kömmt (M. II, 35 b, 2 bis 6).

Ein Mittel, die Strophen zu verbinden, welches alle Sprachen gemeinſam haben, ſind die Kehrzeilen, der Refrain. Welchen Namen die Sänger ſelbſt einer Sache gaben, die bei ihnen ſo häufig vorkömmt, iſt unbekannt. Dieſe Wiederkehr geſchieht auf ſehr manigfaltige Weiſe. Bald in eigenen Sätzen, die nach jeder, in ſich geſchloſſenen Strophe eintreffen, bald in der Strophe ſelbſt, als Schlußzeile (M. I, 175 a, 2 f. 202 a, 6 bis 202 b, 2), als theilweiſer (M. I, 135 a, 2 f. 150 b, 4 bis 6. 194 b, 2 bis 4. II, 19 a, 8 ff. 106 a, 4 ff. 106 b, 7 ff. Benecke 193, IX), oder vollſtändiger (M. II, 113 a, 7 ff. 159 b, 3 f. 168 b, 7 ff. Benecke 238, XXXIII) Abgeſang. Selbſt im Aufgeſang finden wir die beſtändige Wiederkehr derſelben Reimzeilen (M. II, 219 b, 2 ff.) und Ulrich von Lichtenſtein hat ein Gedicht, deſſen Strophen alle mit den gleichen Worten anheben (M. II, 34 b, 9 ff.); er ſagt davon: „daß jeglich Lied ſprach: „Hoher Muth!“ darüber lächelte ſie, denn ſie hatte es vor noch nie gehört“ (Frauendienſt S. 219) [1]. In Tageliedern hallt

[1] Derſelbe Dichter hat eine eigene Art, am Schluß eines Lieds noch eine oder einige Reimzeilen anzuhängen. Frauendienſt S. 224. 233. 254.

der Frühruf durch Stollen und Abgesang (M. I, 17 b, 7 ff. Vgl. II, 23 a, 5). Auch wo der Refrain kein ergänzender Theil der Strophen ist, hängt er doch öfters durch den Reim mit ihnen zusammen (z. B. in mehreren Liedern Johanns von Brabant, M. I, 7 f., der überhaupt durchweg den Refrain hat). Mitunter findet die Wiederkehr nur in einzelnen Gesätzen des Liedes statt (M. I, 202 a, 6. 202 b, 2. II, 55 b, 4 bis 6). Strenge Gleichheit der wiederkehrenden Sätze ist nicht eben erfoderlich. Es genügt, daß gewisse Stichworte sich wiederholen. Besonders in Gesprächsliedern führt der Wechsel der Rede sehr natürlich auf Abänderungen (M. I, 150 b, 4 bis 6. Benecke 208, XVIII). In einem Tageliede, dessen wir schon erwähnt, ist es ganz passend, wenn der Wächter und die Frau, die mit ihm rechtet, jedes verschiedenen Refrain gebrauchen; Er: „Weck' ihn, Fraue!" Sie: „Schlaf, Geselle!" (M. I, 17 b, 7 ff.) Freiere Bewegung giebt es auch, wenn das Wiederkehrende mit dem Wechselnden gefällig verbunden ist, wenn Jenes mit Diesem reimt (M. II, 19 a, 8 f. 106 a, 4 ff.), wenn der Refrain sich an veränderliche Reimzeilen anknüpft oder in solche übergeht (Museum I, 371, XXXI. M. I, 135 a, 2 f. 194 b, 2 bis 4. II, 55 b, 5. 6. 109 a, 4 bis 6). Was die innere Bedeutung des Refrains betrifft, so bezeichnet er kurz den Gegenstand des Lieds, giebt das Thema, welches zu glossieren ist, wiederholt sonst irgend ein liebliches Bild, wohin besonders der lachende Mund zu rechnen (M. I, 7 a, 2 ff. 135 a, 2 f. 194 a, 2 bis 4. II, 19 a, 8 f.), einen heitern oder ernsten Sinnspruch, z. B. „Sie ist mein Sommer und mein Mai" (M. II, 119 a, 4 f.), „Freude und Sommer ist noch alles hin" (M. I, 175 a, 2 f.), „Freude und Freiheit!" (in einem Tanzliede M. I, 87 a, 4 ff.), „Scheiden das thut weh und muß doch sein" (M. II, 22 a, 1 ff.), „Wo dein Herze wohnt, da liegt dein Hort" (Benecke 220, XXIII). Dieses letzte Sprichwort, einer Bibelstelle entnommen [1], glossiert Ulrich von Winterstetten. Derselbe führt das Thema aus: „Ich bin dreierhande Schaden faste überladen." Die drei Schäden sind: der Tod seines Bruders, die abnehmende Lust am Gesange, die Ungunst der Geliebten (Benecke 262, XLV). Mehrmals finden wir auch den Refrain, nach Art der Glossen, dem Liede vorgesetzt (M. I, 7 b, 7. [Vgl. Museum I, 328.] 8 a, 2. 9. II,

[1] Gotfrid von Straßburg, M. II, 185 a, 4: „Wo dein Hort ist, da sind deine Sinne, sprach Gott selbst."

22 a, 1. 90 a, 2) und öfter mag es nur beim Aufschreiben unterblieben sein. In den Tageliedern mag der durchtönende Wächterruf (M. I, 17 b, 7 ff.) oft einer ältern Volksweise angehören, wie auch sonst der Refrain Anklänge aus Volksliedern vernehmen läßt (M. II, 117 a, 5: „Hei! grauer Otte" u. s. w. II, 22 a, 1). Besonders lieben ihn auch die Tanzlieder, in denen er seine eigenthümliche Bestimmung haben mochte (M. I, 13 b, 7 ff. 85 b, 4 ff. 87 a, 4 ff. 143 b, 6 ff. II, 80 b, 5. 6. 8. 81 a, 2 bis 4. 243 a, 4 ff. Museum I, 386, L). Nicht selten ist er bloß ein Ausruf der Freude oder der Trauer, ein Hei! oder O weh! das zur bestimmten Stelle wiederkehrt (M. I, 41 b, 2 bis 4. 51 b, 1 bis 5. [Vgl. I, 55 b, 3 f.] 141 b, 6 bis 143 a, 3. Museum I, 399 f.), irgend ein Laut, der die Bewegung des Tanzes (M. II, 80 b, 5: „tenderl, lenderl, lenderlin!" Museum I, 386, L: „wigen wagen gugen gagen!"), oder den Gesang der Vögel nachahmt (M. I, 45 b, 3 bis 5. 113 b, 4 bis 7. Vgl. II, 81 a, 2 bis 4).

Eine merkwürdige Erscheinung im Gebiete der alten Kunstformen sind die Leiche [1], Gedichte größeren Umfangs, in denen mancherlei Töne in buntem Wechsel zu einem weithin gezogenen Ganzen verbunden sind [2]. Doch ist auch hier die mehrbezeichnete Richtung der deutschen Liederkunst nicht verläugnet, indem nicht etwa durch das Aushalten oder Wiederauffassen gleicher Reime die manigfaltigen Theile zusammengehalten werden, sondern der Zusammenhang nur im Bau dieser Theile beruhen kann. So wenig man berechtigt ist, diese Gedichte für Werke regelloser Willkür zu erklären, so schwierig ist es gleichwohl, ihre Regel und Grundform zu erfassen. Verschiedene Töne, willkürlich zusammengereiht, würden wieder als Einzelnes auseinander fallen; irgend ein Gesetz der Verbindung, wenn auch tiefer liegend, wodurch die einzelnen Theile zum Ganzen werden, ist daher künstlerisch nothwendig. Sich

[1] Über die Leiche s. Grimm, Meistergesang S. 63 bis 70. 181 f. 191. Docen, Recension von Benecke in den Ergänzungsblättern der Jenaer Litteraturzeitung 1811, Nr. 41. 42. Ebd. in Schellings Allgemeiner Zeitschrift B. I, Heft 4, S. 452 ff. Von der Hagen, Museum II, 165. [K. Lachmann, Über die Leiche der deutschen Dichter des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, im Rheinischen Museum für Philologie, III, 1829, S. 419 bis 434. F. Wolf, Über die Lais, Sequenzen und Leiche. Heidelberg 1841. 8. H.]

[2] Der kürzeste Leich wäre bei Ulrich von Winterstetten, Benecke 264, XLVI; allein es ist wohl nur Strophe mit Refrain.

mit der Einheit des Inhalts zu begnügen, paſt nicht für jene Zeiten und am wenigſten für dieſe Gedichtart, welche eben im Inhalt ſo zerfloſſen iſt. Auch hier vermiſt man die nähere Kenntnis der Muſik und des Tanzes, wodurch ſich Manches aufhellen möchte. Dennoch liegen Wahrnehmungen vor, die zu weiterem Erfunde führen können. Man bemerkt in den Leichen zweierlei Beſtandtheile, einen gemeſſenern und, beſonders gegen das Ende hin, einen freiern. Jener bildet ſich aus Reimgebänden, welche niemals zur dreitheiligen Strophe werden [1], aber ſich, wie Stollen eines Aufgeſangs, wiederholen, und zwar in mehrfacher, theils unmittelbarer, theils durch andre Töne unterbrochener Wiederkehr; denn ſtatt der Löſung in einen Abgeſang ſpringt der Leich zu neuen Aufgeſängen über, oder es entfalten ſich die den andern Beſtandtheil ausmachenden Reimfolgen von freierem Erguſſe. Dieſe als Abgeſang des nächſtvorhergehenden Aufgeſangs zu betrachten, ſcheint nicht zuläſſig, denn vorerſt würden die früheren Aufgeſänge, denen ſich kein ſolcher freierer Theil anſchloß, doch nicht abgeſungen ſein, man müſte denn wieder einen Aufgeſang für den Abgeſang des andern anſehen, auf beide Weiſe würde man aber nur ſehr unklare und unförmliche Strophen herausbringen; ſodann macht es ſich überhaupt bemerklich, daß geſchloſſene Strophen gar nicht zu Stande kommen ſollen: nicht bloß ſtellt das fortwährende Auffingen durch die mehrfache Wiederholung der gleichen Gebände und durch die Anreihung neuer ſich nachdrücklich hervor, ſondern wir können auch keinen ſolchen Abſchluß in der Mitte des Gedichts annehmen, ohne dieſes für eine lebloſe, bloß mechaniſche Zuſammenſchiebung verſchiedener Töne zu erklären. Sollten ſelbſt vollſtändige Strophen ſich vorfinden, ſo werden uns doch dieſe, ſo wie ſie ſich wiederholen, ebenfalls zu Stollen. Die Form der Leiche ſcheint durchaus im Größern aufgefaßt werden zu müſſen; nicht der einzelne Aufgeſang löſt ſich im einzelnen Abgeſang, ſondern was ſich in ſonſtigen Liederſtrophen klar und leicht überſichtlich im Einzelnen darlegt, die Zuſammenſetzung aus dem Gleichen, Gemeſſenern, und

[1] Grimm, a. a. O. S. 67 ſagt: „Es iſt wahr, manchmal ſcheint das Lied bloß auf- und nicht abzuſingen, manchmal ſind die Abgeſänge da, und ſelbſt in jenem Fall iſt es noch zweideutig, ob man nicht den folgenden Ton als ein Abſingen zu betrachten hat. Sogar in einigen Leichen ſcheint ſich der Typus des Meiſtergeſangs in dem Ganzen zu zeigen, man ſehe den des Lichtenſtein.“

dem Ungleichen, Freieren, ist bei den Leichen nur im Ganzen und durch dieses zerstreut vorhanden, eben in den bisher bezeichneten zweierlei Bestandtheilen, die sich auf das Manigfaltigste ablösen und verweben.

Im Übrigen können wir von dieser Gedichtform nicht mit Vorliebe sprechen; künstlich in ihrem Bau und zugleich ungebunden im Raume, führt sie selbst treffliche Sänger ins Weitläufige und Leere (z. B. Museum I, 331 ff. Graf Otto von Botenlaube). Auffallend ist es, daß sie dennoch schon frühzeitig vorkömmt. Des Dienstmanns von Rugge Leich vom heiligen Grabe, dessen wir bei den Kreuzliedern gedacht, mag noch in das Jahr 1190 fallen. Walthers Gedichten ist ein Leich vorgesetzt (M. I, 101), und unter den verstorbenen Sängern solcher Gedichte, welche der von Gliers selbst in einem Leiche rühmt, wird auch der von Aue benannt (M. I, 43 b, 2: „Ihre Kunst war ohne Maße groß"). Auch bei den Provenzalen findet sich Ähnliches (Raynouard B. III, S. 396).

Schon in den Heldenliedern finden wir der Leiche erwähnt; sie werden gefiedelt oder geharft (Nibelunge 2055. 2062. Rother 172. 176. 2504. 2515). Begreiflich ist aber hier nicht von unsrer künstlichen Form die Rede, die Bedeutung ist allgemeiner und bezieht sich zunächst auf das Spiel [1]. Doch ist auch jene besondre Art, die sich den allgemeinern Namen angeeignet, der Bestimmung für das Saitenspiel treu geblieben. Ulrich von Lichtenstein meldet, daß, wie er einen Leich mit hohen und schnellen Noten sang, des ihm mancher Fiedeler Dank gesagt und der auch viel gesungen [2] worden (Frauendienst S. 204. 207). Mehrere Leiche schließen damit, wie die Saite oder der Fiedelbogen zerspringt (Ulrich von Winterstetten, Tanhuser [MSH. I, 142 a. II, 85 b. Pf.]). Zum Tanze bestimmt zeigen sich viele Leiche durch den Inhalt, wie durch ausdrückliche Benennung (Benecke 157: „diesen Reigen." Ebd. 182 u.: „diesen Tanz;" so auch M. II, 60 b, 2. 199 b, 4. Museum I, 423). In dem Wechsel der Töne erkennen wir die Irrgänge des

[1] Grimm, Meistergesang S. 64: „Die einzig richtige Etymologie ist in laikan, schwedisch leka, isländisch leika, dänisch leege = spielen." Ebd. Grammatik 428: „leich (ludus)."

[2] Ulrich von Winterstetten (Benecke 182): „dieser Sang" (vgl. Benecke 157. M. II, 199 b, 4. Museum I, 428, 3. 434, 3 v. u.). Der von Gliers in seinem zweiten Leiche (Museum I, 429. M. I, 42 b ff.) braucht die Ausdrücke „sprechen, Rede"; auch ist dieser Leich wirklich unlyrisch.

Reigens, in dem raschen Reimschlag den Auftritt der Tanzenden (Benecke 183: „springet hübsche Tritte!"). Lebendige Handlung ist besonders in solchen Tanzleichen, die der Sänger mit Liebesklage anhebt und dann, das innre Leid niederdrückend, sich in die Wirbel des Tanzes wirft: „Was ich singe, das freut mich im Herzen nicht, ich tanze, ich springe, eh' daß mir Lieb von Ihr geschicht" (Heinrich von Sax, Museum I, 418 ff. Ulrich von Winterstetten, Benecke 159, III). Dieser sichtbaren Verbindung des Leiches mit dem Tanze thut es keinen Eintrag, daß er sich, frühe schon, auch anderartigen Gegenständen zugewendet. Wir finden nicht nur Leiche, die gänzlich der Liebesklage gewidmet sind, sondern auch mehrere geistliche, und am Schlusse statt des lustigen Heia hei! ein frommes Amen; Frauenlob hat das hohe Lied zu einem Leiche bearbeitet; auch gegen die Juden ist einer gesungen worden (Grimm, S. 66) u. dgl. m. Man hat auch solche fremdartige Dinge doch mit dem Tanze zu verbinden gesucht. In den wunderlichen Leichen Tanhusers wird bald der Herzog Friedrich von Österreich gepriesen, bald das Lob aller milden Fürsten gesungen, bald ein Liebesabenteuer erzählt, bald allerlei Gelehrsamkeit in Erdkunde, Fabellehre und Rittergedichten possenhaft ausgekramt, zum Schluß aber folgt gewöhnlich noch der Aufruf zum Tanze und die Darstellung des letztern in raschem Schwunge der Zeilen. Glücklich ist der Übergang von der Aufzählung fabelhafter Frauen zum Lobe der eigenen, wie sie unterm Rosenkranze am Reigen geht (M. II, 62). Ein andermal ist die Erzählung seltsam mit dem Tanze verwoben (M. II, 63 b). Man sieht in diesen Leichen den Vorsinger oder Sprecher heraustreten, er hält seinen Vortrag, den die Gesellschaft ruhig anhört, sowie er aber bei den rascheren Gängen angekommen, wird Alles lebendig und wirbelnd schlingt sich der Reigen. Ein Leich Konrads von Würzburg, worin geklagt wird, daß der Gott des Streites den der Minne verdrängt habe, endigt gleichfalls mit der Aufforderung zum Tanze (M. II, 198 f.). Öfter nennen sich die Sänger am Ausgang der Leiche.

So viel hier von den Formen. Das Kunstreiche derselben erscheint im Allgemeinen und in der eigentlichen Blüthezeit des Minnesangs keineswegs mühsam und gezwungen, eben weil es aus unerschöpflicher Liebe zur Sache und im Fortschritt stätiger Entwicklung hervorgegangen.

VIII.

## Die Sänger.

Die ſämmtlichen Lieder der Minne machen, nach Inhalt und Form, ein Ganzes aus. Jeder einzelne Sänger ſtimmt in dieſes, wie in einen großen Waldgeſang, ein. Wer nur in ſparſamen Tönen ſich verſucht, gehört dieſem Liederreiche nicht minder an, als der fruchtbarſte Meiſter. Aber neben den verſchiedenen Stufen der Entwicklung, welche ſich der Zeit nach ergeben, ſind in jenem Ganzen und Geſammten nicht bloß gewiſſe größere Verzweigungen zu unterſcheiden, ſondern es treten auch viele einzelne Dichter in beſtimmter und ausgezeichneter Eigenthümlichkeit hervor.

Was die größeren Verzweigungen betrifft, ſo können ſie nicht wohl Schulen genannt werden, da ſich im dreizehnten Jahrhundert förmliche und geregelte Kunſtgenoſſenſchaften noch nicht gebildet hatten. Es iſt eine freiere Fortpflanzung durch Lehre im Einzelnen, durch Beiſpiel und Umgang, Neigung und Wahl. Aber wenn auf der einen Seite Dietmar von Aiſt, Milon von Sevelingen, Hartmann von Aue, Reinmar der alte, Walther von der Vogelweide, Hiltbolt von Schwangau, Rubin, der Truchſeß von Singenberg, der Schenk von Landegge, Ulrich von Lichtenſtein, auf der andern Heinrich von Veldeke, Wolfram von Eſchenbach, Graf Otto von Botenlauben, Heinrich von Morungen, Kriſtan von Hamle, Kriſtan von Lupin, Hetzbold von Weißenſee, der Thüring, Winli, Reinmann von Brennenberg genannt werden, ſo ſind damit zugleich zwei verſchiedene Richtungen und Farben der Liederkunſt angezeigt. Faßt man auf jener und dieſer Seite zuerſt die älteren Meiſter ins Auge und geht dann beobachtend auf die jüngeren Sänger über, ſo wird man dort die Tiefe der Empfindung, das ſtille, innige Nachdenken, die Einfachheit des herzlichen Ausdrucks und der Formen, hier die rege Einbildungskraft, den ſinnreichen Geiſt, den Glanz der Bilder

und das üppigere Spiel der Töne vorherrschend finden. Begreiflich können diese Bezeichnungen nur im Größeren gelten; der allgemeine Zusammenhang des Minnesangs, die Sinnesart der einzelnen Sänger, die Wanderungen derselben, mußten vielfache Übergänge vermitteln und machen eine scharfe Abgrenzung unmöglich. Nach ungefährer Bestimmung aber war die erstere Weise vorzüglich in Schwaben und den östlichen Marken einheimisch, die letztere in Franken und Thüringen, wo Heinrich von Veldeke und sein größerer Nachfolger, Wolfram von Eschenbach, im Rittergedicht eine neue Welt des Glanzes eröffneten, der bald auch im Minnesang widerschien. Die erstere Weise erscheint hiernach auch mehr nur als die ruhig sich fortbewegende Entwicklung des ursprünglichen Minnesangs, die letztere als eine Aufregung desselben durch neue Bestandtheile und entschiedene Persönlichkeiten.

„Der Nachtigallen der ist viel," sagt Meister Gottfried im Tristan (V. 4749 ff.), von den Liederdichtern sprechend. Darum fragt er auch nur nach denen, welche, das Banner vortragend, die Schaar leiten mögen, und er nennt unter den Mitlebenden Walthern von der Vogelweide. Allerdings sind unter der großen Zahl einzelner Sänger diejenigen auszuzeichnen, welche die Kunst zu ihrem Berufe gemacht, den Andern zum Muster gedient und daher als die eigentlichen Sangesmeister (vgl. Tristan V. 4798) an der Spitze stehen. Solche sind, außer dem schon genannten Walther, vorzüglich Heinrich von Veldeke und Reinmar der alte.

Heinrich von Veldeke, wie wir wissen, ein Niederdeutscher [1], schon der Sprache nach, wahrscheinlich am Niederrhein oder der Maas zu Hause, doch am Hofe von Thüringen wohl bekannt, sang im letzten Viertel des zwölften Jahrhunderts. Von seinen Leistungen und seinem Einfluß als erzählender Dichter ist hier nicht zu handeln. Aber auch als Minnesänger hat er gewis bedeutend eingewirkt, wie schon die allgemeine Verbreitung seiner Lieder beweist. Er ist nicht etwa als Stifter des deutschen Minnesangs zu betrachten, klagt doch er selbst schon um eine verschwundene Zeit, da man der Minne besser gedient und die Frauen nicht wie jetzt gescholten (M. I, 19 b, 3. 5 f. 20 b, 8. Vgl. 21 a, 7); aber in der Liederdichtung, wie in der erzählenden, hat er die Einwirkungen, welche die nordfranzösische Dichtkunst auf ihn selbst

[1] Über Heinrich von Veldeke s. Grimm, deutsche Grammatik S. 453 f.

geübt, nach dem innern Deutschland übergetragen. Seine Bekanntschaft mit derselben zeigt er in den Liedern nicht bloß durch den Gebrauch französischer Worte (M. I, 19 a, 2: poyſun; I, 20 a, 1: amis) und die Beziehung auf wälsche Fabel (M. I, 19 a, 2: Triſtan), ſondern mehr noch durch die vorherrſchende Bildung der Geſätze aus zwei öfter wiederkehrenden Reimen. Gottfried von Straßburg ſagt von ihm, daß er das erſte Reis in deutſcher Zunge geimpft, wobei zwar zunächſt, doch nicht ausſchließlich, die Rittergedichte gemeint ſind; „wie wohl ſang er von Minnen!“ rühmt Gottfried namentlich (Triſtan V. 4721 ff.). Die Beachtung fremder Muſter hat jedoch dem eigenthümlichen Werthe von Heinrichs Geſängen keinen Eintrag gethan; die ſinnliche Auffaſſung, das rege Naturgefühl verkünden bei ihm die friſche Jugend der Kunſt. Der Frühling iſt ihm ſtets eine liebe neue Mähre (M. I, 18 a, 5. 19 a, 1. 5). Gut ſchildert er das reiche, aber kurze Freudeleben der Vögel, wenn die Linden lauben und die Buchen grünen, und paſſend ſtellt ihn die älteſte Liederhandſchrift dar, wie er, einen Kranz in den Haaren, unter einem dichtbelaubten Baume gelagert iſt, worauf Vögel herumhüpfen und ſich ſchnäbeln. Eigenen Reiz giebt ſeinen Liedern ein Zug von Laune, die bald unbefangen ſpielt, bald dem Ernſte zur Folie dient: „Lieber hätt' ich mit Ihr gemein tauſend Mark, wo ich wollte, und einen Schrein von Golde, denn daß ich weilen ſollte fern von ihr, ſiech, arm, allein“ (M. I, 20 b, 2).

Ein Meiſter ganz anderer Art iſt Reinmar der alte, der am Hofe von Öſterreich gelebt zu haben ſcheint (M. I, 68 a, 2: Liupolt). Er hat „mehr zu thun, denn Blumen klagen“ (M. I, 68 b, 1). Er vor Allen ſteigt nieder in das innerſte Gemüth, er „ſtreitet mit Gedanken in ſeinem Herzen“ (M. I, 67 a, 4). Seine Lieder ſind faſt blumenlos, aber reich der ſinnigſten Herzensworte. Wie kein Andrer hat er den Ausdruck der lautern Liebe, der ausdauernden Treue, der zärtlichen Klage, des ergebenen Duldens: „Es gieng von Herzen gar, was mein Mund je zu Ihr ſprach“ (M. I, 66 a, 2). „Sie iſt mein öſterlicher Tag und hab' Sie in meinem Herzen lieb, das weiß Er wohl, dem ich nicht lügen mag“ (M. I, 68 b, 7. Vgl. 70 a, 5). „Näher, denn in dem Herzen mein“ (M. I, 62 b, 6). „Ich mag wohl ſorgen um Ihr Leben, ſtirbet Sie, ſo bin ich todt“ (M. I, 64 b, 2). „Sie hat Tugenden, denen ich immer folgen will, länger nicht, denn ſo lang ich lebe“ (M. I, 64 a, 3).

„Die Jahre, die ich noch zu leben habe, wie viel der wäre, Ihr würde nimmer Tag genommen“ (M. I, 65 a, 3). „Meine Jahre müſſen mit Ihr Ende nehmen, wie mit Freuden, ſo mit Klage“ (M. I, 83 a, 2). „Ich klage immer meinen alten Kummer, der mir doch ſtets ein neuer iſt“ (M. I, 76 b, 2. Vgl. I, 76 a, 3). „Sie weiß wohl, wie lange Sie mich bitten läßt, daß ich doch ſtets der Bittende bin“ (M. I, 70 a, 4). „Mir machet Niemand Schaden, denn meine Stetigkeit“ (M. I, 69 a, 7. Vgl. 76 b, 5). „Die Liebe hat ihr fahrend Gut alſo getheilet, daß ich den Schaden habe“ (M. I, 63 a, 6). „Wie iſt ihm zu Muthe, wundert mich, dem herzlich lieb geſchieht; er ſelger Mann, da freut er ſich, wie ich wohl wähne, ich weiß es nicht; Gott gebe, daß ich erkenne noch, wie ſolchem Leben ſei!“ (M. I, 64 b, 7.) „Ihm iſt wohl, der möge ſagen, daß er ſein Lieb in ſehnenden Sorgen ließ, nun muß aber ich ein Andres klagen: ich ſah ein Weib nach mir noch trauren nie“ (M. I, 63 a, 5). „So ſelger Mann ward ich noch nie, daß Ihr mein Kommen thäte wohl und auch darnach das Scheiden weh'“ (M. I, 77 b, 3). „Ich weiß den Weg nun lange wohl, der von der Liebe geht bis an das Leid, der andre, der mich weiſen ſoll aus Leid in Liebe, der iſt mir noch unbereit; giebt Minne nichts, denn Ungemach, ſo müſſe Minne unſelig ſein! Dieſelbe ich noch ſtets in bleicher Farbe ſah“ (M. I, 65 b, 5). „Wenn Andre ſich des Lieben freuen, ſo iſt mir mit Leide wohl“ (M. I, 67 b, 4). „Was ich um Sie leiden ſoll, das iſt ein Kummer, den ich gerne dulde“ (M. I, 68 b, 4). „Des Einen und ſonſt Keines mehr will ich ein Meiſter ſein, ſo lang ich lebe: daß Niemand ſein Leid ſo ſchön kann tragen“ (M. I, 67 a, 5. Vgl. 66 b, 1. 79 b, 2). „Man ſoll ſorgen, Sorg' iſt gut, ohne Sorg' iſt Niemand werth“ (M. I, 82 b, 6). Dem ſchmuckloſen Stil dieſes Meiſters gemäß, ſind auch die Formen einfach und ſtreng; wenig Reimſpiel (M. I, 78 a, 6 bis 78 b, 3. 79 a, 3 bis 6. Vgl. 77 b, 4) und öftere Wiederkehr desſelben Tones.

Manigfaltig ſind die Minnelieder Walthers von der Vogelweide. Bald giebt er Bilder aus dem Gebiete der Maientänze und des Blumenbrechens; bald ſingt er das Lob der Frauen in hoher, volltönender Weiſe, mit der er ſonſt die Könige begrüßt; bald ſpielt er in leichtern Liedern und mißt, wie die Kinder, einen Halm: „Sie thut nicht, Sie thut;“ bald ſenkt er ſich in das Innere, nach Reinmars Vorbild, deſſen Kunſt er in zwei Liedern auf den Tod des Sängers ſehr hoch ſtellt.

Walthers Lieder sind nur noch mehr betrachtend und spruchartig, selbst strafend gegen Männer und Frauen; er ist nicht so, wie Reinmar, ganz der einen, innigsten Empfindung hingegeben, seine besondern Vorzüge sind der weitgreifende Gedanke und die lebendige Gestaltung. Überhaupt war diesem vielseitigsten der altdeutschen Liederdichter der Kreis des Minnesanges zu enge, er fühlte das Bedürfnis einer umfassendern Weltanschauung, er richtete das Lied auf die wichtigsten Angelegenheiten des Vaterlandes und der Kirche; bei diesen ist er mit voller Seele und dorthin gehört auch die Darstellung seines Wesens und Wirkens. Sein reges Vaterlandsgefühl wendet sich selbst auf das Lob der Frauen zurück; mit Recht ruft er zum Zeugnis auf, „ob deutschen Weiben Jemand je gesprochen baß" (M. I, 120 b, 3); denn in einem stolzen Liede zum Lobe des deutschen Landes sagt der vielgereiste Sänger: „Von der Elbe bis an den Rhein und wider bis in Ungerland da mögen wohl die besten sein, die ich in der Welt gekannt; kann ich recht erschauen gut Geläß (Benehmen) und schönen Leib, so mir Gott! so schwür' ich wohl, daß da ein Weib besser ist, denn anderswo die Frauen. Deutsche Männer sind wohl gezogen, als Engel sind die Frauen gethan. Tugend und reine Minne, wer die suchen will, der soll kommen in unser Land, da ist Wonne viel; lange müss' ich leben darinne!" (M. I, 119 b, 2 ff.) Walther versichert einmal, wohl vierzig Jahr' und drüber hab' er von Minne gesungen (M. I, 122 b, 3); war daher seine Kunst auch nicht ausschließlich der Minne gewidmet, so war er doch durch diese lange Übung derselben, durch seine vielfachen Wanderungen und seine Bekanntschaft an allen Fürstenhöfen, durch den Werth seiner Lieder und den Ruhm seiner Meisterschaft vorzüglich geeignet, das Reich des Minnesangs zu mehren, und wirklich wird man von den Liedern keines andern Meisters so zahlreiche und bestimmte Nachklänge finden, als von den seinigen.

Hartmann von Aue und Wolfram von Eschenbach, die Meister des Rittergedichts, erscheinen gleichfalls in der Reihe der Minnesänger, ersterer auch hier einfach und bescheiden, bieder und fromm, letzterer, selbst in dem Wenigen, kunstreich und mit den wundersamen Bildern seiner kühnen Einbildungskraft. Von beiden aber ist in andrem Zusammenhange zu sprechen.

Auf diese einflußreicheren Meister war jedoch die Dichtergabe nicht beschränkt; sie war überall aufgeregt durch die allgemeine Lust am

Gesange. Um von den Vielen nur Einige zu rühmen, so sind Hiltbolt von Schwangau und Rubin ausgezeichnet in edler Einfachheit; Heinrich von Morunge [1], von Keinem übertroffen, sagt mit Fug von sich, er sei um Sanges willen zu der Welt geboren (M. I, 53 a, 5), und die wenigen Lieder Kristans von Hamle sind leuchtende Kleinode der Sammlung. Manche äußern ihr Eigenthümliches nur in einzelnen und zarteren Zügen, Andre entwickeln ihre Kunst vornehmlich in den Tönen, Alle aber sind Stimmen des einen, vollen Chores.

Die Schilderung eines vollkommenen Ritters beschließt Hartmann, in einem seiner erzählenden Gedichte, mit den Worten: „und sang viel wohl von Minnen" (Armer Heinrich V. 71). Der Minnesang war, wie wir gezeigt, ein Theil des Frauendiensts. Wie in jeder ritterlichen Kunst, in jeder edeln Hofsitte, durften auch hier die Fürsten nicht zurückbleiben, die an der Spitze der Ritterschaft und des Hofes standen. Kaiser Heinrich VI selbst [2], im Tone der besten Zeit, grüßt mit Gesange die Süße: „Mir sind die Reich' und die Land' unterthan, wenn ich bei der Minniglichen bin, und wenn ich scheide von dann, so ist mir all meine Gewalt und mein Reichthum dahin. Eh' ich mich Ihr begäb', ich begäbe mich eh' der Krone. Er sündet, wer mir das nicht glaubt, daß ich möchte leben manchen lieben Tag, ob auch nimmer Krone käme auf mein Haupt, des ich ohne Sie mich nicht vermessen mag; verlör' ich Sie, was hätt' ich dann? da taugt' ich zu Freuden weder Weib noch Mann und wär' mein bester Trost, beides zu Acht und zu Bann" (M. I, 1 a). Auch König Konrad der junge (Konradin), obgleich „der Jahre noch ein Kind," versucht sich im Liede; er fürchtet, vor Liebesleid zu sterben, doch ihm ist ein andrer Tod beschieden (M. I, 2 a, 1). Ihnen schließen sich die Fürsten und Grafen des Reiches an: König Wenzel von Böheim, die Herzoge Heinrich von Breslau, Johann von Brabant, der von Anhalt; die Markgrafen Otto von Brandenburg, mit dem Pfeile, Heinrich von Meißen, von Hohenburg; die Grafen Rudolf von Neuenburg, Kraft von Toggenburg, Konrad von Kilchberg, Friedrich von Leiningen, Otto von Botenlaube, Albrecht von Heigerloch, Werner von Hohnberg. Auch unter

[1] Grimm, deutsche Grammatik S. 455.

[2] [Vgl. J. Grimm in Pfeiffers Germania II, Stuttgart, 1857. 8. S. 477 bis 480. H.]

dieſen ſind rühmenswerthe Sänger, namentlich der Graf von Botenlaube und der Herzog von Breslau. Herzog Johann von Brabant ſingt leichte Lieder, alle mit dem Rundreim, ſeine Sprache bezeichnet den Niederdeutſchen („zwiſchen Maas und Rheine" iſt keine ſchöner, als die Seine. M. I, 8 a, 5) und den Nachbar der Nordfranzoſen, während der Graf von Neuenburg (Neufchatel) ſich den Trubadur, Folquet von Marſeille, zum Muſter nimmt (vgl. M. I, 8 b, 2. 3 mit Raynouard B. III, S. 153, 3. S. 157, 2).

Es iſt kein Grund, anzunehmen, daß jene hohen Herren nicht ſelbſt geſungen, ſondern ſich die Lieder von Andern fertigen laſſen. Warum ſoll man ihnen abſprechen, was zur Bildung für die Welt gehörte? Ihre Sängerſchaft iſt in der Sitte der Zeit begründet, der Geſang ſteigt, von Stufe zu Stufe, vom Dienſtmann bis zum Kaiſer auf, und in den andern Sprachen zeigt ſich die gleiche Erſcheinung. Selbſt die Verſäumniſſe der Reimkunſt bei Kaiſer Heinrich ſind als Beweis geltend gemacht worden, daß er ſich keiner fremden Hülfe bedient (Grimm, deutſche Grammatik S. 361).

Über die Lebensumſtände der einzelnen Sänger laſſen ſich manche Nachrichten zuſammentragen. Mehrere derſelben ſind ſonſt geſchichtlich bekannt, in ihren Fürſtenämtern, Kreuzzügen, Fehden; Andre kommen in Urkunden vor, als Zeugen oder mit frommen Stiftungen; die Lieder ſelbſt deuten manches Lebensverhältnis an. Auch die Sage hat ſich angeheftet, wie bei dem Bremberger (Reinmann von Brennenberg); ihn ermordet der eiferſüchtige Gemahl der beſungenen Frau und giebt ihr das Herz des Sängers zu ſpeiſen [1]. Dieſelbe Sage, welche die Provenzalen (von Guillem de Cabeſtaing, Raynouard B. V, S. 187 ff.), die Nordfranzoſen von Dichtern ihres Landes (vom Caſtellan von Coucy) erzählen und die auch von Konrad von Würzburg, wiewohl ohne Beziehung auf einen Sänger, berichtet wird (Müllers Sammlung I, hinter dem Armen Heinrich, S. 208: Von der Minnen).

[1] Ein Meiſtergeſang hat dieſe Sage überliefert. Wunderhorn II, 229 ff. [Vgl. Schriften II, S. 325. 326. 344. IV, S. 66 bis 72. VII, S. 410. Franz Hüffer, Der Trobador Guillem de Cabeſtanh. Sein Leben und ſeine Werke. Berlin 1869. 8. H.]

## IX.

# Ulrich von Lichtenstein.

In den provenzalischen Liedersammlungen sind häufig die Leben der Sänger, die Geschichten ihrer Liebe, die Namen der Geliebten, die besondern Umstände, unter denen einzelne Lieder entstanden sind, verzeichnet. Solche Lebensabrisse fehlen gänzlich in den deutschen Handschriften und wir können dasjenige, was die Minnesänger als solche betrifft, fast nur aus zerstreuten Stellen ihrer Gedichte dürftig zusammenlesen. Was wir aber bei Mehreren entbehren, das ist uns bei Einem um so reichlicher gegeben. Wir besitzen die ausführliche Lebens- und Liebesgeschichte eines trefflichen Minnesängers, von ihm selbst beschrieben. Die Gesänge sind in die Erzählung verwoben, oder vielmehr wir sehen sie aus dem Grunde der Geschichte, aus dem innern und äußern Leben des Dichters, hervorgehn. Dieser Dichter ist Ulrich von Lichtenstein, aus dem steirischen Geschlechte, das jetzt gefürstet ist; sein Buch hat er selbst Frauendienst benannt. (Frauendienst, oder: Geschichte und Liebe des Ritters und Sängers Ulrich von Lichtenstein, von ihm selbst beschrieben. Nach einer alten Handschrift bearbeitet und herausgegeben von Ludwig Tieck. Stuttgart 1811 [1]. Eine andre Dichtung Ulrichs von Lichtenstein, „Itwitz" (Vorwurf, Rüge), oder „der Frauen Buch", in 2112 Versen, das Kampfgespräch eines Ritters mit einer Frau über die Sittenlauigkeit der Zeit enthaltend, ist nur handschriftlich, zu Wien, vorhanden [2]. Schottky in den Wiener Jahrbüchern B. IV, Anzeigeblatt S. 40.) Dasselbe ist um 1255 vollendet worden,

[1] [Ulrich von Lichtenstein, mit Anmerkungen von Theodor von Karajan herausgegeben von Karl Lachmann. Berlin 1841. 8. H.]

[2] [„Der vrouwen buoch" ist nun gedruckt in der eben genannten Ausgabe S. 594 bis 660. H.]

als Ulrich wenigſtens 53 Jahre alt war. Er iſt früheſtens im zwanzigſten Jahre Ritter geworden [1], bei einem Hochzeitfeſte, das im Jahr 1222 gefeiert wurde, und er war, nach ſeiner eigenen Angabe (Frauendienſt S. 233), drei und dreißig Jahre Ritter geweſen, als er das Buch voll dichtete. Wir können nicht umhin, aus dieſer Haupturkunde des Minnedienſts einen umſtändlichen Auszug zu geben, wobei nur dasjenige kürzer angedeutet werden ſoll, was nicht den Minnedienſt zunächſt betrifft. Manches, was wir bis daher aus den Liedern ſelbſt entwickelt, wird dadurch volleres Licht gewinnen; aber auch neue, befremdliche Erſcheinungen werden hervortreten, welche ſelbſt wieder zur Erklärung auffordern.

Das Buch beginnt mit dem Preiſe der Frauen, an denen alle Tugend und das Heil der Welt liegt. Wer ſagen kann, wo der Sonne Schein endet, kennt auch das Ende ihres Lobs. Nach dieſem Lobe will Ulrich eine Mähre anheben, die nur Wahrheit ſprechen ſoll. Da er noch ein Kind war und auf Gerten ritt, hörte er die Weiſen ſagen, daß Niemand Würdigkeit und Freude erwerben möge, der nicht ohne Wank guten Weiben Dienſtes bereit ſei. Da ſchon gedacht' er, ihnen immer zu dienen mit Leib, Gut, Muth und Leben. In ſeinem zwölften Jahre fragt' er nach der Schönheit und Sitte aller Frauen im Lande und die vor allen gelobt wurde, der dient' er in Gedanken bis ins fünfte Jahr. Da rieth ſein Herz ihm, ihr um Sold zu dienen, den man von Frauen holt, ſchiene ſie auch zu hoch geboren, kein Weib war doch je ſo hoch und reich, daß einem edeln Ritter, der ihr mit Herz und Leib dient, wie er ſoll, nicht endlich gelingen mochte. Nun gieng er vor ſie ſtehen und, als er ſie anſah, gedacht' er: „Wohl mir, ſoll das meine ſüße Fraue ſein? wie ſoll ich ihr aber ſo recht geziemend dienen, beſſer als ſo manches edle Kind in ihren Dienſten? Vielleicht dient ihr Einer mehr, dem ſein Herz doch nicht ſo zu ihr ſteht, als das meinige; aber in meiner Liebe zu ihr will ich ihnen allen vorgehn." Wenn er wo des Sommers ſchöne Blumen brach, ſo trug er ſie ſeiner Frauen hin; wenn dieſe ſie in ihre weiße Hand nahm, ſo dacht' er in

[1] Im zwölften Jahr erkor ſich Ulrich die Frau, der er dienen wollte, dieſer Frauen Knecht war er beinahe bis ins fünfte Jahr (Frauendienſt S. 2), drei Jahre fuhr er als Knappe turnieren (S. 4); ſo kommen zwanzig Jahre heraus, ohne die Zeit zu rechnen, die er bei dem Markgrafen Heinrich zugebracht.

seiner Freude: „Wo du sie angreifest, hab' ich ihnen eben so gethan.“ Wenn er hinkam, wo man ihr Wasser über die weißen Händlein goß, so nahm er das Wasser, das sie angerührt hatte, heimlich mit sich und trank es aus vor Liebe. So dient' er ihr, so viel ein Kind vermag, bis sein Vater ihn von ihr nahm, an welchem Tag ihm herzliches Trauren und der Minne Kraft bekannt ward. Sein Leib schied wohl von dannen, aber sein Herz blieb dort; wo er gieng oder ritt, war es immer bei ihr, und wie fern er von ihr war, schien ihr lichter Schein des Nachts in sein Herz. Man gab ihn einem Herrn, der hoher Tugenden reich war, dem Markgrafen Heinrich von Österreich (Ister-reich?). Auch dieser sagt' ihm, wer würdiglich leben wolle, müsse sich einer Frau zu eigen geben. Er lehrte den Jüngling, über die Frauen sprechen, auf Rossen reiten und in Briefen süße Worte dichten, vor Schmeicheln und Lügen aber warnt' er ihn. „Hätt' ich Alles mit Werken erfüllt, was er mir sagte, so wär' ich werther geworden, als ich bin.“ Indessen lag Ulrichs Vater todt. Da must' er heim, wie so Mancher, dem seine Vordern Gut lassen. Mit seines Herren Urlaub ritt er heim, gen Lichtenstein, in das Steierland. Hier fand er viel Turnierens von Knechten (Knappen), die dadurch die Ritterschaft lernten. Er unterwand sich dessen auch um seiner Frau willen: „wenn ich ihr will zu Diensten sein, so muß es durch Ritterschaft geschehen, unter Helme muß ich Preis erjagen.“ So fuhr er turnieren in Knechtes Weise, um es zu erlernen, drei Jahre. Darauf ward er Ritter, zu Wien, bei einer Hochgezeit (Festlichkeit), wie er seitdem keine so schön gesehen. Der Fürst Leupold aus Österreich gab seine minnigliche Tochter einem Fürsten von Sachsen zu Gemahl (1222). Der edle Fürst gab dritthalb hundert Knappen Schwert; den Grafen, Freien, Dienstmannen, wohl tausend Rittern, gab er Gold, Silber, Ross und Kleid. Fünf tausend Ritter aßen da sein Brot; da war viel Tanzes und Ritterspiels. Viele Frauen waren da, auch Ulrichs Freudenschein, doch sprach er kein Wort mit ihr, worüber er lange traurig war; er ließ es, um der Merker böses Spähen zu vermeiden. Als sie ihn unter Schilde sah, sprach die Gute gegen einen seiner Freunde: „Ich bin wahrlich froh, daß Herr Ulrich hie ist Ritter worden, ich weiß noch, wie ich den von Lichtenstein von mir gab, damals war er noch viel klein.“ Als der Freund Ulrichen sagte, daß ihr seine Ritterschaft lieb sei, freut' er sich von Herzen und

gedacht' in thörichtem Wahne: „Wie? wenn ſie mich zu ihrem Ritter haben will?" Zwölfmal turnierte Ulrich noch in dieſem Sommer, kein Turnier wollt' er verſäumen, um ihretwillen, und daß es ihm nicht mislang, muſt' er ihr danken. Als der kalte Winter kam, muſt' er vom Thoſtieren (Speerebrechen) abſtehn, darum war er traurig. Seine Frau war ſo behütet, daß er ſie niemals ſehen, auch keinen Boten haben konnte, der ihr recht ſagte, wie ſo herzelieb ſie ihm ſei. Da ritt er auf eine Burg, wo die Hausfrau ſeine Niftel war und zugleich ſeiner Gebieterin vertraut. In geheimem Geſpräche ſagt ihm die Niftel, wie ihre Frau zu erfahren wünſche, wer diejenige ſei, der Ulrich ſo wohl ſpreche und ſo ritterlich diene? Ulrich entdeckt ihr, nachdem ſie zu ſchweigen beſchworen, daß es dieſelbe ſei, die ſie fragen hieß. Er bringt in die Niftel, wenn ſie ihn vom Tode retten wolle, ſeinen Dienſt und ſeine Liebe der Frau kund zu thun; auch bittet er ſie, ein neues Minnelied, das er geſungen, ihr zu Ohren zu bringen und ihm dann wieder zu ſagen, wie es ihr gefallen. Die Niftel meint zwar, Jene ſei ihm zu hoch geboren und werde zürnen, doch verſpricht ſie, die Botſchaft auszurichten. Das Minnelied beſagt: „Ich diene dir immer ohne Wank, nun ſprich, daß es dein Wille ſei!" Fünf Wochen reitet Ulrich umher und ſieht Frauen, dann erfährt er durch die Niftel den Beſcheid der Geliebten: das Lied ſei gut, aber ſie wolle ſich deſſen nicht annehmen; werde Ulrich ein biedrer Mann, das gönne ſie ihm mit Recht, da er ſonſt ihr Knecht geweſen, aber ſolche Rede ſoll er laſſen, ſeinen Dienſt werde ſie nie annehmen, es wäre ihm zu viel. Zwar hat die Niftel eingewendet, es geſchehe oft, daß ein junger Mann ſo hoch begehre, wenn es ihm auch nimmer gelinge, ſie werben nur um hohen Muth. Doch Jene erwidert, kein Mann habe noch ſo hohes Lob getragen, der nicht noch dadurch getheuert würde, wenn ſie ſeinen Dienſt annähme, was doch nie geſchehen würde, darum ſoll er es ſich auch verſagen; wär' er aber auch in aller Würdigkeit ganz vollkommen, wie ſie von ihm noch nicht gehört, ſo müſte einem Weibe doch immer ſein übel ſtehender Mund leid ſein. Alsbald entſchließt ſich Ulrich, von den Lefzen, deren er drei hat, eine abſchneiden zu laſſen, ſein Mund muß ihr beſſer gefallen oder noch tauſendfalt ſchlimmer. Die Niftel räth ihm, ſich nicht ſo zu verderben und zu leben, wie ihn Gott geſchaffen. Vergeblich, er reitet nach Grätz in Steierland und

thut dem beſten Meiſter ſeinen Willen kund. Der ſpricht, vor dem Maien ſchneid' er nicht. Als nun der ſüße Sommer kömmt und die Vöglein ſingen, reitet Ulrich wieder gen Grätz; unterwegs begegnet ihm ein Knecht ſeiner Frau, den er als Zeugen mitnimmt. Der Meiſter will ihn binden, denn rührt ſich Ulrich um ein Haar, ſo nimmt er Schaden. Doch der Ritter, obſchon ihm bang iſt, ſetzt ſich frei auf eine Bank, der Meiſter nimmt ein Meſſer und ſchneidet ihm den Mund ob den Zähnen durch; er hat meiſterlich geſchnitten und Ulrich meiſterlich ausgehalten. Durch den rückkehrenden Diener[1] läßt er der Frau ſagen: „Wenn ſie ſagte, meine rechte Hand gefiel' ihr nicht, ſo ſchlüg' ich ſie ab.“ Sechsthalb Wochen liegt er darnieder, ihm iſt wohl und weh; weh, denn ſein Leib iſt wund, wohl, denn ſein Herz iſt froh. Von Hunger und Durſt leidet er groß Ungemach. Doch dichtet er ein Minnelied, darin er den Tag lobt, deſſen Schein dem Ihren gleicht; gerne möcht' er einſt auch die Nacht loben. Nach der Geneſung ſendet er Ihr das Lied durch die Niftel. Die Frau ſchreibt der Niftel zurück, ſie werde nächſten Montag auf der Reiſe in dem Markt über Nacht ſein, der bei der Wohnung der Niftel liege, dahin ſoll dieſe zu ihr kommen. „Will auch dein Neffe dahin kommen, den ſeh' ich gerne, um ſeinen Mund, wie ihm der ſteh', und um Andres nicht.“ Als ihm der Brief geleſen worden, den die Niftel ihm geſendet, hebt Ulrich ſich auf die Fahrt, aber die Frau iſt ſo behütet, daß er ſie den Abend nicht ſieht. Er ſchläft die Nacht nicht vor Kummer, frühmorgens aber ſieht er ſie in der Meſſe. Furchtſam naht er ihr, die ihn mit einer Neigung empfängt, mit Worten aber ihm keinen Gruß ſagt. Die Meſſe iſt ihm gar zu kurz; was man ſingt oder lieſt, davon vernimmt er nichts, er ſieht nur immer das reine ſüße Weib an. Als die Frau von dannen reitet, ſagt ihm die Niftel, Jene habe ihm erlaubt, heut auf dem Wege zu ihr zu reiten und mit ihr zu reden, was er wolle, jedoch nicht zu viel. Er reitet gleich nach, wo er ſie unbehütet vor ſich reiten ſieht. Als ſie ihn bei ſich gewahr wird, kehrt ſie ſich von ihm um, da verſtummt ihm die Zunge und ſein Haupt ſinkt nieder. Ein andrer Ritter jagt zu ihr und furchtſam bleibt Ulrich hinter ihnen. Sein Herz ſtraft ihn der Zagheit, er ermannt ſich und reitet wieder

[1] Er verräth dem Diener nicht, daß deſſen Gebieterin ſeine Geliebte ſei.

zu ihr; die Süße ſieht ihn an und von ihrem Anſehn erſchrickt er ſo, daß er wieder ſchweigen muß, die Kraft der Minne bindet ihm den Mund. Das Herz ermuntert ihn, er reitet wieder zu ihr, aber er fühlt, daß er bleich vor Furcht iſt. Das Herz ſpringt ihm in der Bruſt, es ſagt: „Nun ſprich! nun ſprich! nun ſprich, da dich Niemand hindert!“ Wohl zehnmal thut er den Mund auf, zu ihr zu ſprechen, aber die Zunge liegt nieder. So ſcheidet er von ihr, wie erſt, ohne ein Wort zu ſagen, das geſchieht ihm dieſes Tages wohl fünfmal. Die Tagreiſe nimmt ein Ende, man heißt die Frauen von den Pferden heben, Ulrich nimmt das Hebeiſen und hebt manche klare Frau ab. Die Falſchesfreie hält noch immer auf ihrem Pferde und viel Ritter und Knappen ſtehen um ſie, mit denen ſie ihren Scherz hat. Da er mit dem Hebeiſen zu ihr kommt, ſpricht ſie: „Ihr ſeid nicht ſtark genug, daß ihr mich abheben möget.“ Des Scherzes wird gelacht und ſie tritt auf das Hebeiſen; als ſie aus dem Sattel ſteigt, ergreift ſie ihn beim Haar, und ohne daß es Jemand ſieht, bricht ihm die Gute heimlich eine Locke aus: „Das habt dafür, daß Ihr verzagt ſeid! Man hat mir von Euch nicht wahr geſprochen.“ So geht ſie zu ihren Frauen und läßt ihn in tiefen Gedanken zurück. In ſeiner Herberge angekommen, bittet er Gott, ihm das Leben zu nehmen. Er fühlt ſich krank und jammert laut, wie war es möglich, daß er zu ihr kein einzig Wort ſprechen konnte? Er verwünſcht ſeine Zunge und ſeinen Mund, nimmer wird er wieder froh werden, weil er ſo durch eigene Bosheit ſeine Frau verloren. So bringt er die Nacht in Klage hin, bald ſitzt er, bald liegt er, jetzt ſteht er, jetzt geht er, nun windet er ſich dort, nun hie, oft ringt er ſeine Hände. Einer ſeiner Verwandten kömmt am Morgen und fragt ihn, was ihm fehle. „Mir thut das Herz ſo weh, als ob es mir brechen wolle.“ Jener geht nach einem Arzt in die Stadt, Ulrich aber läßt ſich ein Pferd vorführen und rennt recht als ein raſender Mann nach der Stelle, wo er geſtern die Gute gelaſſen. Als er ſich dem Orte nähert, ſieht er, wie ſie ihm von dort in Frauenweiſe in einem Mantel entgegen reitet; als ſie ihn ſieht, neigt ſie ihm und nun ſchweigt er auch nicht länger. Er ſagt ihr, wie er ihr ſeit den früheſten Jahren gedient, laſſe ſie ihn darum ihren Ritter ſein, um ſie will er ſein Leben wagen in ritterlicher Arbeit und ihr bis zu ſeinem Tode dienen. „Schweiget! denn Ihr ſeid ein Kind,“ antwortet ſie, „und ſo hoher Dinge unverſtändig, reitet

gleich fort von mir, so lieb euch meine Huld ist!“ Er gesteht, daß er noch zu unklug, um ganz auszusprechen, was sein Sinn meine, sonst sei er weise genug, um in ihrem Dienste den Preis eines Ritters zu gewinnen. „Laßt Euer Flüstern!“ fährt sie fort, „denn Ihr wißt wohl, daß man mein hütet; hat Jemand Eure Rede gehört, so mag es Euch zu Schaden kommen; laßt mich! wahrlich, Ihr seid ein verdrießlicher Mann.“ Indem sieht sie sich um und spricht zu einem Ritter: „Reitet doch her zu mir! denn es ziemt sich nicht, daß nur ein einziger Ritter neben mir reite, sehet, daß das nicht wieder geschehe!“ Ulrich stimmt mit ein. Da kommen ihrer sechs herzu, die nach Ritterſitten mit ihr reiten. Er nimmt Urlaub und ist von Herzen froh, daß er seiner Frau nun doch einen Theil seiner Gedanken gesagt. Er fährt nun wieder als ein guter Frauenritter umher, doch sagt er wenig von seinen Thaten, damit Niemand spreche, er wolle sich selber rühmen. Im Winter dichtet er wieder Lied und Botschaft und schickt es der Niftel, die es der Geliebten sendet. Die Gute kennt den Boten und heißt ihn willkommen. Er giebt vor, daß er ihr ein Büchlein bringe, das sie zu Nacht lesen soll, denn darin steh' ein gutes Gebet. Sie nimmt das Büchlein und wähnt, daß ein Gebet darin stehe, sie schaut es an hie und dort und findet nur süße Rede darin geschrieben. Diese schriftliche Botschaft, in kurzen Reimzeilen, wovon je zwei, und am Schluß eines Abschnitts drei, unmittelbar auf einander reimen (vgl. Raynouard B. V, S. 226), beginnt mit einem zierlichen Gespräche zwischen dem Dichter und dem Büchlein selbst, als seinem Boten. Jener empfiehlt diesem, sich zu betragen, wie es zu Hofe ziemt, und die zärtliche Botschaft wohl zu werben. Das Büchlein fürchtet, vor Frau Melde, die zu Hofe spähend geht, als unhofebar zu Spotte zu werden, es wagt nicht, so recht reine Weibeshand anzurühren, ja es hat Angst, von der zürnenden Frau das Leben zu verlieren, auf einem Roste verbrannt oder mehr als geviertheilt zu werden. Läßt sie es aber auch zu Rede kommen, von demselben Tage wird es in einen finstern Kerker, heiß' er Lade oder Schrein, verschlossen. Der Dichter spricht dem Büchlein Trost ein, wer sollt' auch seinen lieben Boten gerne in den Tod senden? Er beneidet das Büchlein, das ihre weißen Hände umwenden werden, dem sie ihre heimlich spielenden Blicke und den rothen Mund zukehren wird. Jetzt begiebt sich das Büchlein auf die Fahrt und bittet für seinen Herrn

um die Gnade der Schönen: „Was schadet der blumenreichen Heide an ihrer Augenweide und an ihrem lichten Glanze, wenn man zu einem Kranze ein Theil ihrer Blumen bricht? Auch wähn' ich, Niemand Weiser spricht, daß es Schade möge sein, wenn einem Feuer ein Feuerlein nur um Leuchten wird genommen; es schadet nimmer und mag frommen. Nun erzeiget ihm, reine Fraue gut, wie auch die Sonne dem Monde thut! den entzündet sie, wie ein Licht, und schadet doch ihrem Scheine nicht." Auch ein Brief wird übergeben, darin ein Minnelied: „Niedre Minne, an Freuden todt ist der, dem sie angesieget; giebt die hohe sehnende Noth, doch wohl ihm, der derselben pfliget! Sie giebt Sorge, doch ist die Sorge seliglich." Der Bote bleibt zween Tage, dann bescheidet sie ihn: „Nimm hin das Büchlein und bring es deiner Frauen wieder! ich hab' es oft gelesen; wohl steht ein gut Gebet darin, aber ich wills doch nicht behalten." Als nun die Niftel das Büchlein wieder aufthut, findet sie mehr darin geschrieben, als erst darin stand. Sie sendet es sogleich an Ulrich, der darüber hocherfreut ist und sich günstigen Inhalt verspricht. Nur ist sein Schreiber nicht bei ihm, der ihm heimliche Briefe liest und auch die seinigen schreibt; darum bleibt das Büchlein zehn Tage ungelesen, aber es kömmt diese ganze Zeit nicht aus seinem Busen und nachts, wenn er schläft, liegt es nahe bei ihm. Endlich kömmt der Schreiber, er wird in ein heimliches Zimmer genommen, um das hinzu Geschriebene zu lesen. Es steht aber dieses geschrieben, und zwar dreimal: „Wer wünschet, was er nicht soll, der hat sich selbst versaget wohl." Da wird dem Ritter weh und nicht wohl, doch muß ihm Alles gut dünken, was ihm die Süße thut, für Alles muß er ihr danken. Im folgenden Maimond findet eine Fürstensprache zu Freisach statt. Leupold von Österreich will dort den Markgrafen von Isterreich mit dem Fürsten von Kärnthen versöhnen. Viele Fürsten und Herren kommen dort zusammen. Ulrich und sein Bruder Dietmar benützen diesen Anlaß, ihre Ritterschaft im Dienste der Frauen zu zeigen. Sie lagern sich im Felde und laden Jeden zum Speeresbrechen. Dieses Ritterspiel findet solchen Beifall, daß man zehn Tage darüber nicht zum Geschäfte kommt. Um ein Ende zu machen, veranstalten die Fürsten ein großes Turnei, an dem sie selbst Theil nehmen. Ausführlich beschreibt Ulrich dieses Alles, von seinen Thaten sagt er bescheiden nur so viel, daß er nicht der Beste und auch nicht

der Böſte geweſen. Doch meldet die Niftel ſeiner Frauen, daß er zu Freiſach das Beſte gethan und um ihretwillen mehr denn hundert Speere verſtochen; auch ſendet ſie ein Minnelied mit, daran mancher Ritter, der es zu Freiſach vernommen, die Weiſe neu, die Worte ſüß und wahr gefunden hat: ſein hoher Muth blüht mit Gedanken gegen ihrer Güte, wie die Blumen der Heide gegen des Maien Schein; Sie macht ihn reich, wie der Traum den Armen, mög' er nicht enttäuſcht erwachen! Diesmal ſchreibt die Frau der Niftel zurück: daß dieſe ſo ſehr ihren Neffen lobe, das möge von wegen der Sippe ſein, die Fremden loben ihn nicht. Ulrich erhält dieſen Brief zu Kibenz, wo er auf dem Turnei iſt. Er ſchämt ſich der Botſchaft und denkt: „Sie muß mir wegen Ritterſchaft noch hohes Lob ſprechen, oder Leib, Gut, Sinne und Leben wird verloren.“ Da fährt er weit in die Lande, wo Jemand nur Ritterthat übt zu Schimpf oder zu Ernſt, er verzehrt ſein Gut und wagt willig ſeinen Leib. Als der Winter gekommen, reitet er wieder zu der Niftel und klagt ihr ſein Leid. Aber dieſe ſpricht, ſie könne ihren Boten nicht mehr hinſenden, denn die Frau fürchte, daß man es merke und darum habe ſie es unterſagt; ſie ſei ihm nicht gehaß, aber der Bote reite zu oft zu ihr, auch wohne ſie zu ferne und ſei ſo ſehr behütet, darum ſoll er einen andern Boten ſuchen. Der trauernde Ritter dichtet ein Lied, darin er um den Sommer klagt, während deſſen man den Frauen beſſer dienen könne; was ſoll ihm des Winters Zeit und ſeine lange Nacht? ihm iſt doch nichts Liebes beſchert. Er reitet nun den Winter umher, um Frauen zu ſehen und einen Boten zu finden zu der Holden, der ſein Herz getreu iſt. Vergeblich, ſchon kömmt wieder der Sommer heran und führt ihn auf Ritterſchaft nach Kärnthen und Krain, dann gen Öſterreich nach Trieſt und von da zum Turnei nach Brixen. Hier wird ihm ein Finger ausgeſtochen, ſo daß er nur noch an der Hand hängt. Alle Ritter beklagen ſeinen Schaden, er ſelbſt zeigt ſich deſſen froh, weil es ihm um ein Weib geſchehen, die ſeinen Dienſt daran erkennen muß. Der Finger wird erſt ſchlecht verbunden und am ſechsten Tage findet man die Wunde ganz ſchwarz; da reitet Ulrich zu einem beſſern Meiſter gen Botzen, unterwegs ſingt er ein Lied von ſeiner Frauen. Sieben Tage liegt er nun zu Botzen, wo ihm die Wunde neu verbunden worden. Da ſchickt' ihm eine Frau ihren Boten, der ihm ſagt, daß ſie ſein Leid

beklage, sie habe gehört, er sei der Frauen Dienstmann, darum müsse jedes werthe Weib um seinen Kummer Sorge haben. Zugleich sendet sie ihm vier Büchlein, da soll er sich die Weile mit kürzen, es sei gute Ritterſitte, gerne lesen und Gesang zu hören, was schon zuvor biedre Männer um werthe Frauen gethan haben. Am andern Tag, als Ulrich eben Mittagsruhe halten will, kömmt der Bote wieder, um ihm eine Singweise zu bringen, die im deutschen Lande noch unbekannt sei und die der Ritter deutsch zu singen gebeten wird. Er lernt sie sogleich und singt darin die Würdigkeit der Frauen und seine Liebe: „Kalter Schnee müste von der Hitze brennen, die mir an dem Herzen liegt.“ Als man das Lied aufgeschrieben, nimmt es der Bote mit. Zum Lohne bringt er dem Dichter ein wunderschönes Hündlein. Nun kömmt ihm Nachricht, daß am zwölften Tag ein Turnei zu Freisach sein werde. Der Meister gestattet ihm, dahin zu reiten, um es anzusehen, und er selbst begleitet ihn. Zu Freisach angekommen, wird Ulrich neidisch, daß er nicht auch für seine Frau Ritterthaten verrichten könne. Er sinnt darauf, den Turnei zu hindern. Indem er vorgiebt, von einer Frau gesendet zu sein, die das Hündlein und andre Kleinode als Preis aussetze, weiß er unter die Ritter solche Eifersucht zu bringen, daß sie sich nicht mehr über die schon verabredete Einrichtung des Turneis vereinigen können, und so zergeht der Turnei, zu welchem wohl dritthalbhundert Ritter versammelt waren. Ulrich scheidet von dannen in das reine süße Land, worin seine Fraue wohnt. Sein Finger schmerzt ihn, am meisten aber klagt er, daß er noch immer keinen Boten zu ihr finden kann. Endlich reitet zu ihm ein treuer Knecht, der ihm einst von der Niftel Botschaft gebracht. Dieser beklagt Ulrichs Finger, auch gesteht er, zu wissen, wer seine Geliebte sei und daß sie ihn nicht hasse. Als der Knappe sie nennt, geschieht Jenem ein Minnewunder: sein Haupt sinkt nieder, sein Herz seufzt, sein Mund schweigt; alles aus Schrecken, daß Jemand ihren Namen wisse; ist es durch seine Schuld geschehen, so muß er sich des immer schämen und sie soll ihm dann künftig immer fremde sein. Der Knappe beruhigt ihn und übernimmt die Botschaft: Versicherung unwandelbarer Treue, Nachricht, daß Ulrich um sie einen Finger verloren, der ihr zu Dienste geboren war, Bitte um tröstende Antwort; auch ein neues Lied wird mitgeschickt. Die Frau erwidert dem Boten, der auf eine heimliche Zusammenkunft deutet: sie wolle

alt werden, ohne daß ihr je bekannt werde, was sie heimliche Minne nennen, es werde nie geschehen, daß sie seinen Dienst annehme und ihre Ehre kränke. Der Knappe setzt seine Fürbitte fort und singt das Lied, darin gesagt ist, daß sie, so wenig sies empfinde, mitten in Ulrichs Herzen in Haft und Banden liege; sie möge nun mit ihm dingen, doch nicht um Silber oder Gold, einzig um den Sold der Minne. Die Schöne findet das Lied minniglich, aber der Ritter soll sie alles Gewerbes frei lassen, sonst wird sie ihms fügen, daß er immer Schaden davon hat; er ist ein thörichter Mann, daß er ihr auf solchen Wunsch dient, der einem Könige wohl zu viel wäre; nie ward ein Mann so hoch geboren, von dem solche Rede sie nicht erzürnte, und sie verwundert sich, wie Ulrich den Muth dazu gewann. Als Ulrich diese Antwort erfährt, verzagt er darum doch nicht: „Ist sie mir heute gehaß, so will ich besser dienen, daß sie mir werde hold; sollte mich denn ein Wörtlein verjagen von meiner hohen Hoffnung?“ Da nun der Sommer hin ist, so will er nach Rom fahren. Der Knappe, der ihn begleiten will, findet es wohlgethan, daß man auch dem etwas diene, von dem man Alles hat, Gut, Seele, Leib, Weib, Kind und liebe Freunde. Sechszig Tage sind sie zu Rom, nach Ostern scheiden sie von dannen und Ulrich singt auf dem Heimweg, im Glanze des Maien, ein neues Lied von seiner Frauen: „Der Maie tröstet all, das lebt, nur nicht mich minnesiechen Mann, das Herze mein ist minnewund, des muß ich sonder Freude sein; wenn sich mein Leib zu Freuden hebt, das Herze sieht mich weinend an und spricht, es sei viel ungesund; so lass' ich dann die Freude mein. Sie sprechen, ich sollt' auf Gottes Wege dein Lob nicht singen, Fraue mein! Da es ihnen an mir misbehagt, so will ich sprechen mein Gebet: Dein' Ehre habe Gott in Pflege! so muß dein Leib empfohlen sein Marien, der viel hehren Magd, die nie an Jemand missethät.“ In Steierland ist damals viel Turnierens, da bindet Ulrich um seine liebe Frau den Helm oft zu Haupt. So ist der Sommer mit Freuden hingegangen und nun wird der Bote wieder abgesendet mit Werbung und Lied. Letzteres ist ein Gespräch des Dichters mit der Minne, worin diese ihn mehr hoffen läßt, als bis jetzt die Schöne zugesteht. Denn nicht besser gemuth ist sie, als das letzte Mal. Sie will dem Ritter immer gram bleiben und besonders noch zürnt sie darüber, daß man ihr gelogen, er hab' einen Finger

in ihrem Dienſte verloren, den er doch noch habe. „Frau, er hat den Finger wohl, aber er iſt ihm ganz erkrummt, ſo daß er ihn wenig brauchen kann, doch hebt er wohl noch in eurem Dienſt manches große Speer damit.“ „Ich gönn' ihm wohl ſeinen Finger, nur ſoll er mir nicht vorlügen, und weil du das gethan, will ich mit dir nicht mehr reden.“ Der Bote meldet dieſes Alles zurück, da denkt Ulrich: „Will mir meine Frau um meinen Finger gehaß ſein, dann kann wohl Rath werden, da er mir doch etwas gekrümmt iſt; ich ſchlag' ihn ab und ſend' ihn ihr, ſo muß ſie es doch wohl glauben, daß er verloren ſei, wenn ſie ihn ſelbſt ſieht.“ Er geht nun zu einem biedern Manne, Ulrich von Haſendorf, der ihm ſtets zu Dienſten bereit war; den bittet er um ſeiner Treue willen, daß er ihm den Finger abſchlage. Jener weigert ſich der Miſſethat, der Dichter aber beſteht auf der Leiſtung des Freundesdienſts, bis der Andre einwilligt. Ulrich nimmt ſein Meſſer, ſetzt es auf ſeinen Finger und ſpricht: „Nun ſchlag zu, biedrer Mann!“ Jener ſchlägt und der Finger ſpringt ab; die Wunde blutet kräftig. Nun beginnt Ulrich ein Büchlein zu dichten, welches in grasgrünen Sammt gebunden wird; darüber läßt er von einem Goldſchmied zwei goldne Brettlein wirken, ſtatt der Sperre ſind zwei kleine Hände gar löblich gemacht und darein wird der Finger gefügt [1]. Mit dieſem Geſchenke reitet der Bote zu der Schönen. Da ſie den Finger erſieht, ſpricht ſie: „O weh! die Thorheit hätt' ich ihm nicht zugetraut, daß je ein verſtändiger Mann ſo was thun würde.“ Sie lieſt das Büchlein, welches ſich dem frühern, von ihr zurückgeſendeten, anſchließt. Der Dichter wirft darin der Minne vor, daß ſie jenen kleinen Boten, den er doch ihrem Geleit empfohlen, zum Spotte werden ließ. Hätte derſelbe nicht kurz zuvor die Hand der Schönen berührt, er hätte ſeine untröſtliche Mähre mit dem Feuer gebüßt oder wäre zerführt worden, wie die welken Blätter vom Winde. Jetzt bittet der Dichter die Minne, dem neuen Boten hülfreicher zu ſein, dem Finger aus ſeiner rechten Hand, der bis an ſein Ende der Lieben treulich gedient und den er als Pfand ſeiner unwandelbaren Treue hinſende. (Noch ſagt er, daß ſein Herz nach ihren Hulden weine, wie ein verwaiſtes Kind nach

[1] Der Trubadur Wilhelm von Balaun läßt ſich, nach dem Verlangen der beleidigten Geliebten, den Nagel des kleinen Fingers abnehmen und überreicht ihr ihn knieend, auch ſingt er ihr ein Lied darüber. Raynouard B. V, S. 183.

Troste.) „Mir thut das Sterben des Fingers weh," spricht die Frau zu dem Knappen, „doch nicht aus Liebe zu deinem Herrn, sondern nur weil er spricht, er hab' ihn durch meine Schuld verloren. Sag' ihm, er möchte den Frauen nur noch besser dienen, als da er den Finger noch hatte, den will ich hier in meiner Lade behalten, daß ich ihn alle Tage sehe, doch nicht als wenn ihm sein Dienst gegen mir auch nur um ein Haar helfen sollte; denn wenn er mir tausend Jahr diente, so wäre sein Dienst doch verloren." Mit dieser Rede kömmt der Bote zu Ulrich, der darüber von Herzen froh ist, denn wenn die Gute den Finger sieht, so muß sie doch an ihn gedenken. Er beschließt jetzt zu ihrem Dienst eine neue große Ritterfahrt, und zwar als Königin Venus, zu unternehmen. Zu dieser Fahrt holt er den Urlaub seiner Frau ein, die ihm sagen läßt, wenn es ihm auch nicht gegen sie fromme, so sei es ihm doch löblich. Um unerkannt zu bleiben, nimmt Ulrich von einem Priester Stab und Tasche, als wollt' er nach Rom pilgern. Statt dessen begiebt er sich nach Venedig, wo er den Winter über die Fahrt vorbereitet. Ein Brief ergeht in die Lande, worin die Königin Venus, Göttin über die Minne, allen Rittern zu Lamparten, Friaul, Kärnthen, Steier, Österreich und Böheim kund thut, daß sie ihnen zu Liebe fahren und sie lehren wolle, wie sie werther Frauen Minne verdienen sollen. Des nächsten Tages nach St. Georgen werde sie zu Meisters (Mestre) sich aus dem Meere heben und von da bis hin zu Böheim fahren. Welcher Ritter gegen sie komme und einen Speer wider sie entzwei steche, dem gebe sie zu Lohn ein golden Fingerlein, das soll er dem Weibe senden, die ihm die liebste sei; solch Fingerlein habe die Kraft, daß die Frau, der man es sende, immer desto schöner sei und ohne Falsch den minnen müsse, der es ihr gesandt. Steche die Königin einen Ritter nieder, der soll' an vier Enden in die Welt neigen einem Weibe zu Ehren; welcher Ritter aber sie niedersteche, der soll' alle die Rosse haben, die sie mit sich führe. Genau werden die Orte bestimmt, an denen sie in den neunundzwanzig Tagen ihrer Fahrt jeden Tags eintreffen wird. Am achten Tage nach Beendigung ihrer Reise soll noch überdieß ein Turnei zu Neuenburg sein. Welcher Ritter ihre Fahrt vernimmt und gegen sie nicht kommt, den thut sie in die Acht der Minne. Wohin dieser Brief kömmt, sind die Ritter fröhlich, „denn," sagt Ulrich, „die deutschen Lande stunden so, daß Niemand ehrenreich

war, der nicht ritterlich fuhr und durch Frauen hochgemuth wurde; das war damals Sitte und wäre gut, es wäre noch." Am festgesetzten Tag' und Orte nun erhebt sich der Ritter, in kostbarer Frauentracht, mit großem Zuge, mit Posaunern und Fiedlern; Kleidung, Banner und Schild, Pferdezeug, alles von weißer Farbe. Die Erzählung dieser Fahrt macht einen beträchtlichen Theil des Buches aus. Welche Ritter überall mit der Königin gestochen und wie es jedesmal ergangen, wird umständlich berichtet. Drei hundert und sieben Speere versticht die Königin auf der ganzen Fahrt; einst an einem Tage dreiundvierzig, noch in die Nacht hinein, beim Scheine großer Lichter, wird das Spiel fortgetrieben (S. 131); zwei hundert ein und siebenzig Fingerlein giebt sie hin und so viele Speere sind auf ihr verstochen, kein einziges Mal hat sie sich nur geneigt, ob sie gleich einmal verwundet worden (S. 112), sie hat aber vier Ritter auf das Land gestochen. Darum ruft Mancher aus: „Ei! wie die Königin Venus die Ritter hie niederstícht! ich habe bei meinen Zeiten nie gesehn, daß Frauen also die Männer fällen können" (S. 127). Lebhaften Antheil nehmen allwärts die Frauen. Zahlreich erscheinen sie an den Fenstern, freundlich grüßend (S. 94. 126). Zu Wien besonders zeigen sie sich in köstlichen Kleidern. „Jegliche," sagt Ulrich, „hatte den Neid, daß sie sich besser, als die andern, kleiden wollte, denn Frauen mögen jung oder alt sein, so haben sie gern viel Gewandes, will es auch manche nicht gern tragen, so freut sie doch der Besitz, daß sie nur sagen kann: „Wenn ich wollte, ich könnte mich wohl viel besser kleiden, als diese und jene" S. 123). Wo man das Ritterspiel nicht dulden will, legen die Frauen Fürsprache ein (S 89). Sie begleiten den Scheidenden mit frommen Segenswünschen, und davon hat er seitdem viel Glück gewonnen, „denn Gott kann guten Frauen nicht versagen" (S. 93). Mancherlei Zeichen der Gunst erfährt der verkleidete Ritter, worüber er jedoch, der Einzigen ergeben, sich entrüstet anläßt. Einmal findet er unter seinen Kleidern ein fremdes Röckel, nebst einigen Kleinoden und einem freundlichen Briefe, worin der Königin Venus im Namen aller Frauen gedankt wird, daß sie um ihrer willen Frauenkleid an sich gelegt (S. 97. 100 f.). Ein andermal, als er allein im Bade sitzt, bringt ihm ein unbekannter Knappe kostbare Kleider und Kleinode, sammt süßem Briefe, und statt der Antwort auf seine Fragen wird er mit frisch geblätterten Rosen, alles Sträubens

unerachtet, ſo dicht überſtreut, daß man ihn nicht mehr ſieht und noch der Fußboden wonniglich gefärbt iſt. Die Göttin Venus geht fleißig mit den Frauen zur Meſſe. Zu Tervis (Treviſo) trägt ihr auf dem Gang zur Kirche eine Gräfin den Mantel (S. 92). Beim Pace unterläßt die Königin nicht, den Frauen den Kuß zu bieten. Beſonders merkwürdig iſt eine Meſſe zu Felsberg (Feldsberg, unweit der mähriſchen Grenze), deren Schilderung, ein heitres Sittengemälde, hier mit Ulrichs eigenen Worten ſtehen möge: „Ich legte ſchöne Kleid an und ritt in hohem Muthe auf die Burg, wo man mich willig empfieng; der Wirth und ſeine Hausfrau giengen mir entgegen und viele Frauen folgten ihnen eine Stiege herab, deren Kleider fielen manchen Fall ab der Stiege nach dem Tritt; ihre gute Geberde, ihre ſanften Sitten, ihr minniglicher Schein thaten meinem Herzen wohl. Da ſie gegen mich kamen, wollte ich durch Zucht auch nicht länger ſtehen, ich gieng ihnen entgegen, deſſen lächelten alle Frauen, daß ich es ſo frei anfieng und Weibeskleider trug und ſo ſchöne Zöpfe, darüber ward da viel gelacht. Der Hauswirth ſprach: „Frau Königin, ſeid mir willkommen!“ Ich neigte ihm mit Züchten; die Frauen grüßten mich auch und ihrer einer bot ich meinen Kuß, darüber wurde ſie roſenroth, dann gieng ich zu einer andern, die auch vor Scham roth wurde. Die Hausfrau nahm mich bei der Hand und führte mich in eine ſchöne Kirche, eine Meſſe ſang man Gott zu Ehren und bei mir ſtanden viele Frauen; ich muß geſtehn, daß Gott da nicht viel gedient ward. Faſt hätte mich da das Netz der Minne und mancher ſüße Blick gefangen, der von lichten Augen gieng, und nur meine Treue wandt' es ab, daß ich da nicht von der Minne gefangen wurde; faſt hätt' es eine von den Frauen gethan, ihre gute Geberde und ihr lichter Schein brach durch meine Augen bis in den Grund meines Herzens, und ihr roſenfarber rother Mund, den ich gegen mich lachen ſah und der ſo ſüß zu mir ſprach; ei! wäre mir da nicht meine Treue zu Hülfe gekommen, ſo hätte ſie meine Sinne bezwungen. Da ich ſie aber ſo von Herzen anſah, ſprach meine Treue zu mir: „Wie nun? wie nun? was ſoll denn das ſein? wem willſt du denn deine Fraue laſſen, an der doch nach Gott dein Leben ſteht? Ändre deinen Muth! denn ich geſtatte dir ſolche Dinge nicht.“ Da mich meine Treue ſo beſtrafte, wurde mein Herz gar unfroh, daß mir dieſer Wank geſchehen war, ich dachte: „Ich will dieſes wonnigliche Weib nicht mehr anſehen,

ſie iſt ſo minniglich, daß ich wohl Schaden leiden möchte, wenn ich ſie länger betrachtete.“ So ſtand ich in Gedanken, wie die wohl thun, die ſich an Weib verdenken, ich wuſte nicht mehr, wo ich war, bis man das Evangelium las; da das ein andrer Pfaffe anhub, da beſann ich mich zuerſt wieder. Da man zum Opfer gehen wollte, bat ich die Hausfrau, voran zu gehn, die ſprach: „Deſſen ſollt ihr mich erlaſſen, wie litte doch meine Zucht, daß ich vor einer Königin gienge?“ Da gieng ich zum Opfer, und nach mir manche ſchöne Fraue; man lachte ſehr darüber, daß ich ſo ganz in Frauenſitte gieng und mich bewegte, mein Tritt war kaum händebreit; wie langſam und ſanft ich gieng, ſo kam ich doch wieder an die Stelle, wo ich erſt geſtanden hatte; da trug man das Pace her in einem Buche, das nahm ich ſo, wie die Frauen thun; da ich das Pace empfangen, bot ich es dort und hie, aber keine Fraue wollt' es empfangen, ich bot es der Schönen, aber die Tugendreiche ſprach: „Ihr ſollt des Paces mich erlaſſen, da man euch für einen Mann hält.“ Da endete ſich die Meſſe und ich nahm Urlaub“ (S. 133 bis 135). Nicht wenig überraſchend iſt es, wenn wir hören, daß Ulrich am neunzehnten Tage ſeiner Fahrt, bei Glokeniz, ſich mit einem Knechte von dannen ſtiehlt, zu ſeinem lieben Gemahl, die ihn freundlich empfängt und ſich freut, daß er zu ihr gekommen. Hier hat er mit Freuden gutes Gemach bis an den dritten Tag, wo er nach der Meſſe minniglich wieder Urlaub nimmt (S. 111). Auch ſpäter, bald nach vollendeter Fahrt, als er eben vor Minneleid zu verzweifeln ſchien, reitet er nach einem Orte, wo ihm zehn Tage lang viel Gemaches geſchieht: „zu meinem lieben Gemahl, die mir nicht lieber ſein konnte, wenn ich mir auch ein ander Weib zu meiner Frauen erwählt hatte“ (S. 148). Von letzterer kömmt ihm noch auf der Fahrt Nachricht zu. Auf der letzten Tagreiſe vor Wien kömmt der wohlbekannte Bote gegen ihn geritten. Ulrich, um ſich nicht zu verrathen, zieht vorüber, der Knappe aber reitet ihm nach und ſingt ein Lied, womit er kund thut, daß er gute Botſchaft bringe. Es iſt der Anfang von Walthers Liede zum Preis der deutſchen Frauen. „Das Lied,“ ſagt Ulrich, „klang mir in mein Herze und that mir inniglich wohl.“ Nahe bei der Straße liegt eine ſchöne Aue, dort ſteigt Ulrich vom Pferde und empfängt den Boten, ohne daß es Jemand gewahr wird. Der Bote begnügt ſich nicht mit dem Willkommen des Ritters: „Der Gruß iſt mir für ſolche Botſchaft

zu geringe; kniet ihr nicht vor mir nieder, so kehr' ich mit meiner Botschaft gleich wieder zurück." Schon kniet Ulrich vor den Füßen des Boten, als ob er sein Gebet spreche. Dieser heißt ihn aufstehn und sagt seine Mähre: „Euch giebt Willkommen eures Herzens Maienschein, die heißt euch minniglich grüßen und spricht, sie sei herzlich froh, wenn ihr freudenreich seid; sie entbietet euch, daß sie hohes Gemüthe durch eure Würdigkeit trage, sie nehme Theil an eurer Ehre und rechne es sich zum eigenen Heil, was euch Ehre geschieht, denn ihr habt um sie diese Fahrt gethan. Sie hat dies Fingerlein euch zu Liebe hergesandt, das hat sie mehr, als zehn Jahr, an ihrer weißen Hand getragen." Ulrich, im Übermaß der Freude, kniet abermals nieder und küßt den Ring wohl hundertmal. Als er wieder zu seinen Pferden geht, spricht einer von den Knechten: „Wo seid ihr denn gewesen, Fraue? Ihr könnt lange Blumen lesen." Jener antwortet: „Ich hab' ein Blümlein gebrochen, daß mein Herz immer froh sein muß." Von Wien aus sendet Ulrich den Boten zu seiner Frau und läßt sie um ihr Kleinod zu dem Turnei bitten, das er zu ihrem Dienste nach vollbrachter Fahrt zu Neuenburg halten will. Der Bote kömmt zurück, als Ulrich sich eben zu diesem Turnei wappnet. Übel lautet die Botschaft: die Frau hat vernommen, daß Ulrich einer Andern zu Dienste bereit sei, darum will sie ihm nimmer hold werden und fodert ihren Ring zurück. Der Ritter bricht in die bittersten Wehklagen aus. Wozu soll ihm nun sein Gut, sein Leben, seine Tapferkeit? Er will zu Fuß vom Lande gehn, wie ein armer Mann, daß Niemand wissen soll, wo er geblieben. Da sitzt er und weint wie ein Kind, er ringt die Hände, vor Jammer erkrachen seine Glieder, wie wenn man Spähne zerbricht. Der Domvogt von Regensburg, Ulrichs Freund, kömmt hinzu. Auch er wird von der Klage des Ritters ergriffen, daß er weint, als wenn ihm sein Vater gestorben wäre, ohne zu wissen, warum Ulrich weint. Wie sie so im Jammer wetteifern, tritt Heinrich von Wasserberg, Ulrichs Schwager, ein. Zürnend spricht er: „Ritter, ihr weint ja wie die armen und verwaisten Kinder und wie kranke, blöde Weiber. Sollen Ritter also weinen? Nein, ihr mögt euch beide dessen schämen." Als der Domvogt weggegangen, erklärt der von Wasserberg, er wisse, was geschehen, daß die Frau, der Ulrich seine Tage gedient, ihm jetzt ihre Huld versagt habe. Indem er dieses redet, bricht Ulrichen das Blut

aus Mund und Naſe. Da ſpricht Jener: „Viel ſüßer Gott, dir ſei gedankt, daß du mich noch vor meinem Tode den Mann haſt ſehen laſſen, von dem ich mit Wahrheit ſprechen mag, daß er ein Weib ſo recht ohne Wanken liebt!“ Da kniet er nieder und hebt dankend die Hände auf. Dann umfängt er Ulrichen und ſpricht ihm Troſt zu: die Frau wolle nur ſeine Treue prüfen, in Kurzem werde ſie ihn in ihre Arme legen; das Trauern ſoll er laſſen, Trauern nehmen die Frauen für keinen Dienſt, Freude behag' ihnen. Gegen Ulrichs Willen wappnet ihn der Schwager, bindet ihm den Helm auf, führt ihn zum Roſſe und giebt ihm den Schild. So kömmt Ulrich trauernd zum Turnei geritten. Wieder begiebt ſich der Bote zu der Schönen und meldet ihr Ulrichs Verzweiflung. Sie äußert, daß ihr eigener Bote, den ſie heimlich hingeſendet, Alles durch eine Lücke der Wand angeſehen. Mit ſpielenden Augen lieſt ſie das Lied, worin Ulrich ihr ſeine nie wankende Treue betheuert. Endlich geſtattet ſie, daß Ulrich am nächſten Sonntag frühe, in Geſtalt eines Ausſätzigen, heimlich zu ihr komme, jedoch nur, damit ſie ihn freundlich bitte, ſie Dienſtes frei zu laſſen. Am Freitag Abend iſt Ulrich, in der Ungeduld des Herzens, von Lichtenſtein aus zu Felde geritten, als er den Boten kommen ſieht. Dieſer ſagt ſeine Freudenbotſchaft wieder nicht, bevor Ulrich vom Roſſe geſtiegen und niedergekniet. Aber der Bote hat ſich verſpätet, weil er den Ritter erſt anderwärts aufgeſucht, vierzig Meilen wohnt ſie von da. Kömmt aber Ulrich nicht zur rechten Zeit, ſo fürchtet der Bote, ſie werd' ihm wieder gehaß: „denn die Frauen ſind wunderlich, ſie wollen, daß man immer ihren Willen thu'.“ Doch verzagt Ulrich nicht, mit dem Boten und einem andern vertrauten Knechte macht er Samſtags früh ſich auf, ſie nehmen ſechs Pferde mit; an dieſem Tage reiten ſie ſechs und dreißig Meilen, zwei Pferde liegen auf der Straße todt. Die Nacht iſt Ulrich in einer Stadt, wo er ſich Näpfe bereiten läßt, wie ſie die Ausſätzigen haben, und geringe Kleider. Dieſe legt er am Morgen an und dergleichen auch ſein Bote; lange Meſſer nehmen ſie zu ſich, wenn ihr Leben in Gefahr käme. Nachdem ſie zwei Meilen weit geritten, laſſen ſie den Knecht mit den Pferden verborgen ſtehn und gehen wieder zwei Meilen vor eine wonnigliche Burg, worauf die Tugendreiche wohnt. Sie finden da wohl dreißig Ausſätzige, denen, weil die Hausfrau jetzt krank liege, morgens und abends Wein und Speiſe aus der Burg

gebracht wird. Zu ihnen ſetzen ſich die zwei neuen Gäſte. Ulrich hat ſich ein krankes Ausſehen mittelſt einer Wurzel gegeben, von der man, wenn ſie in den Mund genommen wird, ſchwillt und bleiche Farbe bekommt. Auch hat er ſeine Haare grau gefärbt: „was ich,“ ſetzt er hinzu, „jetzt nicht mehr dürfte, weil ich jetzt faſt grau bin von meinen Sorgen, denn vor Alter ſollt' ich es noch nicht ſein, ſo hat Minne und ander Leid mein Haar zum zweiten Mal gekleidet.“ Die Jungfrau, die das Almoſen bringt, weiß um das Geheimnis; ihr entdeckt ſich Ulrich, doch meint ſie, er ſehe einem ſolchen ungleich, der um Frauengunſt Speere verſtochen. Bis zum Abend des folgenden Tages müſſen die Beiden ſich in der übeln Lage gedulden. Zur Zeit der Speiſung erſcheinen ſie jedesmal mit den Ausſätzigen, in der Zwiſchenzeit betteln ſie zur Kurzweil im nahen Dorfe. Die Nacht bringen ſie im hohen Korne zu, leiden aber groß Ungemach, als ſich ein ſtarker Wind erhebt und der Regen gewaltig herabgießt. In einem Walde, wo viele Vögel ſingen, ſetzt ſich Ulrich nachher in die Sonne und vergißt des Froſtes, während ſein Geſelle ſich mit Vogelſtellen unterhält. Am zweiten Abend endlich, als es finſter geworden, eilen die Beiden, nach erhaltener Weiſung, in den Graben der Burg, wo ſie ſich mit Steinen vermauern. Der Hausſchaffer (Hausvogt) macht ſelb ſiebent die Runde, ohne ſie zu bemerken. Dann wird aus einem hohen Fenſter ein Licht gehalten, das verabredete Zeichen. Sogleich zieht Ulrich ſein Obergewand ab, das er als Siecher trug, und ſchleicht unter das Fenſter, von dem Leilache, zuſammen gebunden, herabhängen. Darein tritt er willig, ſein Geſelle ſchiebt nach, und zarte Händlein ziehen ihn etwas empor. Als er ſo hoch iſt, daß der Geſelle nicht mehr helfen kann, bringen ſie ihn nicht weiter und laſſen ihn ſchnell wieder herab; dreimal wird es vergeblich verſucht. Da heißt Ulrich ſeinen Geſellen, der leichter iſt, eintreten. Er ſelbſt ſchiebt nach und Jener wird ſchnell hinaufgezogen; oben wird er mit einem Kuß empfangen, denn eine von Ulrichs Nifteln küßt ihn für dieſen, des ſie ſich nachher oft geſchämt. Der Knappe zieht nun den Ritter hinauf. Ulrich ſteigt in das Fenſter und die Niftel drückt gleich ihren rothen Mund auf den ſeinen, ſie legt ihm ein Gewand von Gold und Seide an, darin er zu ſeiner Frauen geht. Die Reine ſitzt auf einem prächtigen Bette, das mit Sammt und Seide gedeckt iſt; ſie ſelbſt iſt in Scharlach und Hermelin gekleidet, ein grüner

Mantel umwallt sie. Acht Frauen, köstlich bekleidet, stehen bei ihr. Zu den Füßen am Bette brennen zwei große Lichter auf Leuchtern und an den Wänden hängen wohl hundert Lichter. So schön die umstehenden Frauen sind, so däucht doch dem Ritter, es wären der Frauen zu viel; er sieht sie von Herzen ungern. Die Werthe sagt ihm züchtiglich Willkommen, er kniet vor ihr nieder und fleht sie um Gewährung seines kühnsten Wunsches. Sie entgegnet, dessen bleib' er immer ungewährt; nur um ihn für seine Dienste zu ehren, sei es geschehen, und für Ehre soll ers nehmen, daß sie ihn heimlich in ihr Gemach habe kommen lassen, was noch keinem Ritter geworden; ihr Gemahl und Herr könne des immer ohne Angst sein, daß sie je einen Andern minne; ließe sie es auch nicht um Gott und um ihre Ehre, so würde doch Jener sie wohl behüten, aber ihre Ehre sei die stärkste Wacht; würde Jemand Ulrichs hie inne, so wär' ihre Ehre verloren, darum soll er ihr diese Wagnis danken. Vergeblich sind auch des Ritters weitere Bemühungen, sie führt ihn in ein schönes Speisegemach und spricht freundliche Worte mit ihm, aber die thörichte Bitte soll er lassen, wenn er ihre Huld behalten will. Auch an die Nistel wendet sich Ulrich, sie versichert aber, daß diesmal nichts zu hoffen sei, doch wenn er im Dienste nicht wanke, werd' ihm in kurzen Zeiten noch Liebe geschehen. Ulrich erklärt, daß er nicht so von hinnen gehe; er wisse, daß er verloren sei, wenn er bis morgen bleibe, aber dann sei auch die Ehre der Frau verloren. Als diese solches hört, macht sie einen Vorschlag. Sie will ihn zum Schein im Leilach ein wenig niederlassen und dann wieder heraufziehn und ihn minniglich grüßen, wenn sie ihn so empfangen, so will sie ihm gänzlich unterthan sein. Ulrich befürchtet, daß sie ihn wohl niederlasse, aber nicht wieder heraufziehe; sie erlaubt ihm aber, zum Pfande ihre Hand fest zu halten, worauf er einwilligt. Als er nun so weit hinabgelassen ist, daß er wieder hinaufgezogen werden sollte, da spricht sie mit Listen: „Gott weiß, daß ich nie so lieben Ritter sah, als der mich hie bei der Hand hat, darum sei mir willkommen!" Sie nimmt ihn bei dem Kinn und sagt: „Freund, nun küsse mich!" Davon wird er so froh, daß er ihre Hand fahren läßt, und in demselben Augenblicke fährt er so schnell hinab, daß er sich wohl zu Tod gefallen hätte, wenn nicht Gott ihn beschützt. Als er unten weg ist, zieht man die Leilachen zurück. Da sitzt er nun tiefbetrübt, vor Leide verliert er fast die Sinne, laut

ſchreit er: „O weh! o weh! weh, daß ich geboren ward!“ Dann ſpringt er auf und läuft ſinnlos einen ſteilen Weg zuthal, einem tiefen Waſſer zu, worin er ſich ertränken will. Der Knappe, den man gleich nach ihm heruntergelaſſen, iſt ihm nachgeeilt und ergreift ihn, als er den Fall in das Waſſer thun will. „Auf und ſeid ein Mann!“ ſpricht der Knappe, „Ihr mögt noch gerne leben, denn meine Frau ſchickt euch ihr Wangenkiſſen, darauf ſie manche Nacht gelegen iſt.“ Als Ulrich das Kiſſen ſieht, kömmt er wieder etwas zur Beſinnung; traurig ſitzt er auf dem Boden, ſieht den Geſellen mit weinenden Augen an und ſpricht: „O weh! mir iſt übel geſchehen, das reine, ſüße Weib hat mich betrogen.“ Sie ſuchen den Knecht mit den Pferden, der ſchon befürchtet hat, die Beiden wären todt. Noch lügt der Knappe dem trauernden Ritter zum Troſte, die Frau entbiet' ihm, daß ſie ihn von heut über zwanzig Tage beſſer empfangen und dann zehn Tage da behalten wolle; ungern habe ſie ihn jetzt von ſich gelaſſen, nur daß eine Frau bei ihr geweſen, vor der ſie ſich bewahren müſſen, die aber nun fortreiſe. Ulrich reitet nach Lichtenſtein und dann auf ein Turnei nach Sankt Pölten. Der Bote aber wird wieder zu der Frau geſendet, um zu erfahren, ob ſie Ulrichen feind oder noch hold ſei und auf welche Weiſe er heimlich zu ihr kommen ſolle. Der Knappe erzählt ihr, was er dem Ritter gelogen, um ihn von gewaltſamem Tode abzuhalten. Sie tadelt es, daß Ulrich ſie ertrauren wolle; als er in jener Nacht ſo laut wehe geſchrieen, ſei der Wächter von der Zinne gegangen und hab' in der Burg geſagt, er höre den Böſen, der den ſteilen Weg zuthal gefahren, daß ihm die Steine nachgerollt und der Wächter ſich geſegnet. Sie verlangt nun, daß Ulrich ihr zu Dienſt eine Fahrt über Meer thue, dann werde ſie ihm lohnen, daß all ſein Leid verſchwinde. Der Ritter, als er ihren Willen hört, iſt ſogleich bereit, denn ihm kann nichts Lieberes geſchehen, als wenn ſie Dienſte von ihm begehrt. Dem Boten zwar gefällt die Fahrt nicht: „Ihr mögt wohl todt liegen,“ ſagt er, „wenn ihr über See fahrt, und verliert ihr ſo um ein Weib den Leib, ſo habt ihr auch die Seele verloren.“ Da ſpricht Ulrich: „Freund, Gott iſt ſo gut und erbarmend, daß es ihm nicht leid iſt, wenn ein Mann einem Weibe herzlich dient; es iſt ſein Wille, daß man den Frauen mit Dienſt bereit ſein ſoll, und Gott wird mich beſchützen.“ Er dichtet von Neuem ein Büchlein. Darin entbietet er alle ſeine

Gedanken zu einem Rathe, wie er ihr für die Seligkeit danke, ſie geſehen zu haben. Nur leider war aus dem Ringe ſeines Glücks der Rubin aller Freude mitten herausgenommen; als er zu Lande kommen ſollte, wie der Kiel auf wilder See, da fernt' er dem Lande immer mehr. Dem Marterer gleich, den man da nennet Tantalus, hatt' er beides, Hölle und Himmelreich. Doch dankt er ihr, daß ſie ihn, als ihren Ritter, die hehre Gottesfahrt fahren heiße, womit er ihre Huld zugleich und Gottes Lohn erjagen möge. Freilich fragt ihn ſein thöricht Herz, warum ſie denn dieſe Fahrt verlange. Soll er eine Schuld für ſie büßen, die doch alles Fehls lauter und baar iſt? Nein, ſie will gewis, daß er büße, was er gegen ſie und gegen Gott an Dienſte ſich verſäumt. So laſſe ſie ihn denn ihren Pilgrim ſein und beſcheid' ihn, wann und wie er fahren ſolle. Von ihrer Hand müſſ' er das hehre Zeichen nehmen. Soll er um ihretwillen fahren, ſo ziemt ſich, daß er ihr Kreuz trage. Er nähm' es nicht ſo gerne von des Pabſtes Hand, als von ihr. Eher wollt' er ohne Kreuz fahren. Auch Stab und Taſche will er von ihren Händen empfahen, und von ihrem roſenrothen Munde den Segen mit Gruß und Kuß. Wird ihm das Beides, wie ſtark dann die Donnerſchläge ſeien, wie gewaltig Fluthen und Winde (vgl. M. I, 174 a, 3), wie tobend die Heiden, er bedarf keiner andern Wehr; in allem Ungemach will ers dazu bringen, daß ihm Freund und Feind ſingen helfe von der Schönen, der Klaren. Als die Frau dieſes Büchlein geleſen, ſammt dem wohlklingenden Liede, worin er auf ihren Fuß die Hände faltet, daß ſie ihn tröſte, wie Triſtanden Iſalde, da entbietet ſie dem Sänger, daß er ſich zu der Fahrt bereite, doch werde ſie ihn zuvor noch ſehen. Den Sommer fährt Ulrich wieder nach Ritterſpiel umher, auch ſingt er neue Minnelieder. Da denkt endlich die Reine: „Ich will ihm Hochgemüthe geben, denn er hat mir ſo viel gedient.“ Sie läßt ſeinen Boten rufen, der ihm dann all ihren Willen kund thut. „Mehr will ich nicht ſagen,“ bemerkt Ulrich, „und aus Zucht viel verſchweigen.“ Darnach erläßt ſie ihn der Fahrt, denn ſie ſieht ihn gern im Lande, davon all ſein Trauern ein Ende nimmt. Zwei Sommer und zwei Winter, darin Ulrich auch bei trüben Tagen froh iſt, vergehen wieder mit Ritterſpiel und Minneſang, der gleichwohl den Sänger noch immer nicht am Ziel ſeiner Wünſche zeigt. Unter den Liedern findet ſich eine Ausreiſe, mit der mancher Ritter turnieren

fuhr, ein muthiger Gesang von der Ehre des ritterlichen Schildes, unter dem man den Frauen dient. Im dritten Sommer thut ihm seine Frau ein Leid, dürft' er aus Zucht das melden, so würden ihm die Biedern beklagen helfen, daß ein so werthes Weib ihren Freund so beschweren konnte. Als nun der Herbst mit Reifen den grünen Wald verderbt, da singt Ulrich klagende Lieder. Sein Gesang besteht fortan aus Vorwürfen gegen Diejenige, die ihn, wie eine Mörderin, aller Freude beraubt, deren Laune wittert, wie Aprillenwetter[1], der er dreizehn Jahre ohne Wank und ohne Lohn gedient. Zürnend vernimmt sie die Lieder, doch beharrt sie bei ihrem Benehmen. Eine andre Frau, von der man viel Tugend rühmt, bittet ihn um aller guten Weibe willen, sein Zürnen gegen die zu lassen, die er sonst seine Frau genannt, denn es stehe ihm übel an. Um die Gute muß ers nun lassen, er schilt sie nicht mehr, dient ihr aber auch nicht mehr; denn der ist ein unweiser Mann, der auf die Länge dient, wo man seinen Dienst nicht belohnen kann. So wird er in seinem Herzen ein frauenfreier Mann, doch scheidet er von Weibes Lobe nicht. Fröhlich ertönt bald wieder sein Lied. Einmal sitzt er in Züchten bei der Werthen, der er in die Hand gelobt, seine vorige Frau nicht mehr zu schelten. Ein Gesprächslied giebt die Unterhaltung wieder, die das Wesen der Minne betraf. Ulrich erklärt ihr dieses zuletzt mit den Worten: „Sei du mein! so bin ich dein." Sie antwortet: „Herre, nein, das mag nicht sein; seid ihr euer! ich bin mein." Mehr und mehr findet es Ulrich unritterlich, keiner Frau zu dienen: „wer seine Jahre so verschwendet, daß er nicht mit Treuen gute Weib minnt, dem wird die rechte Würdigkeit versagt." Er denkt über alle Lande, was er von Frauen kennt, und die Wertheste nimmt er in sein Herz zu seiner Frauen. Alsbald reitet er hin, wo er sie findet, und thut ihr seinen Willen kund. Was sie

[1] Als Aprillenwetter fährt ihr Wille,
Daß nie Windesbraut so heftig ward,
Unterweilen süß in sanfter Stille,
Plötzlich wieder an die Irrefahrt,
Darnach scheinet Maienschein,
Allzuhand so es will es wieder Winter sein,
Also wittert mir die Fraue mein.
M. II, 31 b, 7. Frauendienst S. 200.

da ſprach, ſagt er nicht, aber hochgemuth iſt er von ihr zurückgekommen. Ihr zum Dienſte ſingt er wieder manch freudiges Minnelied. Was er ſonſt ihr gedient und was ſie ihm Gutes gethan, verſchweigt er. Die Lieder ſagen bald, wie ihm das Herz vor Freude ſpringend an die Bruſt ſtoße; wie ihm Freudenjugend blühe, wenn er in ihre Augen ſchaue; wie ihm oft, wenn ſie geprieſen wird, heimlich Freudenthau aus Herzensgrund in die Augen komme; wie er ſchon im Wünſchen ſelig ſei; wie ihr lichter Schein ſeine Minnewunden heile, u. A. m. Nach einer Lücke der einzigen Handſchrift, von wenigſtens ſechs oder acht Blättern, finden wir den Ritter mitten auf einer weitern Fahrt, die er zum Dienſte der neuen Frau ausgeſchrieben. Diesmal erſcheint er als König Artus, der vom Paradieſe zurückgekehrt, um die Tafelrunde herzuſtellen. Wer, ohne zu fehlen, drei Speere mit ihm verſticht, der ſoll das Recht haben, zur Tafelrunde zu ſitzen. Ulrich dichtet auf dieſem Zuge wieder ein ritterliches Lied vom Frauendienſt unter Helm und Schilde. Beim Krachen der Speere wird dieſes Lied viel geſungen. Friedrich von Öſterreich ſelbſt will ſich eine Stelle an der Tafelrunde erwerben, wird aber durch widrige Ereigniſſe von der Theilnahme am Ritterſpiel abgehalten. Unſrem Ritter räth ſein Sinn, wieder zu ſingen, als: gegen die Wetterſorger; von der Liebſten zwiefachem Lächeln, mit Mund und Augen; von einem ſüßen Worte, das ſie einſt geſprochen, als er in ihre ſpielenden Augen ſah. Aber dem heitern Sange folgen ernſte Geſchichten. Ulrich iſt mit in der Schlacht gegen die Ungarn an der Leitta, darin der ſtreitbare Friedrich von Öſterreich erſchlagen wird (1246). Nach des Fürſten Tode erhebt ſich große Noth, Raub und Verwüſtung, in Steier und Öſterreich. Die Reichen nehmen den Armen ihr Gut, womit ſie ihre Würdigkeit verlieren. „Ja, wenn ſich der reiche Mann ſo großer Untugend annimmt, daß er ein Räuber wird, ſo verliert er Gottes Huld und der Frauen Gunſt.“ Immer unfroh ſind die Räuber, Ulrich aber ſingt fortwährend frohe Lieder zum Dienſte der Reinen, die ihm Trauern aus dem Herzen nimmt, wie die Bien' ihre Süße aus den Blumen zieht. Trauern iſt Niemand gut, als dem Einen, der ſeine Sünden klagt. Doch auch über ihn kömmt die Unbill der Zeit. Von zween Rittern, die er zu ſeinen Freunden zählt, wird er im eignen Hauſe, zu Frauenburg, meuchlings überfallen und gefangen. Die Seinigen werden aus dem Hauſe

getrieben, die Hausfrau mit den Kindern muß weinend aus dem Thore gehn; einen Sohn behalten sie mit dem Vater zurück. Ein Jahr und drei Wochen liegt Ulrich gefangen, in eine Kette geschmiedet und oft mit dem Tode bedroht. Noch mit solchen Nöthen ringend, singt er ein minniglich Lied, darüber Mancher sich verwundert. Endlich durch die Zwischenkunft des Grafen Meinhard von Görz, den der Kaiser als Herrn in das Steierland gesendet (1248), wird Ulrich erledigt. Wie er seine Pfänder ausgelöst, will er verschweigen und nur von Frauen sagen. Starkes Gut hat er verloren, nun was darum? hat er doch seinen hohen Muth behalten. Er sieht, wie seine Frau ihn anlacht, davon vergißt er alle seine Noth. Die Reichen pflegen des Raubes, der Frauendienst liegt darnieder, die Jungen sind ungemuth; was aber alle thun mögen, wie übel die Welt steht, Ulrich ist froh und singt seiner Frauen Lieder. Er preist sich glücklich, daß er auf Erden ein Himmelreich gefunden, ihr tugendreiches Herz; in keins der beiden soll ein sündhafter Mann kommen. Wie der Hausen an der Donau Grunde von des Rohres Süße lebt, so lebt er von der Luft aus ihrem Munde. Dreißig Jahre, sagt er uns, hab' er im Dienste der Frauen ritterlich verbracht (M. II, 43 a, 8).

Ulrich endigt sein Buch mit Rathschlägen und Lehren für Männer und Frauen. Er warnt diese vor übereilter Liebe, vor jähem Gewähren; sie sollen sich jetzt mehr vor ungetreuen Männern hüten, als sonst; mancher Mann weiß die Weiber zu betrügen, und hält das für Kunst. Fünf Dinge erfreuen den Mann: zuerst die reinen Frauen; dann gute Leibnahrung; schöne Rosse; gut Gewand; schöner Helmschmuck. Nach vier Dingen steht der Muth aller Lebendigen, diese viere sind: Gottes Huld; Ehre; Gemach (Gemächlichkeit); Gut (Reichthum). Alle viere hat noch Keiner gehabt, Thorheit ist es, um alle zugleich zu werben, denn jedes thut dem andern Schaden; wer die viere alle haben will, der muß sie alle viere lassen. Derselben ist Ulrich einer, er verlebte seine Jahre so, daß er nie um eines von ihnen die andern drei verließ; er wähnte, sie alle viere zu haben, und derselbe Wahn äffet ihn noch. An dem einen Tage will er Gott dienen, am andern Ehre erwerben, dann wieder Gut, am vierten will er Gemach haben. Doch so ganz thöricht ist er nicht, er dient einem Weibe, in deren Dienst er noch ferner seine Seele wagen will, denn er hat den Glauben, daß Gott

ihm die Treue gedenken werde, die er der Guten trage. Noch möcht' er den Frauen erwünschen können, daß jeder so gedient werde, wie er der seinigen dient und immer dienen will. Er wünscht ihnen, daß sie lange mit Freuden leben und daß ihnen Gott dort sein Reich verleihe; dagegen sollen sie ihm mit lautrem Herzen wünschen, daß seine Frau ihm gnädig sei, sie sollen auch nicht vergessen, daß er ihnen stets mit Wort und Gesang nach besten Kräften gedient. Wollte Gott, alle Männer wären ihnen mit Treuen hold, wie er, so wäre Freude in der Welt. Er bittet sie, Gott für ihn zu bitten, daß er sich ihretwegen sein erbarme. Drei und dreißig Jahre ist Ulrich Ritter gewesen, als man dies Buch zuerst lesen gehört und er es vollgedichtet. Die Frauen können nun sehen, ob er von ihrer Würdigkeit gesungen und gesprochen; acht und fünfzig Töne hat er gesungen, die hie drinne stehn, und noch will er das Frauenlob nicht lassen; wer dann will, daß es auch hie stehe, der schreib' es hinzu, wenn Ulrich es gesungen! Nur darum hat er dies Buch gedichtet, weil seine Frau es ihm geboten und er ihr damit gedient; dürft' ers ihr verweigert haben, so hätt' ers nicht gethan, denn er weiß wohl, wie es sich nicht geziemt, daß er von sich selber so viel ritterliche That gedichtet. „Guten Weiben gehöre dies Buch!" so schließt der Sänger, „manches süße Wort hab' ich ihnen darinne gesprochen und Frauendienst sei es genannt!"

Die Begebenheiten, welche dieses merkwürdige Buch erzählt, wie seltsam sie großentheils erscheinen, sind doch keineswegs unglaublich. Ulrich selbst versichert im Eingang, daß seine Mähre nur Wahrheit und keine Lüge sprechen soll. Aber mehr, als diese Versicherung, die auch vor einer ganz erdichteten Geschichte stehen könnte, gilt uns die anschauliche Genauigkeit, mit der die geringsten Umstände wieder gegeben, die Zeiten und Örtlichkeiten bestimmt, die Theilnehmer und Zeugen der Handlung benannt und geschildert sind, sodann die Übereinstimmung dessen, was von der Zeitgeschichte vorkömmt, mit anderweiter Beurkundung und die ungezwungene Verbindung, worin das Abenteuerliche mit dem geschichtlich Bewährten steht. Was dieser Liebesgeschichte den Schein der Erdichtung giebt, ist der Einfluß, welchen damals die Poesie auf das Leben selbst übte, ein Einfluß jedoch, der nicht mehr naturkräftig wirkte, sondern schon in hohem Grade herkömmlich geworden war. Die Welt wird sich niemals gänzlich von Poesie durchdringen

laſſen; will dieſe zu weit in die Wirklichkeit eindringen, ſo wird ſie bald ſich in irdiſche Formen eingefangen finden, darin ſie mit der Freiheit ihre urſprüngliche Kraft und Lauterkeit verliert. Und ſo iſt uns nicht Ulrichs-Erzählung unwahr, aber das Leben ſelbſt, das er getreulich ſchildert, war nicht mehr völlige Wahrheit. Wir verſuchen, dieſes deutlicher auszuführen.

Ulrich von Lichtenſtein iſt unſtreitig einer der anmuthigſten Sänger der Minne. Seine kindliche Heiterkeit, ſein fröhlicher Rittermuth ſind überaus anſprechend. Keiner vielleicht weiß die Sprache mit ſolcher Leichtigkeit zu handhaben. Kunſtreichere Formen, deren er manche hat, werden ihm nicht zur Künſtelei, er übt ſie ſpielend. Niemals iſt er gezwungen oder geſchmacklos. Alles iſt ihm licht und klar; ſelbſt ſpitzige Minnefragen, Zuſtände und Ereigniſſe des innern Lebens, weiß er gewandt und gefällig darzulegen. Liebliche und treffende Bilder ſtreut er ungeſucht ein, ſein Gefühl iſt entzündlich und rege; wir erinnern an die eine Stelle, wie ſein Herz ihn weinend anſieht (M. II, 26 b, 8). Das jedoch verläugnet ſich nicht, daß zu der Zeit, da Ulrich geſungen, die friſcheſte Blüthe des Minneſanges ſchon vorüber war. Das erſte Lied, das er in ſeinem Buche giebt, iſt um 1222 gedichtet. Damals lebten und ſangen wohl noch ältere Meiſter, Reinmar, Walther u. A., von denen Ulrich gelernt. Aber ſchon entwickelt ſich eine geſteigerte Weiſe, ſchon wird an den Meiſtern ſelbſt gemeiſtert. So wird die alte Klage über die Merker und das Hüten bei Ulrich zu einem Lobe umgewendet; er ſchilt es thöricht, den Merkern gehaß zu ſein, beſſer ſei Merken, denn Überſehen, wo es den Werth guter Frauen zu merken gelte; er lobt das rechte Hüten, wenn Frauen ihre Ehre vor übler Sitte zu behüten wiſſen, und an der Seinigen vermiſt er das Eine, daß ſie ſeinen langen Kummer und getreuen Dienſt nicht merken wolle (M. II, 30 a, 5 bis 30 b, 2. Frauendienſt S. 192 f.); er wünſcht, daß ſie ihn vor Sorgen und Unmuth hüten möge, Hüten iſt den Sehnenden leid, doch ſo wonnigliches Hüten wär' ihm eine Seligkeit (M. II, 30 b, 5. 6. Frauendienſt S. 194). In den Tageliedern iſt ihm der Wächter nicht mehr gut genug, eine edle Jungfrau muß wecken; hören wir ihn ſelbſt darüber: „Meine Meiſter haben geſungen, daß ihnen die Wächter mit dem Wecken weh gethan haben, was ich doch nicht glauben kann, denn ein hochgeborn witzig Weib wird wohl keinen

Bauern um ihr Geheimnis wiſſen laſſen; man hat keine edlen Wächter; Bauern kann man nichts vertrauen, denn ſie verſchweigen nicht; edle Art kann ſchweigen, drum ſoll ſie Geheimniſſe wiſſen; das muß eine arme Fraue ſein, die den Morgen fürchtet und nicht eine Magd gewinnen kann, die es hindert, daß ihr Freund geſehen werde; auch iſt es wohl geſchehen, daß ein edles Weib bei ihrem Freunde betagt iſt und er iſt doch verborgen worden" (Frauendienſt S. 250. Vgl. M. II, 36 b, 6). Die Kreuzfahrt, die überhaupt nicht zur Ausführung kommt, nimmt Ulrich etwas leichtfertig, ein Kuß von roſenrothem Munde ſoll ihn dazu einſegnen. Ulrichs Lieder haben ihre eigenthümlichen Vorzüge, aber der Ernſt, das tiefe Gemüth, die einfachen Herzensworte der älteren Sänger ſind nicht mehr an der Zeit.

Je länger der Minneſang getrieben wurde, je allgemeiner er ſich verbreitete, um ſo mehr muſte er ſich innerlich abſchwächen; was nur im einſamen Gemüth entſpringen konnte, war Sache des geſelligen Verkehrs, der witzigen Unterhaltung geworden. Schon Reinmar ſagt, man zeihe ihn, er minne nicht ſo ſehr, als er ſich anlaſſe (M. I, 67 a, 2. Vgl. II, 188 a, 4. I, 8 a, 4. 53 a, 6). „Mancher ſuchet durch das Jahr, des er doch nicht finden wollte," ſingt Rudolf von Rotenburg (Muſeum I, 403, 2. Vgl. M. II, 118 a). Ulrichs Dichtergabe läßt uns in den Liedern ſelbſt den Einfluß des Conventionellen wenig fühlen, aber in der Erzählung ſeiner Liebesgeſchichte läßt uns eine künſtliche Spannung nicht zu rechter Theilnahme gelangen. Wohl iſt es ſchwierig, ſich ganz in die Sinnesart ſo ferner Zeit zu verſetzen, aber die einfache Klage älterer Meiſter vermögen wir ja innig mitzufühlen, während wir gerade von den heftigſten Ausbrüchen des Schmerzes in Ulrichs Frauendienſte keineswegs ergriffen ſind. Es iſt uns unmöglich, mit Heinrich von Waſſerberg, ſeinem Schwager, auf beiden Knieen dem Himmel zu danken, daß wir den vollkommenſten Liebenden geſehen. Das Gefühl des Conventionellen drängt ſich uns beſonders auch bei Ulrichs doppelſeitigem Verhältnis auf, zu einer freundlichen Hausfrau, die ihm, nach ſeiner Verſicherung (S. 148. Vgl. S. 111), nicht lieber ſein konnte, und zu einer Frau des Herzens, der er ſeinen Geſang und ſeine Ritterdienſte widmet. Bei der erſtern verlebt er behagliche Tage, nachdem er kaum über die Ungunſt der letztern, die als die Gemahlin eines hohen Herrn bezeichnet iſt, in Verzweiflung war.

Frauendienſt und Minneſang hatten im ſüdlichen Frankreich, und von da im nördlichen, frühe ſchon geſellſchaftlichen Zuſchnitt erhalten. Über die Streitfragen der Sänger und die Zwiſtigkeiten der Liebenden ſprachen Minnehöfe, von deren Regel und Ausſprüchen Manches auf uns gekommen iſt [1]. In der Regel der Minne iſt das erſte Gebot, daß die Ehe keine rechtmäßige Entſchuldigung gegen Minne ſei (Raynouard B. II, S. CV, Anmerkung 1 [2]). Bei dem Minnehof der Gräfin von Champagne wird im Jahr 1174 die Frage, ob wahre Minne unter Eheleuten ſtattfinde, verneinend entſchieden (ebend. S. CVII). Eine andre Frage, ob unter Liebenden oder unter Eheleuten größere Zuneigung ſei, wird durch Ermengarde von Narbonne dahin abgeurtheilt, daß zwiſchen ſo verſchiedenartigen Dingen gar keine Vergleichung geſchehen könne (ebend. S. CVIII). Dieſelbe Dame ſpricht, in einem ihr vorgelegten Falle, daß die Verehlichung nicht berechtige, den früheren Liebhaber zurückzuweiſen, wenn nicht anders die nun Verehlichte gänzlich der Minne entſagen wolle (ebend. S. CIX). Die Nachrichten über ſo viele provenzaliſche Sänger ſagen uns auch, wie dieſe, ſelbſt verehlicht, den Ehefrauen Andrer huldigten. Leben und Lieder der Trubadure zeugen überhaupt von großer Sittenverderbnis. Es ſcheint, die Regeln und Gerichte der Minne ſollten die Unſitte zügeln, indem ſie ſolche anerkannten, aber in beſchränkende Formen brachten. Andre Vorſchriften und Entſcheidungen ſind allerdings von edlerer Art; ſie gebieten würdiges Betragen der Liebenden, unverbrüchliche Treue, zweijährige Wittwentrauer um das verſtorbene Geliebte; ſie misrathen leichtes Gewähren, das die Liebe verächtlich mache; Annahme von Geſchenken, die nicht zum Gedächtnis oder zum bloßen Schmucke dienen, wird für entehrend erklärt (Raynouard B. V, S. CV. CVI. Aretin S. 108 f. Vgl. Méon B. II, S. 191 fg). Aber auch jene Bewerbungen der Sänger mögen nicht durchaus ſo bedenklich geweſen ſein, als ſie auf den erſten Anblick erſcheinen. Wie das Lob freigebiger Herren, ſo ward der Preis hoher Frauen geſungen. Man verherrlichte dieſe am beſten, wenn man

[1] [Vgl. F. Diez, Beiträge zur Kenntnis der romantiſchen Poeſie. Erſtes Heft, Berlin 1825. 8. H.]

[2] Merkwürdig mildert der deutſche D. Hartlieb in ſeiner Überſetzung dieſen Satz dahin: „Niemand mag ſich davon ausnehmen und von der Liebe rechtlich ſcheiden.“ Aretin S. 76.

ſich von ihren Reizen und ihrer Trefflichkeit bezaubert zeigte. Wer den Minneſang ergriff, muſte ſich einen wirklichen oder eingebildeten Gegenſtand ſeiner Huldigung erkieſen; am liebſten wählte man Frauen von hoher Geburt, von berühmter Schönheit und Geiſtesbildung, die dem Liede Glanz und Bedeutung gaben. Die Frauen ihrerſeits gefielen ſich in dem Lobe geachteter Sänger; eine Frau, die durch Geburt und Eigenſchaften in der Geſellſchaft hochgeſtellt war, durfte des begeiſterten Sängers nicht ermangeln; beſingen und beſungen zu werden, gehörte überall zum guten Tone. Richard Löwenherz, damals Graf von Poitou, glaubte, daß es ſeiner ſchönen Schweſter, nachherigen Gemahlin Heinrichs des Löwen und Mutter Kaiſer Ottos IV, zu beſondrer Ehre gereichen müſte, wenn ſie von dem ritterlichen Trubadur, Bertran de Born, gefeiert würde. Er empfahl ihr, ſich demſelben freundlich und ehrend zu erweiſen, und ſie unterließ dieſes nicht, weil ſie wuſte, wie ſehr der geprieſene Sänger ihren Ruhm erhöhen konnte. Ihr Betragen entzündete den Trubadur und er pries ſie, als die Herrlichſte, die Erd' und Meer umſchließen [1]. Der Dauphin von Auvergne begünſtigte auf ähnliche Weiſe bei ſeiner verheiratheten Schweſter den trefflichen Sänger Peyrol und freute ſich ſehr der Lieder, die dieſer auf ſie dichtete. Bald aber ſchien ihm das Verhältnis ernſthaft zu werden und er entfernte den Trubadur (Raynouard B. V, S. 281). Von Gaucelm Faidit, einem wohlgenährten Sänger mit einer eben ſo behaglichen Ehehälfte, ſind uns verſchiedene Geſchichten aufbehalten, wie ſich vornehme Frauen zwar ſein Lob gefallen ließen, aber doch nur ihren Scherz mit ihm trieben [2]. Der Sänger, der um den Minneſold betrogen wird, iſt überhaupt in jenen Lebensabriſſen eine ſtehende

[1] Raynouard B. V, S. 81: „En Richartz qu'era adonc coms de Peitieus, si s'aissis l'onor sa serror, e si 'l comandet qu'ella ill disses e il fezes plazer e gran honor; et ella per la gran voluntat qu'ella avia de pretz e d'onor aver, e per qu'ella sabia qu' En Bertrans era tan fort prezatz hom e valens, e qu'el la podia fort enansar, si'l fetz tan d'onor qu'el s'en tenc fort per pagatz, et enamoret se fort de leis, si qu'el la comenset lauzar e grazir." Vgl. B. III, S. 137, II.

[2] Raynouard B. V, S. 158 ff.: „Et ela lo sufria, per lo pretz que li donava." „Et ela, per so qu'el la mezes en pretz et en valor, si receup sos precs" u. ſ. w.

Rolle [1]. Auf der andern Seite wird erzählt, daß Hugo von St. Cyr, ohne verliebt zu ſein, ſich doch in ſeinen Liedern ſehr gut verliebt zu ſtellen gewuſt habe (Raynouard B. V, S. 223). Solche Beiſpiele zeigen, wie Manches bei jenem Minnedienſt der Trubadure als Ton der Geſellſchaft, als herkömmliches, wenn auch gefährliches Spiel zu betrachten ſei.

In Deutſchland finden wir zwar keine ſo künſtliche, auf die Spitze getriebene Ausbildung und Verbildung der geſelligen Formen. Von Minnehöfen iſt keine Spur vorhanden; denn für eine ſolche kann es nicht gelten, wenn in Rittergedichten, die nach wälſchen Dichtungen gearbeitet ſind, richterlicher Urtheilſprüche in Minneſachen erwähnt wird [2], oder wenn in den Liedern eine Minnefrage zur Entſcheidung von Männern oder ſinnereichen Frauen vorgelegt wird (M. I, 168 a, 6. 174 b, 3. Vgl. Benecke 151, 2). Häufig iſt bloß bildlich oder im Scherz von Klage und Gericht die Rede (M. I, 14 b, 2. 3. 43 a: Wil des u. ſ. w. 60 a, 6. 69 b, 2. 3. 114 a, 1. 115 b, 3. 136 b, 5. 164 b, 3 bis 5. 173 b, 1. II, 30 b, 8 ff. 52 a, 3); beſonders anmuthig in einem Liede Hugs von Werbenwag, der gegen die Schöne, die ſeinen Dienſt angenommen, aber nicht belohnt, vor König, Kaiſer und Pabſt klagen will, dabei fürchtet er nur, wenn ſie läugne, mit ihr fechten zu müſſen, allzu ungern ſchlüg' er ihre Wänglein und ihren rothen Mund, und doch wär' es Schande, ſchlüg' ein Weib ihn wehrlos todt; die Schöne beſchwichtigt ihn, ſie meint, Minne ſei ihm beſſer, denn Recht (M. II, 49 a, 7 ff.). Auch Winli will mit der hartherzigen Geliebten vor dem Reiche kämpfen (M. II, 21 b, 4. Vgl. II, 22 b, 5). Gerade daß bei ſolchen Anläſſen nichts von Gerichten der Minne vorkömmt, vorzüglich aber daß in Ulrichs Frauendienſt nicht die leiſeſte Andeutung davon zu finden iſt, zeugt für das Nichtbeſtehen ſolcher Gerichtshöfe in Deutſchland. Dagegen

[1] Sieh S. 258: Guis d'Uiſels. S. 334 ff.: Peire Vidals. S. 383: Raimons de Miraval. S. 433: Richartz de Berbeſieu: „Et ella ab douz semblanz amoros retenc sos precs, e los receup e los auzi, com domna que avia voluntat d'un trobador que trobes d'ella. Mout longamen cantet d'ella, mas anc non fo crezut qu'ella li fezes amor de la persona.“ S. 439 ff.: Savari de Mauleon.

[2] Parcival V. 2840 bis 2849. 2889. 2905. Im Wilhelm von Orleans ſoll Ähnliches vorkommen. Miscellaneen II, 292.

iſt in dieſem Buche die Werbung des verheiratheten Ritters um eine verehlichte Schöne auf eine Weiſe dargeſtellt, die uns ſchließen läßt, daß ein ſolches Verhältnis auch in deutſchen Landen nicht für ungewohnt und auffallend gegolten. Unter jenen Frauen, die ein Land zieren und erfreuen, mag daher auch in manchem deutſchen Liede das Ehgemahl irgend eines hohen Herren gemeint ſein. Urſprünglich lag dieſes wohl nicht im Weſen des deutſchen Minneſangs und Minnedienſtes. Unſer älteſter Minneſänger, Kürenberg, ſagt ausdrücklich, daß ſeine Geliebte noch jungfräulich gehe (M. I, 39 a, 1). Noch Andre benennen ihre Schönen Magd und Jungfrau (M. I, 5 a, 7. 125 a, 3. 153 b, 6. II, 53 a, 6. Vgl. I, 84 b, 3. 125 a, 2. 200 b, 2. Benecke 230, 2), und die Worte Frau und Weib bezeichnen bekanntlich, wo ſie nicht im Gegenſatze gebraucht werden, keineswegs den verehlichten Stand ausſchließlich [1]. In unſern Frühlingsreigen ſchwingen ſich überall jugendliche Mädchengeſtalten. Die deutſchen Heldenlieder, dieſe echteſten Denkmale einheimiſcher Sitte, zeigen uns durchaus die Heilighaltung ehelicher Zucht und Treue. Auch die lehrhaften Lieder ſprechen hierüber ſtrenge Anſichten aus. „Welch' Mann ein gut Weib hat," ſagt Spervogel, „und zu einer Andern geht, der bezeichnet das Schwein; wie möcht' es immer ärger ſein! es läßt den lautern Brunnen und legt ſich in den trüben Pfuhl, die Sitte hat viel mancher Mann gewonnen" (M. II, 229 b, 6). Auch in den Lehren unter dem Namen König Tirols von Schotten empfiehlt der Vater dem Sohne ob allen Tugenden, ſein ehlich Weib lieb zu haben, wie den eignen Leib; die rechte Ehe thät uns Gott kund. Beſonders wird der Sohn gewarnt, gegen die Frauen und die ſchönen Töchter ſeiner Mannen kein ehrenwidrig Gelüſte unter der Bruſt aufkommen zu laſſen. Zwei Geſchlechte würden ihm ſonſt Haß tragen und die eigene Ehefrau, ob ſie auch aus Furcht ſchweigen müſt', dächte doch: Du falſcher Leib! Sie würde thun,

[1] S. beſonders die angezogenen Stellen:
M. I, 39 a, 1: Aller wibe wunne diu get noch megetin.
I, 125 a, 3: Nemet, frouwe, diſen kranz!
Alſo ſprach ich zeiner wol getaner maget.
II, 53 a, 6: Frouwe, getörſte ich nu genenden u. ſ. w.
Juncfrouwe, ir tötent minen lip;
Davür ſo biute ich min unſchulde, ſprach daz minnekliche wip."

wie ein Kind, das ſeine Augen verdeckt und dann wähnt, von Niemand geſehen zu werden. „Davor," ſo ſchließt der Vater, „ſollt du dich bewahren, ſo führſt du Helden willig mit dir gegen der Feinde Schaaren," (M. II, 250 a, 4 bis 6). In den Lehren Winsbekes an ſeinen Sohn, welche wir den Dienſt der Minne empfehlen hörten, wird gleichfalls eheliche Liebe und Eintracht hoch geprieſen (M. II, 251 b, 5). Beſonders merkwürdig iſt ein Wort Reinmars von Zweter; verſchiedene Arten von Thorheiten aufzählend, ſagt er: „Die Minne hat ihre Thoren auch; er iſt wohl der Minne Thor, wer wohl geweibet iſt und auf eine Andre wendet ſeinen Muth; wer auch Turnieren minnet alſo ſehr, daß er dabei vergiſſet der Hausehre, der hat die Maße nicht behalten" (M. II, 124 b, 1. Vgl. II, 209 b, 4). War im Sinne dieſes Tadlers nicht Ulrich von Lichtenſtein der leibhafte Thor der Minne?

Sehr glaublich hat die nähere Bekanntſchaft mit der Dichtkunſt und der Lebensweiſe des Südens auch auf die deutſche Sitte eingewirkt und beſonders konnte dieſes in den Gegenden geſchehen, wo Ulrich gelebt und geſungen hat. Die provenzaliſche Dichtkunſt hatte ſich auch in der Lombardei eingebürgert. Bekannte Trubadure waren von dort gebürtig und haben ſich dort umgetrieben (Raynouard B. V, S. 147. 211. 339. 416. 444). Ein ſolcher Sänger, Ferrari von Ferrara, kam häufig nach Treviſo (Raynouard B. V, S. 148), wo auch Ulrich auf ſeiner Ritterfahrt eintrifft. Wälſche Ritter reiten in Ulrichs Gefolge (Frauendienſt S. 98). Zu Botzen wird ihm einſt eine Singweiſe zugeſchickt, die im deutſchen Lande noch unbekannt iſt, damit er ſie deutſch ſinge. Von den verführeriſchen Geſchichten Triſtans, Lancelots u. ſ. w., die von andrer Seite eingedrungen, ſind die Köpfe der ganzen Ritterſchaft erfüllt. Wenn wir aber von den Liebſchaften der Trubadure bemerkt, daß Manches doch nur als Spiel und Schein zu betrachten ſei, ſo findet dieſes auch auf Ulrichs Liebesverhältnis Anwendung. Mögen wir bei dem Dichter ſelbſt den vollen Ernſt vorausſetzen, das Benehmen ſeiner erſten Gebieterin iſt doch überaus zweifelhaft. Über die Perſon derſelben iſt noch keine glückliche Muthmaßung vorhanden [1]; nur ſo viel iſt klar, daß es die Gemahlin eines hohen Herrn geweſen, die den

[1] Hormayrs Vermuthung, daß es Agnes von Meran, Friedrichs des Streitbaren dritte Gemahlin, geweſen ſei, hat M. von Collin (Wiener Jahrbücher Bd XVI, S. 170 f.) widerlegt.

Dienſt des ausgezeichneten Ritters und Sängers nicht verſchmähte, aber ihn vorſichtig in Schranken hielt. Sie weiſt ihn ab und ermuntert ihn, ſie beobachtet ihn immer, und auch jene Geſchenke von unbenannter Hand rühren von ihr her; aber wenn er dem Ziel am nächſten ſcheint, weiß ſie ſtets wieder auszuweichen. In jener nächtlichen Zuſammenkunft, wobei die Herrin im kerzenhellen Prunkgemach, in fürſtlicher Kleidung und in der Umgebung ihrer Frauen, ſo feierlich den Ritter empfängt, ſehen wir nicht eine wahre Liebesgeſchichte, ſondern nur das durchgeſpielte Schauſpiel einer ſolchen. Deutet Ulrich auch an, daß ſie ihm nachher gnädiger geweſen, ſo wiſſen wir ja, wie er ſchon über die geringſte Gunſtbezeugung entzückt iſt. Nach wie vor aber klagt er, daß ſie ſeinen Dienſt nicht erkenne; und auch die zweite Geliebte, die er doch im Ganzen als huldreicher ſchildert, läßt ihm ſtets zu wünſchen übrig. Das große Leid, das ihm die erſtere gethan, beſtand vermuthlich darin, daß ſie des weit getriebenen Spieles ſatt war. Ziemlich leicht geht auch Ulrich von der einen Liebe zur andern über, und bei aller Klage iſt er doch immer frohgemuth [1].

[1] Über Ulrich von Lichtenſtein ſ. ſonſt noch Taſchenbuch für die vaterländiſche Geſchichte von Hormayr und Mednyansky, 3ter Jahrgang 1822. Büſchings Wöchentliche Nachrichten u. ſ. w., 1816, Bd I, S. 47. 49. Bd II, S. 231 (nicht bedeutend, hauptſächlich nur die Graubündener Linie der Lichtenſteine betreffend). Görres, Anzeige des Frauendienſtes in den Heidelberger Jahrbüchern 1813, S. 582 ff. [J. Falke, Geſchichte des fürſtlichen Hauſes Liechtenſtein. I. Wien 1868. 8. S. 57 bis 124. H.]

## X.

# Der Gegenſang.

Das Hohe und Heilige ſelbſt iſt zu keiner Zeit unverhöhnt geblieben; um ſo gewiſſer und unſchuldiger übt ſich der ſchalkhafte Witz an allem Förmlichen, Gezierten und Übertriebenen, mag es auch noch ſo ernſthaft und vom Herkommen begünſtigt auftreten. Daß der Minneſang dem Spotte nicht entgehen konnte, wird unſre Zeit viel leichter begreifen, als daß er ſo lange mit ſolchem Ernſte getrieben wurde. Die zarten Empfindungen, die ſich in demſelben ausſprechen, ſind überhaupt nicht Jedermanns Sache; die Schwärmerei der Liebe durfte die Grenzen der Natur nicht ungeſtraft überſchreiten; je mehr endlich Wahrheit und Gehalt einem herkömmlichen Formenſpiele wichen, um ſo geſchäftiger war der Spott, die hohlen Formen mit derberem Stoffe auszufüllen; und ſo bildete ſich ein entſchiedener Gegenſang, der in komiſch entſtellendem Spiegel die ſchmachtende Miene des Minneliedes wiedergiebt.

Die Überzartheit des Minneſangs verſpottet Gedrut in einem Liede gegen den Minneſänger Wachsmut von Künzingen: „Herr Wachsmut,“ ſagt er, „minnet ſeine Frau über tauſend Meilen, dennoch iſt ſie ihm gar zu nahe; ſo ſanft thät' es ihm, ſollt' er ſie auf einem hohen Thurme ſchauen und dann von ihrer Hand ein Fingerlein (Ringlein) empfahen, das küßt' er tauſendmal; läg' er bei der Wohlgethanen mit ihrem rothen Munde, nimmer berührt' er ſie, er ließ' es vor Freude. Wär' aber ich ſo ſelig, daß ich die Liebe hätt' alleine, wer weiß, was ich ihr thäte? wohl küßt' ich nicht das Fingerlein, ich küßte ſie an den rothen Mund“ u. ſ. w. (Pfälzer Handſchrift 357, Blatt 24 b. [Die alte Heidelberger Liederhandſchrift, herausg. von Pfeiffer. Stuttgart 1844. S. 137. K.]). Schon bei früherem Anlaß haben wir Äußerungen angeführt, welche das Mistrauen gegen die Lauterkeit des Minneſanges kund geben. Ein weiteres Lied von Gedrut (M. II, 119 a, 2, unter Geltar)

ſpricht den Unglauben ſehr deutlich aus und beſtätigt, was wir über die Unſchädlichkeit dieſes Liederdienſtes bemerkt: „Hätt' ich einen Knecht, der Lieder ſänge von ſeiner Frauen, er müſte ſie beſcheidenlich (beſtimmt) mir nennen, daß Niemand wähnte, es wäre mein Weib. Alram, Ruprecht, Friederich, wer ſollt' euch das zutrauen, daß ihr ſo die Herren äffet! Wäre Gericht, es gieng' euch an den Leib. Ihr ſeid zu feiſt bei Klag' und Noth; wäre Jemand Ernſt, der ſich ſo um Minne härmet, in Jahresfriſt läg' er todt" (Pfälzer Handſchrift 357, Blatt 24 b).

Ein ausgezeichneter Gegenſänger iſt Steinmar, der neben der Verhöhnung zeigt, daß er ſelbſt liebliche Minnelieder zu ſingen verſtanden. Er tritt dem Minneſange mit einem Trink- und Tiſchlied entgegen, ſtatt des minniglichen Frühlings preiſt er den tüchtigen Herbſt: „Nun Sie mir nicht lohnen will, der ich viel geſungen, ſo will ich den preiſen, der mir für Sorgen hilft, den Herbſt, der des Maien Kleid fället von den Reiſern. Ein armes Minnerlein iſt recht ein Märterer. Seht! zu denen war ich gejocht, die will ich laſſen und will in luſtig Leben treten. Herbſt, nimm dich meiner an! denn ich will dein Helfer ſein, gegen den glanzen Maien; um dich meid' ich ſehnende Not, ſeit dir Gebewin (bezeichnender Name eines älteren Herbſtſängers) iſt todt, nimm mich dummen Laien für ihn, zu einem ſteten Ingeſinde! „„Steinmar, ſieh! das will ich thun, befind' ich, daß du mich wohl zu ſchätzen weiſt."" Herbſt, nun hör' an mein Leben! Wirth, du ſollt uns Fiſche geben, mehr denn zehnerlei, Gänſe, Hüner, Vögel, Schweine, Dermel [1] (?), Pfauen, Wein von welſchem Lande. Ein traurig Herze tröſtet Wein. Wirth, was du uns giebſt, das würze wohl, daß in uns eine Hitze werde, daß gegen dem Trunke geh' ein Dunſt, wie Rauch von einer Brunſt! Schaffe, daß der Mund wie ein Apothek' uns ſchmecke! Erſtumm' ich von des Weines Kraft, ſo geuß in mich! Wirth, durch mich geht eine Straße, darauf ſchaff' uns allen Bedarf, Speiſe mancherhand, Wein, der ein Rad wohl triebe! Meinen Schlund preiſ' ich, mich würget nicht eine große Gans, ſo ich ſie ſchlinge. Herbſt, trauter Geſelle, nimm mich zu Ingeſinde!" (M. II, 105 a, 3 bis 105 b, 3.) Auch der von Buwenburg iſt ein großer Verehrer des Herbſtes: „Wünſchet, daß uns nach ſo lichtem Maien reiche Herbſteswonne komme! Kann

[1] [Dermel, Gedärme, Darmwurſt. H.]

doch in die Länge Niemand froh sein ohne Speise, Pfaffen noch Laien!“ (M. II, 179 a, 3.) Diesem Sänger ist der nahrhafte Herbst ein Ersatz für Blumen und Vogelsang, eine „Grundfeste“ menschlicher Freude; gegen die winterliche Luft sollen wir den Athem mit „einer starken Landwehr“ an Wein und Speise berathen: „davon wird auch Trauren geletzet“ (M. II, 179 a, 6. 180 a, 4. 180 b, 4. Vgl. Müller II, Alt Meistergesangbuch S. 31, CCCCXCIII. M. II, 36 a, 5 ff.).

Auf andre Weise wird der Minnesang verspottet, wenn in Gedichten, welche ganz die Anlage eigentlicher Minnelieder haben, sonderbare und unedle Vergleichungen gebraucht oder Wendungen, die den Minnesängern gangbar sind, durch Übertreibung lächerlich gemacht werden. Hierin steht wieder Steinmar voran. In zärtlich klagenden Frühlingsliedern, in der Strophe selbst oder im Refrain, stößt man bei ihm auf Bilder, wie folgende: „Wär' ihr Herze ein Amboß, so ist meine Klage doch so groß, daß ich wohl Gnade sollte finden“ (M. II, 107 b, 7. Vgl. Buwenburg, M. II, 179 b, 4: „Grifent her! min herze wil sich nach ir zerstozen“ u. s. w.). „Vor Minneschrecken tauch' ich mich, wie eine Ente tauchet sich, die schnelle Falken jagen in einem Bache“ (M. II, 108 a, 1. 2). „Wie ein Schwein in einem Sacke, fährt mein Herze hin und her“ (M. II, 106 b, 2). In mildernder Nachahmung dieser Weise singt Rost, Kirchherr zu Sarnen: „Das Herze mein hüpfet in dem Leibe, gleich als hab' es funden ein Nest voller Vögelein“ (M. II, 91 a, 5) [1]. Derber und ungelenker sind die Scherze Friederichs des Knechts und des schon erwähnten von Buwenburg. Ersterer sagt: „Manchen Eid hab' ich verloren, sie glaubt mir nichts, denn Eines: wenn ich hienge, daß ich auf der Erde lieber ledig gienge. Nach Ihr ist mir so recht weh, daß ich schlafe nimmer nicht, so ich wache; dazu werd' ich selten froh, als wenn ich von Herzen lache, meine Tage schwinden so mit Klage“ (M. II, 116 b, 4. 5. Pfälzer Handschrift 357, Blatt 38 a unter Liutolt von Seven) [2]. Ein schönes Lied Reinmars des alten erzählt uns, wie

[1] Auch die Stelle: „Mirst aller frôiden schin Fremder hiure, danne vert“ (M. II, 91 b, 5) ist Widerhall von Steinmars Refrain: „Mirst min lougen der vil süezen Hiure unnaher, danne vern“ (M. II, 106 a, 3 ff. Vgl. I, 166 a, 3. 158 a, 3). Vgl. auch: „daz ich ir lob muoz stete schrien“ (Rost, M. II, 92 a, 1).

[2] Einem Minneliede hängt Friederich der Knecht den Refrain an: „Hei! grauer Otte!“ u. s. w. (M. II, 116 a, 5.)

er die Geliebte zum erſten Male ſah: „Ein minnigliches Wunder da geſchah, ſie gieng mir alſo ſanft durch meine Augen, daß ſie ſich in der Enge nirgend ſtieß; in meinem Herzen ſie ſich niederließ, da trag' ich wohl die Werthe heimlich inne“ (M. I, 80 b, 3 f.). Dieſen Gedanken führt Buwenburg auf ſeine Weiſe aus: als er die Liebe mit den Augen zum Herzen hineingeworfen, da wäre ſeine Kehl' an ihr erworgt, ſeine Augen hätten ſich verrenkt, ſein Herz wäre zerplatzt, hätte nicht die Minne ihren dummen Diener gerettet (M. II, 180 b, 5).

Zu ſcherzhaften Steigerungen geben die manigfachen Dienſte Anlaß, welche die Laune der Schönen von getreuen Verehrern erheiſcht, wovon wir im Frauendienſt Beiſpiele gefunden[1]. An der Grenze des Ernſtes ſteht das früher ausgehobene treffliche Lied Steinmars, wie er mit der Saat grünen, mit den Blumen blühen, mit den Vöglein ſingen, mit dem Walde lauben, mit dem Maienthaue thauen will. „Das iſt mir Alles nicht zu viel, wenn ſie mich tröſten will“ (M. II, 109 a, 1 bis 3). Der Taler klagt nicht Blumen noch Klee, die kommen zu Maien wieder wie eh', er klagt, daß eine Frau ihm aufgelegt, ein Jahr lang ein Drathemd (curſit?)[2] auf bloßer Haut zu tragen, auch ohne Eſſen zu ſein und Wein und Waſſer zu meiden; er hab' ihr Gebot geleiſtet, noch ſei er aber ihr Spott (M. II, 100 b, 3. 4). Der Tanhuſer hat guten Troſt von ſeiner Lieben; ſie begehrt nichts weiter, als daß er ihr den Apfel des Paris, den heiligen Gral, die Arche Noä bringe, dazu den lichten Polarſtern, den Mond und die Sonne, nebſt andern Herrlichkeiten; die Rhone ſoll er gen Nürnberg ſchicken und die Donau über den Rhein, den Rhein ſoll er wenden, daß er nicht an Koblenz vorbeifließe, fliegen ſoll er wie ein Staar, hoch ſchweben wie ein Adler, tauſend Speere auf einmal brechen, wie Gamuret, dem Monde ſeinen Schein, der Elbe ihren Fluß, der Donau ihr Rauſchen benehmen u. dgl. m.; wenn der Mäuſeberg wie Schnee zergeht, wird ihm die Reine lohnen[3]; was ſie ihm thut, das ſoll ihn Alles dünken gut (Verſpottung dieſes dem Minneſang geläufigen Ausdrucks); ſie ſtimmen trefflich überein: ſpricht er ja, ſo ſpricht ſie nein (M. II, 65 b, 4 bis

[1] Vgl. Gotfrid von Straßburg, M. II, 183 a, 4: Ze Babilone Nach ir lone Wolt ich gerne varn.

[2] M. II, 72 b, 6: curſit und platten.

[3] [Vgl. Schriften IV, S. 213 bis 216. H.]

66 b, 3). Auch Boppo muß die Gunſt ſeiner Frauen ſauer verdienen: drei Phönixe auf einmal muß er ihr bringen; mit Schnecken ſoll er Einhorne und Drachen fahen, mit Greifen ſoll er beizen; Elias und Enoch, die noch beide leben ſollen, will ſie jeden beſonders ſehen; ſie will ſehen und hören, wie der Strauß ſeine Jungen mit den Augen brütet, wie die Löwin mit drei Schreien ihre Kinder lebendig macht [1], wie die Sirenen ſingen u. ſ. f. Geſchieht das Alles, ſo wird ihm leicht von ihr ein Morgengruß (M. II, 236 b, 3 bis 237 a, 2).

Bedeutender, als dieſe einzelnen Spottgedichte, iſt das größere Gegenbild des ritterlichen Minneſangs, das ſich in einer Reihe ſcherzhaft-ländlicher Dichtungen aufgeſtellt hat.

Zu verſchiedenen Zeiten iſt der Poeſie in ihrem künſtlichen Zuſtande die Sehnſucht erwacht, ſich an der Natur zu erfriſchen. Aus der Hofburg ſind oft die Sänger hinausgewandelt, haben das ländliche Leben belauſcht und in idylliſchen Gedichten aufgefaßt. Was aber die Idylle zu geben pflegt, iſt nicht die Natur aus erſter Hand, ſondern es iſt die Darſtellung des Ländlichen im bewuſten Gegenſatze zu der künſtlichen Bildung der Zeit. Die lauteren Naturklänge vernehmen wir faſt nur noch in den Liedern und Reigen abgeſchiedener Gebirgs- und Hirtenvölker [2].

Auch den Sprachen des Mittelalters hat die Idylle nicht gefehlt. Die Provenzalen und Franzoſen hatten ihre Paſtorellen [3], Lieder, worin der ritterliche Sänger auf ſeinen Frühlingsgängen einer artigen Hirtin die Ehre erweiſt, ſie zur Vertrauten oder auch zur Tröſterin ſeiner Liebesklage zu beſtimmen; im letztern Falle werden ſeine Liebkoſungen und Geſchenke manchmal ſchnöde zurückgewieſen, er muß wohl gar vor den herbeigerufenen Landleuten die Flucht ergreifen; öfter jedoch erreicht er ſeine Wünſche, was zu verfänglichen Beſchreibungen Anlaß giebt (Raynouard B. II, S. 229. Roquefort S. 223). Im Ganzen ſind dieſe

[1] [Vgl. Bridankes Beſcheidenheit von Wh. Grimm. Göttingen 1834. 8. S. LXXXIII bis LXXXV. H.]

[2] [Das Folgende bis S. 258, Zeile 6 von oben, lag nur in der Abſchrift vor. In dem von Uhland ſelbſt geſchriebenen Manuſcripte fehlen die betreffenden Blätter. H.]

[3] [F. Diez, Die Poeſie der Troubadours. Zwickau 1826. 8. S. 114. F. Diez, Leben und Werke der Troubadours. Zwickau 1829. 8. S. 613. Altfranzöſiſche Romanzen und Paſtourellen, herausgegeben von Karl Bartſch. Leipzig 1870. 8. H.]

Lieder einförmig und das Ländliche tritt wenig hervor. Umfaſſender, derber, aber auch geſtalt- und farbenreicher ſind die ländlichen Gedichte der altdeutſchen Sänger; an Züchtigkeit haben ſie vor den wälſchen nichts voraus.

Die Entwicklung dieſer Dichtungsart führt uns auf Früheres zurück. Wir haben den Frühling, das Blumenbrechen und den Tanz unter der Linde, als Grundlage des Minneſangs dargeſtellt; wir haben bemerkt, wie dieſe Grundlage ſelbſt noch in den Liedern der höfiſchern Sänger durchſcheine. Jene Frühlingsluſt iſt niemals gänzlich aus dem Minneſange gewichen, aber merklich abgeſchwächt wurde ſie durch den zunehmenden Glanz der Ritterfeſte und die Ausbildung geſelligen Hoftons. Hohe Frauen und Herrn mochten an jenen einfachen Vergnügungen nicht mehr mit rechter Herzensfreude Theil nehmen, ſie überließen dieſelben den niederern Klaſſen und traten als bloße Zuſchauer zurück. Die Schilderung der ländlichen Feſte iſt fortan nicht mehr der Ausdruck eigener Luſt, ſie hat den Zweck ergetzlicher Darſtellung deſſen, worüber man erhaben ſteht oder zu dem man herabſteigt; ſie trägt mehr und mehr den Zug des Belächelns und wird zuletzt zur Verſpottung bäuriſchen Weſens und Treibens. Aber die verdrängte Natur rächt ſich; der Minneſang, vom friſchen Leben geſondert, wird hohl und ermüdend; regere Sänger ergreifen die verſchmähten Stoffe und kehren ſie gegen die vornehme Anmaßung; das ſcherzhafte Gemälde tölpiſchen Unſchicks iſt zugleich ein Spottbild höfiſcher Geziertheit.

Alle dieſe Abſtufungen laſſen ſich bei namhaften Sängern nachweiſen. Walther, dem erröthenden Mädchen den Kranz bietend, oder den Tanzenden unter die Blumenhüte ſchauend, ob er die nicht finde, die er im Traum geſehen (M. I, 125 a, 3 bis 5. 136 b, 6), oder vom Blumenbett unter der Linde ſingend (M. I, 113 b, 4 ff.); Hiltbolt, die Süße preiſend, bei der er ſo ſchön am Tanze gieng (M. I, 143 b, 6 ff.); Heinrich von Morunge, zur Aue eilend, wo laute Stimme ſchallt und die Schöne zum Tanze ſingt (M. I, 55 a, 7); Konrad von Altſtetten, zum Tanz auf weitem Anger ladend, einen Umfang von blanken Armen für den Sänger des Reigens heiſchend (M. II, 47 a, 5. 48 a, 4); Heinrich von Sax, mit ſchmerzerfülltem Herzen unter grüner Linde ſpringend (Muſeum I, 420); lauter edle und ernſte Sänger, der erſte beſonders erklärter Gegner des „unhofelichen“ Sanges, denen wir gleichwohl mitten in der Frühlingsfreude begegnen. Dann bei Konrad von

Landeck u. A. nur noch allgemeine Aufrufe zum Maienreigen (M. I, 196 a, 3. 196 b, 2. 200 a, 4. 202 b, 3. Vgl. I, 44 a, 3 bis 5); bei dem liederreichen Ulrich von Lichtenstein, der so manche Tanzweise gesungen, auch nicht eine blühende Linde mehr. Auf der andern Seite Gottfried von Neifen, Ulrich von Winterstetten, von Sachsendorf, Graf Konrad von Kilchberg, von Stamheim, Burkard von Hohenvels, von Scharpfenberg, Göli, in manigfachen Übergängen die Weise vorbereitend und anklingend, die in Nitharts Dorfliedern zur vollesten Reife gekommen ist. Nicht als ob die Sänger der Zeitfolge nach sich gerade so reihten, wie wir sie aufgezählt; der Einzelne ist uns nur Vertreter einer Stufe der innern Entwicklung; oft schlägt ein Späterer ältere Töne an, während ein Früherer vorangeeilt ist. Neigung und Umgebung jedes einzelnen Dichters, die Nähe und der Geschmack einflußreicher Fürstenhöfe, mochten hier mehr den ursprünglichen Frühlingssang bewahren, dort die höfische oder scherzhafte Richtung begünstigen. Nithart selbst ist früher, als Manche, die wir vor ihm genannt, aber bei ihm findet sich die äußerste Steigerung und die breiteste Ausführung des ländlichen Spottgesangs, den wir nun zunächst aus den Liedern dieses Sängers schildern [1].

Der Schauplatz von Nitharts Schwänken ist die Gegend um Wien, der Zeit nach fallen sie hauptsächlich zwischen die Jahre 1230 und 1236. Diese Zeitbestimmung ergiebt sich dadurch, daß Friedrich der Streitbare von Österreich darin eine Rolle spielt. Im Jahr 1230 folgte der neunzehnjährige Friedrich seinem Vater im Herzogthum, 1232 ward er Ritter (Chron. Claustr. Neoburg. ad annum 1232), 1246 fiel er in der Schlacht gegen die Ungarn; aber die unruhigen und verheerenden Jahre von 1236 an, während welcher Friedrich in der Fehde mit dem Kaiser aus der Hauptstadt verdrängt, dann sein Land von den Tataren heimgesucht war, mochten dem heitern Spiele wenig Raum geben. Auch ist Nitharts Blüthezeit eher hinauf, als hinab, zu rücken, da schon in Wolframs Wilhelm von Oranse, der nach 1215, doch schwerlich lange nachher, beendigt worden (Bl. 101 a), auf ein Lied Nitharts angespielt ist (Bl. 87 a). Weniger beweisend ist eine ähnliche Stelle

[1] [Vgl. nun: Neidhart von Reuenthal, herausgegeben von Moriz Haupt. Leipzig 1858. 8. Man sehe auch Schriften III, S. 385 ff. H.]

im Titurel (Bl. 58 b, 4). Wenn aber Nithart auch ſchon geraume Zeit vor Friedrichs Regierungsantritt geſungen, ſo treten doch unter dieſem Fürſten ſeine ſcherzhaften Umtriebe am meiſten zu Tage.

Friedrich der Streitbare, deſſen Geſchichte ſeinen Beinamen rechtfertigt, erſcheint in Ulrichs Frauendienſt als ein Freund ritterlicher Spiele, in den Liedern Nitharts, Tanhuſers u. A. als ein Freund von Geſang, Tanz und Scherz. Er ſang ſelbſt den Frauen den Reigen (Tanhuſer, M. II, 59 b, 1) und ſcheint Minnelieder gedichtet zu haben (Nithart, M. II, 76 a, 6. [Haupt 85, 33 ff. Pf.]). Aber jugendlich ungeſtüm, ſtolz und kriegeriſch, in mehrmaliger Ehe niemals glücklich, mochten ihm rüſtige Schwänke beſſer zuſagen, als minnigliches Klageſingen. Tanhuſer beklagt noch Friedrichs Tod mit dem Ausruf: „Wer hält nun Thoren, wie Er that?“ (M. II, 69 a, 4.) Solche Thoren, beſtellte Luſtigmacher, waren Nithart und der ſpätere Tanhuſer. Erſterer, von dem wir jetzt handeln, war nach mehreren Anzeigen von ritterlicher Herkunft, ein armer Edelknecht, Knappe [1]. Er zog viel umher, haftete jedoch bei dem Fürſten Friedrich, den er ſeinen Hofherrn nennt (M. II, 76 a. Vgl. II, 105 a, 2). Frohmuth (die Fröhlichkeit), ſagt er in einem ſeiner Lieder, hab' alle deutſche Lande durchwallt, ob ſie Jemand finde, der in ganzen Freuden ſei, auch in das Oſterland habe ſie ihre Späher geſendet: „wer iſt jetzt ſo freudenreich, dem ſie ſich geſinde, als der Fürſt Friederich? Nun komme ſie, da ſie ihn finde!“ (M. II, 76 a, 4 ff. [Haupt 85, 25. Pf.]) In einem andern Liede bittet Nithart den Fürſten um ein kleines Häuslein, darin der ſilbervolle Schrein bewahrt wäre, der ihm von Friedrichs milder Spende geworden; er hab' in deſſen Gau manche Drohung zu befahren; verdienen woll' er es, ſo lang er lebe, mit ſeiner Hand, und vor Gott einſt mit ſeiner Zunge durch ein Loblied im heilgen Chore, davon Friedrich im Paradieſe weit bekannt werde (M. II, 72 a, 4). Zweifelhaft iſt, ob der Name Nithart (Neidhard) ein wirklicher, oder, in Beziehung auf den Spottgeſang, ein angenommener ſei. Derſelbe wiederholt ſich an einem zweiten Nithart, der ein Jahrhundert ſpäter am Hofe Ottos des Fröhlichen als Spaßmacher erſcheint. Der weitere Name von Reuenthal, den ſich

[1] Zum Beweiſe die ſämmtlichen Lieder, worin das Mädchen keinen Bauer, ſondern einen Ritter oder Edelknecht begehrt.

unſer Nithart, als von ſeinem Lehen und Eigen, ſo häufig beigiebt, legt gleichfalls allegoriſche Beziehung nahe, eben auf die traurige Beſitzloſigkeit, die er in obigem Liede vorſtellt, vielleicht auch auf verlorenen Beſitz. Hadloub, um 1300, gebraucht das Wort Reuenthal beſtimmt allegoriſch im Zuſammenhange mit Seufzenheim und Sorgenrein (M. II, 188 b, 6), ſo auch der von Gliers: „ich muß gen Trübenhauſen fahren“ (Muſeum I, 431), und im Titurel: Freudenthal und Reuenthal (Bl. 186 a, 5. 6) [1].

Vom Hofe zu Wien aus macht nun Nithart ſeine Ausflüge nach dem gefährlichen Gau, deſſen das Lied erwähnt und worunter die Dorfſchaften des fruchtbaren Tulnerfeldes zu verſtehen ſind. Was er dabei erfahren, beobachtet, erſonnen, das ſingt er zur Beluſtigung ſeines fürſtlichen Hofherrn. In dieſen Liedern erſcheint Nithart als eifriger Verehrer und Verfolger der Dorfſchönen, wodurch dann mancherlei Eiferſucht und Hader zwiſchen ihm und den ländlichen Liebhabern erwächſt, die er unter den Namen Dörper, Dorfknaben, Dorfſprenzel, Dorfrüchel (M. II, 82 b, 9), Getelinge aufführt. Wenn der Frühling auf grünen Zweig geſeſſen iſt (M. II, 75 a, 7), wenn der Mai den neubelaubten Wald an der Hand führt (M. II, 81 b, 7), wenn die Heide dem Winter zu Leide grünt (M. II, 78 a, 7. 78 b, 4. 83 b, 2), wenn der Thau den Wieſenblumen in die Augen fällt (M. II, 78 a, 6), da hört das Mädchen Nitharts lockendes Singen. „Uns will ein Sommer kommen, wohl hab' ich den von Reuenthal vernommen; den will ich loben, mein Herze ſpringt vor Freuden, recht als woll' es toben; ich hört' ihn reigen mit den Kinden, ich ſpring' an ſeiner Hand hin zu der Linden“ (M. II, 85 a, 6. Vgl. 84 b, 2). Die Mutter warnt, ſie verſagt die Feierkleider, es erhebt ſich Wortwechſel und Streit, und zuletzt ſpringt die leichtſinnige Tochter doch hin. Nithart hat gegen zwanzig Lieder von dieſer Anlage, die volksmäßig und uralt iſt, auch bei ſo manchen andern Sängern wiederkehrt. Sie gehört zu jenem Kreiſe urſprünglicher Dichtung, den wir früher darzuſtellen verſucht [2]. Eigenthümlich iſt bei Nithart die Beziehung auf ſeine Perſon und Umgebung,

[1] Graf Hugo von Montfort, Pfälzer Handſchrift 329, Blatt 2: Senenberg.

[2] Schon Dietmar von Aiſt gebraucht die Sache bildlich, wenn er von ſeinem Herzen ſagt, es thue der Tochter gleich, die liebe Mutter betrogen (M. I, 42 b, 1). Vgl. Grimm, Altdäniſche Heldenlieder 198. 46.

überhaupt die Art der Ausführung. So dichterisch diese Lieder anheben, so unzart hören sie gewöhnlich auf. Erst der allbelebende Frühlingshauch, die unbezwingliche Jugendlust, die mütterliche Sorge, in schönen und kräftigen Zügen; weiterhin aber wird die Darstellung roh und übertrieben. Mutter und Tochter schelten einander, schlagen sich gar mit Kunkel und Rechen (M. II, 75 a, 4. 84 b, 11 f. 85 b, 5 f.); das Mädchen erbricht den Kleiderschrein (M. II, 75 b, 2); bände man ihr den Fuß mit einem Seile, sie bliebe nicht (M. II, 85 b, 4), hin springt sie, mehr denn eine Klafter lang (M. II, 84 b, 6). Noch gewaltsamer ist es, wenn die Mutter selbst, die mehr denn tausend Runzeln hat, von Tanzlust ergriffen wird, wie ein Vogel schwingt sie sich auf (M. II, 82 a, 6 ff.); der Winter muß weichen, die Bäume, die grau stunden, haben neues Reis, die Alte, die mit dem Tode focht, lebt auf, wie ein Widder springt sie und stößt die Jungen alle nieder (M. II, 82 b, 4 bis 6). Überall zeigen schon diese Lieder, wie sie zur Belustigung des Hofes und der Ritterschaft bestimmt sind. Einen Edelknecht, einen stolzen Ritter will das Mädchen, keinen Gozprecht, nicht Engelber, den jungen Meier: „wird mir ein Edelknecht, oder ein Ritter zu Theile, einem Bauren bin ich dann noch recht." Sie verschmäht die Warnung der Mutter, nicht mit jungen Leuten sich abzugeben, die ihr nicht „zu Maße" sind (M. II, 74 b, 6. 7. 75 a, 2. 7. 84 a, 4. 5); der von Reuenthal hat ihr einen lichten Rosenkranz auf das Haupt gesetzt und ihr ein paar farbige Schuhe („gemalte kalzen", vgl. M. II, 74 b, 2) über Rhein gebracht (M. II, 85 a f. [1]); um seinetwillen gürtet sie sich in schöne Borten (M. II, 84 b, 4) und bewindet ihr Haar zum Reigen mit Seide (M. II, 78 b, 2). Wie in diesen Liedern die Hoffart der Mädchen, so wird in andern der Übermuth der Dörfer herausgestellt. Die Eifersucht der Ritter gegen den aufstrebenden Bauernstand ist hiebei unverkennbar; letzterer tritt jedoch so kräftig und freudig auf, daß der Spott des Höflings von ihm abfällt; Nitharts Gedichte sind in diesen Beziehungen ein Zeichen der Zeit. Wir geben aus ihnen eine weitere Bilderreihe.

Genug der Dörper sind ihm gram, und kann ers fügen, so stört auch er ihren Reigen (M. II, 74 a, 3). Der Fürst aus Österreich selbst hat einst den Kampf geschlichtet, den Nithart mit den Dorfsprenzeln

[1] Auch in den welschen Pastorellen werden der Hirtin Geschenke gemacht.

gehabt, die im Gau Vortänzer waren. Sie tragen alle Eisengewand in die Heerfahrt, wohin der Fürst gebeut. Die daheim Feldbaus pflegen sollten mit dem Pfluge, die sieht man zu Wien „Cursit und Platten" (Stücke der Rüstung) kaufen, dazu dicke Leder für die Schienbeine (M. II, 72 b, 5. 6). In großer Schaar kommen sie daher (M. II, 73 a, 6), sie weichen von einander nicht, alle sind Eine Sippschaft. Sie tanzen freventlich mit den Mägden im Gau, dem Nithart wollen sie das Tanzen wehren, Keiner weicht ihm einen Fuß von der Straße. Einer vor allen springt stolz daher, in hoher Weise seine Winelieder (Minnelieder der alten Art) singend. Er ist Nitharten aufsäßig, weil ihm die Schöne neulich ihre Hand zum Tanze versagt; seinen Freunden hat ers geklagt, Jener sei schuld: „Was gedachte der Thor, daß er bei ihr tanzen wollte? nicht geziemt es ihm, noch dem Meier Engelbold, an ihre weiße Hand zu greifen" (M. II, 74 a, 6 bis 74 b, 3). Fluch dem Irenber, der von Botenbrunnen her geht! Lang ist ihm sein Haar, am Kragen trägt er groß Gepolster, da liegt Eisen inne, auch im Wams überall, darüber eine Hirschhaut, an der Seite seines Vaters Schwert, ein gräulich Eisen; zu Bußegeld sind ihm alle verwandt, er dünkt sich in seinem Schopfe wohl eilf Bohnen werth. Der hat der Schönen gesagt, was ihren Ohren wohl behagt; je näher er ihr sitzet, je ferner muß Nithart rücken (M. II, 71 a, 4 bis 72 a, 2). Weiß Jemand, wohin die Dörper verschwunden sind? Ist keiner mehr im Lande blieben? Man fand sonst manchen auf dem Tulnerfelde; wären sie doch vertrieben! Nur in die Stube hat sie der Winter verscheucht. Aber seht den Hildemar! Die langen Locken hängen ihm weit über das Kinn herab, nachts liegen sie gedrängt und geschnürt in der Haube, wie Krämerseide sind sie fahl, völlig eine Elle breit, wenn sie hervorstrauben; seine Schuhe sind gelascht mit rothem Leder, Kränze sind aufgenäht, Bildwerk bis über die Kniee, das schaut er an und streicht seine Kleider, daß kein Federlein an ihm bleibt. Seht! noch Einer ist hie, der beschaut oft sein Gewand und streicht es nach beiden Seiten, daß ihm die Röcke weiter; eh' daß er beim Tanz ohn' einen Glockengürtel wäre, er ließe sich eh' vom Lande jagen, den trägt er hoch wie ein stolzer Meßner; das will Nithart mit Gesange den Hofleuten klagen, Eines muß geschehen, wo sie Jenen beim Pfluge sehen, daß sie ihn nackt ausziehn. Ein Dritter geht herfür, er ist geheißen Ungenannt, Nitharts besonderer

Feind; er ſchreitet an Frau Geppen Hand, gar grimmig dünkt er ſich, ſeht, was er Eiſens freſſe! Auch Brune kömmt, der trägt eine Haube, die iſt innerhalb geſchnürt, außen ſind mit Seide Vögel aufgenäht, dazu manch Händlein die Finger gerührt: „Er muß dulden meinen Fluch, der des je gedachte, daß er Seide oder Tuch her von Wälſchland brachte.“ Der Dorfknabe will ſich werthem Ingeſinde gleichſtellen, das bei Hofleuten erwachſen und erzogen iſt. Erwiſchen ſie ihn, ſo zerren ſie ihm die Haube ſo geſchwind herab, eh' er ſichs verſieht, ſind ihm die Vögelein entflogen (M. II, 75 b, 4 bis 76 a, 3. 8 f.). Jenem geht das Haar auf die Achſel, ſein Schwert iſt wohl geſchliffen, einen Maulſchlag gäb' ihm Niemand ungeſtraft; er trägt einen Dudelſack (muscar, vermuthlich ſo viel als muſe-cor, was ſich zwar nicht findet, aber mit cornemuſe [muse, musette] zuſammentrifft); zween pfeifen vor ihm, der dritte ſchlägt den Sumber (Tamburin). In der Stube hebt ſich Schall von den Getelingen, der Sumber ertoſt, die Mädchen tanzen, da zuckt Jener aus dem Kreis eine auf ſeinen Schooß, er will ihr den Ring vom Finger ziehen und verrenkt ihr die Hand, ihr Bruder ſchickt nach Hülfe, der lange Rehwin und des Meiers Bruder kommen, ſie tragen ſtarke Schwerter und hegen alten Haß; Jener lehnt ſich an eine Wand, es hilft ihm wenig, er wird in die Zähne geſchlagen, daß ihn das Blut begießt (M. II, 81 a, 5 bis 8). Megenwart hat der weiten Stuben eine, dort ſoll der Govenanz (Winterverſammlung) am Feiertage ſein, es iſt ſeiner Tochter Wille. Eines ſoll dem Andern den Tanz anſagen; daß keins der Mädchen vergeſſen werde! Den Nacken ſollen ſie wohl bedecken, aber wozu den Hals bewahrt (neue Frauentracht)? des Hauptes ſind die Weiber ſtets ſicher geweſen. Streit über Streit: Megenwart und Engelmar, Jeder will nach Göttelin gehen; wäre nicht Eberhard, der Meier, ins Mittel getreten, ſie hätten die Hände in den Haaren, zween Hähnen gleich gehen ſie den ganzen Tag gegen einander; dort iſt Hader um ein Ei, das Ruprecht gefunden, er hält es in der Hand und bräut hin und her, zornig trotzt ihm der kahle Eppe, da wirft Ruprecht dieſem das Ei an die Glatze, daß es niederrinnt (M. II, 77 a, 6 bis 77 b, 5). „Traget aus die Schemel und die Stühle! heißt die Schragen fürder tragen! heute ſoll'n wir Tanzes werden müde. Thut uns auf die Stube! ſo iſt uns kühle, daß der Wind an mein Kind weh' ein wenig für die Übermüde!“ Als die

Vorſinger ſchweigen, wird noch ein Abendtänzel zu der Geige getreten. Da tanzen Gozprecht, Gumprecht, Eppe, Willeprecht, des Meiers Knecht, Werenbolt und der junge Ruoze, Megenbolt, des Meiers Sohn, und Reppe, Irrenbart, Brochſelhart, darnach ſpringt der wilde Runze. Der geht freien durch das Jahr und iſt doch den Maiden gar zuwider. Zwei Spannen breit iſt ſeine Schwertfeſſel, ſtolz iſt er auf ſein neu Gewand von vier und zwanzig Tüchern. Engelbolds Tochter möcht' er haben, ein Weib, die einem Grafen zu Minne ziemte. Seh' er anderwärts hin! ſo verderbt er ſich die Augen nicht. Dieſen Sommer hat er ſie für Brot gekäut; ſchamroth war Nithart, da jene bei einander ſaßen, er ſelbſt dient ihr gerne (Benecke 290 ff.). Bickelſpiel, auch des Weiters in der Stube; Herr Kunze ſoll des Spieles Meiſter ſein, er verbietet lachen, ſprechen, winkelſehen; wen er darüber ertappt, wird auf die Finger geſchlagen; da lächelt Jütelin, ach! ach! der wird an ihrer Hand gar weh geſchehen, ſie ward an einem Finger wund, da ſie ihrer Muhme Gerſte ſchnitt; trauter Herr Kunze, ſchlagt ſie deſto linder! (M. II, 76 b, 3 bis 5.) Spiel um Haſelnüſſe, wenn Nithart am Feiertage die Mädchen beiſammen findet; ſie klagen, daß er ſo ſelten komme; er trifft auch wohl Eine allein, ſie bittet ihn, ſeinen Sang zu ſingen, und als er im Halſe nicht bereit iſt, ſchenkt ſie ihm Birnmoſt ein, bis ihm die Kehle heiter und hell wird; ſo bringen ſie den Tag mit Freuden zu und beißen mit einander die braunen Nüſſe (M. II, 80 a, 3 bis 5. 82 a, 1 bis 5). Ballwerfen auf der Straße, des Sommers erſtes Spiel; gefährlich iſts in dieſem Gedränge; Fliehen und Jagen, mit dem Wurfe trügen, Haſchen und Hüpfen, wie unzeitige Kranichflüge; wie die Mädchen glühen, wie ſie toben, wie ſie die Hände ſtrecken, wenn der Ball geworfen wird! welche den Ball kann erjagen, die ſoll Lob zuvorderſt tragen. Krumpolz von Rumpolz läuft und ruft: „Wirf mir her! ich wirf dir wider.“ Manche Dirne ſtößt er nieder. Erkenbold ſtößt ein Dirnlein, das nach dem Ball läuft, er ſtößt ſie über Eppen Bein, daß im Fall ihr Knie erſcheint (M. II, 79 a, 5 bis 79 b, 2). Keiner müht ſich in der Frauen Dienſte, wie der Dörper Löchlin, wenn er zu Weihnachten (vgl. M. II, 66 b, 4) den Reigen führt; er nimmt ſich eine Jungfrau an die Hand und ſpringt, daß Lung' und Leber, Herz und Magen in ihm ſich umſchwingt; ihm dünkt, als wären ſieben Sonnen am Himmel, er läuft um, wie ein gedrehter Topf,

ihm ſchwindelt, er fällt zur Erde, Mund und Naſe wallen von Blut über, ſein Herz klopft ſichtbar zu beiden Seiten (Görres, Meiſterlieder S. 166 f.).

Alle dieſe Bilder und noch andre, gänzlich zuchtloſe, hat Nithart in den Rahmen des ritterlichen Minneſangs gefaßt. Man glaubt, ein ernſtes Minnelied vor ſich zu haben, wenn man im Eingange die maleriſchen Beſchreibungen des Frühlings oder Winters, die zärtliche Klage über die Ungunſt der Geliebten lieſt, aber auf einmal ſpringen dieſe „ſehnelichen Klageliedel“ (M. II, 78 b, 8) in den „üppigen Sang“ (M. II, 82 b, 7) über, z. B.: „O weh, liebe Sommerzeit! o weh, Blumen und Klee! o weh mancher Wunne, der wir ledig müſſen ſein! Unſrer Freuden Widerſtreit (der Winter) bringet Reifen und Schnee, das hat alles rother Roſen ungleichen Schein, alſo iſt ungleich mein' und Amelunges Schwere, meines Ungelingens freut er ſich“ u. ſ. w. (Pfälzer Handſchrift 357, Bl. 26 b). Doch nicht bloß in dieſer allgemeinen Anlage beſteht die ſpottende Nachahmung des Minneſangs. Auch einzelne Wendungen und Ausdrücke des letztern werden in das Poſſenhafte geſpielt. Schon jenes wiederholte „O weh!“ beim Einbruch des Winters erinnert an den Anfang mancher Minnelieder. Oft klagen die ritterlichen Sänger, daß ihr vergebliches Werben ſie vor den Jahren grau mache; Nithart klagt, von der Dörper Übermuthe ſei er vorn im Schopfe grau (Pfälzer Handſchrift 357, Bl. 24 b. Vgl. M. II, 199 b, 5). Herkömmlich iſt im Minneſang, daß eine ſchöne Frau ein Land ziere und erfreue; Nithart ſingt von den tanzenden Dorfſchönen: „Sie hat geſchürzet ihr Gewand mit der Hand, daß ein Land von ihrer Schöne wird bekannt“ (M. II, 86 a, 2). „Ihr Mägde, wohlgethan und minniglich, ihr zieret euch, daß euchs die Baier danken, die Schwaben und die Franken“ (M. II, 78 a, 3). Walther von der Vogelweide klagt: „Sie fragen und fragen aber allzu viel von meiner Frauen, wer ſie ſei“ (M. I, 122 a, 7). Auch Nithart wird ausgeforſcht, zwölf handfeſte Dörper kommen angeſtiegen und fragen, wer ſie ſei, die Wonnereiche, der er ſo hofelich geſungen. Er antwortet, wieder mit Anſpielung auf die Minnelieder: „Sie wohnt in deutſchen Landen ſicherlich, ſie iſt in meinem Kreiſe, der ich diene, von dem Po bis auf den Sand (Meeresufer), von Elſaß bis in Ungerland, in der Enge ich ſie fand, ſie iſt noch zwiſchen Paris und Wiene“ (M. II,

73 a, 6 f. Vgl. M. I, 119 b, 6. 131 b, 2. 145 a, 4. I, 8 a, 5. II, 105 b, 5) [1].

So vergnügte Nithart den Hof zu Wien auf zwiefache Weiſe, indem er Bäuriſches und Höfiſches zugleich, Eines durch das Andre, in ſcherzhafter Zuſammenſtellung lächerlich machte. Unter ſeinem Namen ſind noch weitere Schwänke vorhanden, welche, ſoviel wir in Ermanglung vollſtändiger Quellen vermuthen, mehr die erſtere Richtung, den Scherz mit den Bauern, verfolgen und einer ſpätern Zeit angehören [2]. Über Nitharts Wanderungen ergiebt ſich Verſchiedenes aus ſeinen Liedern, was wir hier übergehen. Seine Dichtergabe iſt ſchon nach demjenigen, was wir ausgehoben, unverkennbar. Sein Geſang war berühmt und ſein Name noch in den Schulen der Meiſterſänger geſchätzt [3]. Leider ſind ſo viele ſeiner Lieder durch die ſchmutzigſten Späſſe entſtellt. Einmal ſtimmt er ernſteren Ton an, in einer bitteren Klage über die wandelbare Welt, daraus zu entnehmen, daß jener heitere Sang ihn weder gegen innern Kummer, noch äußerlich gegen Mangel geſichert: „Wer einen Vogel hätte, der mit Sange durch das Jahr ſeinen Willen thäte, dem ſollte man unterweilen nach dem Vogelhauſe ſehen. Säng' er ſeinen Sang immer gegen den Maien, ſo ſollte man ihn den Sommer und den Winter hegen; guter Pflege wiſſen auch die Vögel Dank“ (M. II, 72 a, 5 bis 72 b, 4. 73 a, 1. 2).

[1] Weiteres, was bei Nithart mehr oder minder parodiſch ſcheint: verwandelot (zweimal M. II, 71 a, 4. 73 b, 3), vielleicht in Beziehung auf Reinmars alterthümlichen Stil (M. I, 78 b, 2. Vgl. I, 41 a, 3. Miscellaneen II, 202, 68). Si iſt wirſer, danne guot (M. II, 72 a, 5). Ahten es die Walche niht, ſo wol dir tütſchiu zunge (M. II, 73 b, 4. Vgl. I, 102 b, 3). Des tuſent herzen wurden geil (M. II, 73 b, 7). Baz geſungen nie die vogel weder e noch ſit (M. II, 75 a, 6). Hiure tumber, danne vert (M. II, 75 b, 5). Siben boten (M. II, 81 b, 5). Da diu ſchöne vor mir ſaz Alſam ein voller mane (M. II, 83 a, 3. Vgl. I, 54 a, 3). Alle ir fuore iſt von der gugelheit (M. II, 82 a, 3). Daz ich mich ſchampt; Schüchternheit der Minneſänger, durch Birnmoſt vertrieben (M. II, 82 a, 4). Si iſt von dem roten golde und niht von ſtahele (Pfälzer Handſchrift 357, Bl. 26 a).

[2] Wunderhorn I, 103. Miscellaneen I, 95.

[3] Seiner erwähnen noch Marner (M. II, 173 a, 3), Rubin (Müller II, Alt Meiſtergeſangbuch S. 5, CLXIII); Herman Damen: Reimar, Walter, Rubin, Nithart, Briderich der Sunnenburgäre Diſe alle ſint in todes vart u. ſ. w. (Müller II, nach Iwein S. 62, XI); Lüpolt Hornburg (Muſeum II, 22. 26). Schilter, Glossarium s. v. Bardus S. 89. Görres, Meiſterlieder S. 225.

Unter den Sängern der ländlichen Weiſe, deren wir vorhin eine Reihe genannt, ſteht Göli dem Nithart am nächſten. Er giebt ein Bild des Oſterſpiels, eines Frühlingsfeſtes, in dem wir das Fortleben uralter Gebräuche erkennen; es iſt ein altdeutſcher Waffentanz [1]; der Vortänzer führt das Oſterſachs, auch die Genoſſen tragen lange zweiſchneidige Schwerter und ſo ſuchen ſie den Reigen eines zweiten Führers fechtend zu durchbrechen, ihn von der Linde zu verdrängen; jeder Reigen hat begeiſternde Schönen in ſeiner Mitte; dieſe rühmen ſingend ihren Führer und verhöhnen ſeinen Gegner: „Er iſt unter Falken nicht ein Aar, kaum eine Löwenklau' unter andern Thieren. Wer wittern könnte, wie er will, den ſchlüge der Hagel ſelten" (vgl. Titurel 185 b, 5). Aber die Schwerter ſchlagen ſchallend auf harten Stahl; ein rüſtig Spiel, bei dem man zur rechten Hand des Daumens wohl bedarf (M. II, 57 a, 1 bis 5. 58 b, 4) [2]. Beſchreibung einiger Dörpel, die, den Reigen bei der Linde zu ſtören, mit Kolben und Schwertern den Bergabhang niederſteigen (M. II, 58 a, 3. 4, von hohen liten); ſodann, ſpottweiſe, Eiferſucht auf einen halbfranzöſiſchen Zierbold, der krauslockig, wie ein Löwenhaupt, mit wohlgefaltetem Rocke zum Tanze geht; Niemand rühr' ihn mit ungewaſchenen Händen an! (M. II, 58 a, 6 bis 58 b, 2.) Eben dieſe Geſtalt, der öftere Gebrauch fremder Worte, die Erwähnung der Kolmarer Hüte (Helme) (M. II, 57 a, 3), ſowie des Rheines, an dem Werte und Auen grünen (M. II, 57 a, 1. Vgl. 57 b, 3. [Haupts Nithart S. XXV. Pf.]), läßt uns die Heimat des Sängers im Elſaß finden.

Der von Stamheim malt den Auszug der Mädchen zum Frühlingsreigen in einer ſehr ausgeführten Darſtellung. Auch hier iſt Wortwechſel zwiſchen Mutter und Tochter und Vorenthalten der Kleider.

[1] Tacitus, Germania. Ol. Magnus, De gentium septentrionalium variis conditionibus, Lib. XV, Cap. XXIII bis XXV, beſonders im letzterwähnten Capitel: „Saltationem, seu choream similem a vetustissimo instituto servarunt servandamque docuerunt antiqui: in qua adolescens ductor erat armatus, militarem exercens peritiam, qua postea in invadendis hostibus uti posset. Sequebatur virgo modestia quadam insignis, quæ fœmineum saltum decenter agebat." Oſterwein ſ. Wunderhorn I, 105 f.

[2] Die Minneſänger nennen oft die Geliebte ihres Herzens Oſtertag; der von Troſtberg ſingt: „Sie iſt meins Herzens Oſterſpiel" (M. II, 52 b, 6).

Die Mutter ſagt, zu ihrer Zeit ſei das nicht geweſen, daß Mädchen, gleich den Knaben, ins Holz zum Tanze gelaufen, ſie habe man nie beim Reigen geſehen. Die Tochter meint, das ſeien die Schlimmſten, die Alles zum Böſen kehren, manche ſei nie zum Reigen gekommen und doch daheim nicht um ſo viel beſſer geweſen[1]. Bald giebt die Mutter nach und hilft ſelbſt das liebe Kind ſchmücken (M. II, 55 b, 7 ff.). Das Ganze iſt von blühender Farbe und weit ſittiger, als Nitharts Bilder, daher wir es ſchon früher bei der Schilderung der Maientänze benützten. Der Sänger ſelbſt erſcheint hier wieder als ein ſolcher, der ſein eigen Leid in der allgemeinen Freude vergißt. Am nächſten aber knüpft ein Reigenlied des Grafen Konrad von Kilchberg die ländliche Weiſe an den edeln Sang; es hat von jener faſt nur noch den Aufruf vieler Mädchennamen (vgl. Nithart, M. II, 85 a, 5), unter denen ſich, neben den gemeinſchaftlichen, auch höhere und ausgeſuchtere zu befinden ſcheinen; von Parodie iſt keine Spur mehr; der zärtliche Sänger wünſcht die Geliebte herbei, um ihr in des Maien Blüthe einen Schattenhut zu brechen. Der Refrain iſt: „Freut euch, ihr jungen! die Blumen ſind entſprungen. Singet den Reihen, ſeid fröhlich froh des lichten Maien!“ (M. I, 13 b, 7 bis 14 a, 5.)

Ein fruchtbarer und fröhlicher Sänger iſt der Schenk Ulrich von Winterſtetten. Bei der heitern Farbengebung des Ganzen erſcheint auch die Klage nicht ſehr ernſthaft; wenig innerer Reichthum, aber ſchöne Manigfaltigkeit der Formen; durch alle ergießt ſich der Strom der Worte leicht und wohllautend. Sein Muth iſt „zu Sange ſchnell“, wie er ſelbſt von der Nachtigall ſagt (Benecke 159, 2). Die Tanzleiche ſpringen in raſchen, kurzen Reimzeilen, oft Silbe auf Silbe; ſie heben zärtlich und klagend an, dann wird zum Tanze gerufen, die Mädchen bei Namen (Benecke 168. 183. 184), und nun wirbelt der Reigen, bis die Saite ſpringt; ausgelaſſene, doch ſchuldloſe Jugendluſt. Dennoch erſcheint er anderwärts als gefährlicher Mädchenfänger. Er lauſcht am Hauſe, wie Mutter und Tochter wortwechſeln. Jene ſpricht: „Iſt denn

[1] Bruder Wernher, Alt Meiſter-Geſangbuch S. 3, LXVIII:
Ein wib, die miſſeraten hat, die ne gan irer tochter nicht,
daz ſie ane var mit willen wol gevar;
ſi ſeit ir vil der märe vür, wie ſie in ir jugende habe gevarn.

nichts mehr Schönes, denn das der Schenke ſinget? Weh mir, des Getönes, das mir durch Leib und Ohren dringet! Sie gelfen ſeinen Sang Tag und Nacht in dieſer Gaſſen, und iſt doch nichts Hübſches dran, man ſollt' ihn haſſen." Die Tochter: „Lieb Mütterlein, wenn er was Gutes ſinget, wen beſchweret das? Er thut ja Niemand Leides, er will nur fröhlich ſein." Die Mutter: „Da wollt' er fernd von meinem Bette weg dich rauben." Die Tochter: „Er iſt unſchuldig dran, ſein Bruder thats, ihm war es aus der Maße leid." Mutter: „Ihr Keiner hat Beſcheidenheit, ſteh nur den Leuten in ihrer Thorheit bei! Unſelig Kind, du minneſt Niemand guten; wähnſt du, daß dir der Schenke gebe ſeinen Sang, den er da ſinget? Du biſt nicht die Schönſte, die ihn je bezwang, oder noch bezwinget." Da ſtimmt das Mädchen aus roſenrothem Munde ein freudig Lied an. „O weh!" ruft die Mutter, „was haſt du gedacht! du willſt von hinnen, des Schenken Lieder haben dich von Sinnen bracht, du willſt entrinnen." „Mutter, ja, ich will in die Ernte oder anderwärts." Der Sänger, der Alles mit anhört, begleitet ſtets die feindlichen Reden der Mutter mit heimlicher Verwünſchung, die den Refrain des Liedes macht (M. II, 59 b, 3 bis 60 a, 1). Wir erkennen hier, in neuer Wendung, dieſelbe Anlage, die Nithart auf ſeine Weiſe manigfach bearbeitet hat. Ein andermal zeigt ſich der Schenk im Zwiegeſpräch mit einer Schönen, die ihm vorwirft, dieſelbe Rede hab' er wohl tauſend Frauen eh' gekündet; ſie ſchilt ihn einen Lügner, der ſchon manches Weib betrogen (Benecke 208, XVIII. Vgl. M. I, 123 b, 4 bis 7). Dieſer Schenk Ulrich und ſein Bruder, deſſen Abenteuer obiges Lied berührt und deſſen Tod ein andres beklagt (Benecke 262, XLV), ſind auch ſonſt nicht unbekannt. Ihr Geſchlecht blühte in Oberſchwaben (vgl. Benecke 206, 1: Ir Swaben u. ſ. w.). Herr Ulrich von Winterſtetten und Konrad, ſein Bruder, waren, nach der Erzählung eines Chronikſchreibers von Sankt Gallen, bei den Zeiten des Abts Berthold von Falkenſtein (1244 bis 1272, Goldaſt, Scriptores rerum Alamannicarum B. I, S. 93) mächtige Leute und hatten allweg Krieg und Stöße mit dem Biſchof von Konſtanz; ſie waren Diener und gute Freunde jenes Abts, der ſelbſt mehr Ritter, als Mönch, war. Sie hatten mehr, denn tauſend Mark Gelds, aber, ſei es durch Fehden oder durch luſtig Leben, der eine Bruder ward zuletzt ſo arm, daß er und ſein Knecht zu Fuße giengen von

einem Herrn zum andern und bettelten [1]. Ulrich ſelbſt giebt den Namen ſeines Bruders nicht an, da ihn aber die Geſchichte ſtets mit Konrad zuſammen nennt und keines weitern Bruders Erwähnung geſchieht, ſo iſt in jenen Liedern ohne Zweifel eben dieſer Konrad gemeint. In dem Unglücklichen aber, der ſein Brot betteln muſte, vermuthen wir nicht ihn, ſondern den Sänger Ulrich; dieſer war der Überlebende und in ſeiner Todtenklage um den Bruder deutet er nirgends auf ein ſo trauriges Loos des Verſtorbenen; ebenſo wenig Ulrich von Türheim, der in ſeinen Fortſetzungen des Triſtan und des Wilhelm von Oránſe des Schenken Konrad gedenkt. Die erſtere Arbeit unternahm er auf Bitten Konrads, deſſen Freigebigkeit er rühmt und den er zugleich als eifrigen Frauendiener bezeichnet (V. 25 bis 39. 3660 bis 3668); in dem letztern Werke betrauert er Konrads Tod, und zwar in Verbindung mit dem des Königs Heinrich (Heinrich VII, abgeſetzt 1235, geſtorben 1242) und andrer edeln und milden Herren [2]. Beide Brüder, ſcheint

[1] Bodmer im Vorbericht zu den Proben S. XXX f.: Herr Uolrich von Winterſtetten und Cuonrad, ſin bruoder, waren bi den ziten abt Bertholds von Falkenſtain mechtig lüte und hattend allwegen krieg und ſtöß mit dem biſchof von Coſtenz und warent diener und guot frünt allwegen des aptes. Alſo wolt ſi der biſchof an riten, als er ouch tet. Do mant der biſchof den abt ſines aides, wan er ouch ain aidgenoß was; der bracht ain michel hilf und fuor ſelb da mit und laitent ſich für Winterſtetten; das ward dazemal bald berichtet, wan der apt was guot tedinger. Küchemeiſter in den Gestis monasterii sancti Galli (vgl. Stumpff I, 26 a). Das Städtchen Winterſtetten war im obern Thurgau gelegen, und liegt ſo völlig zerſtört, daß man den Ort, wo es geſtanden war, nicht mehr kennet. Derſelb Schenk Cuonrad und ſin bruoder, ſagt Küchemeiſter, hattend me, denn tuſent mark gelts, der ward ſyder als arm, das er und ſin knecht ze fuos giengen von ainem herren ze dem andren und bettletend.

[2] Pfälzer Handſchrift 404, Blatt 228 a. Ulrichs von Türheim ſelbſt erwähnt Rudolf von Ems (1220 bis 1254. Docen im Muſeum I, 200 f.) an zwei Stellen ſeines Wilhelms von Oranſe als ſeines Zeitgenoſſen und Freundes (Miscellaneen II, 154. 304. Vgl. ebd. S. 296). Ein Schenk Konrad von Winterſtetten, Stifter des Kloſters Baindt, kommt ſchon 1227 vor (mit ſeinem Bruder Eberhard), er ſtarb 1243. Cruſius, Schwäbiſche Chronik I, 737 b. 738 b. 764 b. 765 a. Vielleicht der Vater der Brüder Konrad und Ulrich. Wen meint Ulrich von Türheim? In einer Urkunde Heinrichs VII von 1225, zu Nürnberg ausgefertigt, iſt Conradus, Pincerna de Winterstetten, Zeuge. Falkenſtein, Antiquitates Nordgavienses B. IV, S. 47. In einer andern

es, achteteten nicht sehr des Geldes, und Ulrich singt noch in frohen Tagen: „Niemand wäge mir mit Gute (Reichthum) Freud' und freudenreichen Muth! Freud' in edeln Mannes Muthe die thut baß, denn all sein Gut. Wenn die Rein', in Weibes Güte, spräche: Lieb, ich bin dir hold; das erfreute mein Gemüthe, mehr, denn aller Griechen (Morgenländer) Gold" (Benecke 238, XXXIII. Vgl. 208, 2. Refrain).

Burkart von Hohenvels, ein fruchtbarer und eigenthümlicher Sänger, reich an Bildern, die er am liebsten von Waidwerk und Falkenjagd entnimmt, gefällt sich auch in ländlichen Tänzen; bald Winters in der Stube (M. I, 83 b, 2 bis 6); bald in der Scheuer, wenn Regen unter Dach jagt, mit dem schönen Refrain: Freude und Freiheit! (M. I, 87 a, 4 bis 87 b, 2), bald in der Ernte, wohin auch bei dem Schenken von Winterstetten das Mädchen enteilt. Burkarts Erntelied ist ein idyllischer Wechselgesang zwischen zwei Gespielen. Die Eine freut sich, daß ihr Dienstjahr ein Ende hat; im Maien war ihr alle Lust versagt, jetzt, in der Ernte, will sie fröhlich reigen. Die Andre klagt, daß Gottes Hand sie reich geschaffen; ach! wäre sie arm, so wollte sie mit der Gespielin zu Freuden fahren; ihr licht Gewand hat die Muhme beschlossen, ob sie traure oder sich freue, sie wird gescholten, weil es die Minne thue. „Laß dein Sorgen!" erwidert die Erste, „du sollt mit mir morgen. Ich will dich lehren schneiden, sei freudenvoll! thut das weh', wir meiden es, uns wird anders wohl." Jene willigt ein, mitzugehn; soll sie nicht lachen gegen Würdige, so will sie einen Geringen nehmen, der Muhme zu leid. Der passende Refrain ist dieser: „Mir ist von Stroh ein Schapel und mein freier Muth lieber, denn ein Rosenkranz bei strenger Hut" (M. I, 85 b, 4 bis 86 a, 3).

Gottfried von Neifen, der eifrige Minnesänger, hat gleichwohl Volksmäßiges und Ländliches (M. I, 23 a, 6 ff. 23 b, 6 f. 8 ff. Museum I, 378. 153 ff. 386. 188 ff.). Unter Andrem eine Liebschaft am Brunnen, mit der, die das Wasser in Krügen trägt. Der Sänger schlägt ihr vor, mit ihm von hinnen zu ziehen, sie trägt aber Bedenken, weil ihre Frau ihr noch einen Schilling und ein Hemd schuldig sei (Museum I, 370, 125 ff.).

Konrads IV, Nürnberg 1240, gleichfalls Conradus, Pincerna de Winterstetten, ebd. S. 52.

So in manigfachen Farben und Übergängen entwickelt ſich dieſe Weiſe; nach der Neigung jedes Sängers iſt bald das urſprüngliche Naturgefühl, bald die Luſt an idylliſcher Schilderung, bald die Abſicht des Verſpottens und Verkehrens vorherrſchend. Letztere beſonders noch in ſolchen Liedern, worin beſtimmte Gedichtarten ſcherzhaft nachgebildet ſind. Steinmar unterwirft das Tagelied einer beſondern Beurtheilung, worin er es unnatürlich findet, daß man ſich einem Wächter vertraue, der ſeinen eignen Herrn verräth und den Gaſt auf Schaden einläßt, oder daß in ſo gefährlicher Lage Jemand entſchlafe (M. II, 106 b, 4 bis 6). Er wendet aber auch in zwei unfeinen Liedern dieſe Form parodiſch an, indem er z. B. einen Knecht und eine Dienerin am Rufe des Hirten erwachen läßt (M. II, 107 a, 4 bis 8. 107 b, 2 bis 4) [1]. Das Botenlied verkehrt der Taler: Künzelin ſoll mit Brief und Sang zu der minniglichen Frauen eilen; doch er meint, warum der Herr nicht den Heinzelin ſende; der ſinge ſo ſüß und hab' auch wohl die Muße: „will ers nicht thun, ſo folget mir und fallet ihm zu Fuße!“ (M. II, 100 b, 6 bis 101 a, 3). Gerade wie Ulrich von Lichtenſtein ſeinem Boten zu Füßen fällt.

[1] Auch das Geſprächslied ſcheint er zu parodieren (M. II, 108 a, 3 ff.).

## XI.

# Nachklänge des Minnesangs.

Schon Walther von der Vogelweide klagt über den Zerfall des edleren Gesanges. Ungefüge Töne, so klagt er, haben das hofeliche Singen zu Hofe verdrungen, seine Würde liegt darnieder, Frau Unfuge hat gesiegt. Die das rechte Singen stören, deren ist jetzt ungleich mehr, denn die es gerne hören. Wer will noch harfen bei der Mühle, wo der Stein so rauschend umgeht und das Rad so manche Unweise hat? Die so freventlich schallen, sie thun wie Frösche in einem See, denen ihr Schreien so wohl behagt, daß die Nachtigall davon verzagt, so sie gerne mehr sänge. Wer doch die Unfuge von den Burgen stieße! Bei den Bauern möchte sie wohl sein, von denen ist sie hergekommen (M. I, 112 a, 4 ff. Vgl. I, 118 a, 2).

Leicht erkennen wir in dieser Unfuge den scherzhaften Dorfgesang, in welchem Walther selbst verspottet wird. Bezeichnend sagt derselbe Sänger in einem Maienliede: „Wir solln tanzen, lachen, singen, ohne Dörperheit“ (M. I, 117 b, 8).

Auch Ulrich von Winterstetten, wiewohl selbst der ländlichen Weise zugeneigt, beklagt das Verstummen des hofelichen Sanges in deutschem Lande (Benecke 263, 2. 264, 1. Vgl. Benecke 156: min hoveliches singen). Ein Mädchen läßt er klagen: „Wer Minne suchet, ist jetzt verfluchet. Armes Minnerlein! sprechen nun die Jungen. Die hievor sangen, nach Ehre rangen, die sind verdrungen“ (Benecke 262, 2). Der „armen Minnerlein“ hörten wir früher Steinmarn spotten (M. II, 105 a, 3).

Doch nicht die Gegensänger verdrangen den Minnesang. Sie spotteten schon, als er am üppigsten blühte. Daß dieser Gesang von wenigen Grundtönen ein volles Jahrhundert rastlos fortgeklungen, ist

allein ſchon genügende, innere Urſache ſeines endlichen Verfallens. Dazu kömmt, daß das Leben ſelbſt, aus dem er hervorgegangen, die Ritterwelt, ſich zum Abend neigte. Andre Kräfte, ein neues Geſchlecht, ſtreben jugendlich auf und ergreifen das Heft der Bildung. Unnütz und überläſtig dieſer erſtehenden Zeit, im verzweifelten Kampfe mit ihr begriffen, verwildert das Ritterthum [1].

Wir wiederholen nicht, was Ulrich von Lichtenſtein noch am Schluſſe ſeines Buchs von der Verwilderung des Adels in Steier und Öſterreich und vom Zerfalle des Frauendienſtes meldet. Reinmar von Zweter bedauert, daß Frauen nicht die Gewalt haben, mit lichten Augen freche Ritter zu bezwingen; wo jetzt Frauen über Feld fahren, die fange man auf, um Schatzes, nicht um Minne willen; ein ſolcher Ritter tödte ſeine Ehre; flüchte ſich ein Wolf zu Frauen, man ſollt' ihn ihretwegen laſſen leben (M. II, 152 b, 3). Derſelbe Dichter rügt bitter einen beſondern Fall gebrochnen Landfriedens: „Der neugeſchliffne Friede iſt ſo ſcharf, daß Ungerichte (Mangel der Rechtshülfe) Niemand fürchten darf; wer einen Klumpen Goldes trüge über Feld, der wär' unlange ſein. Das mag die Königin von Ungerland bezeugen, die hat das wohl gehöret und geſehen an ſich und ihrem Roſſe. Man war den Frauen weiland ſo gefähr, wär' ſie dahergefahren ſo minneſam, ein Küſſen von ihrem rothen Munde hätt' man ihr gerner abgeſtohlen, denn alle ihre ungariſchen Fohlen; das war, da noch die Minne zwingen konnte" (M. II, 152 b, 3). Konrad von Würzburg ſchildert die Wildheit der Zeit in einem Tanzleich: Venus iſt entſchlafen, die weiland hoher Minne gewaltet; manche Frau ſchreit wehe darob. Schürf' und ſchind' Schaf und Rind! das iſt die Minne, nach der ſie jetzt trachten. Herr Mars reichſet in dem Lande, der hat den werthen Gott Amur verjagt mit Raub und Brand. Er iſt der leide Streites-Gott; der Freuden Thor iſt zugethan auf ſein gewaltiglich Gebot. Herr und Bauer übt Raub und Brand viel lieber, denn die ſüße Minne. Der Frauen Tanz iſt hingelegt, die Schoppen die ſind worden werth, für einen Kranz man gerne trägt die Bickelhaube oder das Schwert. Viel Unbill wird begangen an armen Kühen und an Geißen und an den Leuten, die man fäht. Gewalt iſt mächtig auf der Straße, Recht ſteht

[1] [Vgl. Schriften II, S. 206 ff. H.]

krummer, denn eine Sichel. Nun wehre dich, viel werther Fürſt Amur, eh' daß man gar verdränge dich! laß ſchauen, Herr, ob du gewaltig ſeiſt! Schieß den Pfeil, der Manchen ſchon verwundet! Venus, Königin, wach' auf! Es iſt an der Zeit, dein Sohn Amur der harret dein, fahrt zuſammen in den Streit! Wirf dein Feuer und deinen Zunder in die Herzen der Streiter! (M. II, 198 a, 4 bis 199 b, 4). Frühe ſchon rügt Heinrich von Veldeke, daß Männer die Frauen ſchelten (M. I, 19 b, 5. 6); jetzt verſichert Meiſter Friedrich von Suonenburg, gerne ſäng' er Minnelieder, aber er laſſ' es darum, weil Zucht und hübſcher Sang den jungen Edeln weh thue und, Weiber beim Weine zu ſchelten, ihnen beſſer behage (M. II, 213 a, 4. Vgl. M. I, 129 a, 3). Auch Ulrich von Türheim, in der Fortſetzung des Wilhelm von Oranſe, klagt wiederholt, daß die Ritter den Wein eifriger (harter) minnen, denn ein ſchönes Weib, daß den Frauen Niemand mehr ritterlich diene, ja daß er Weiber kenne, die ſelbſt ſich lieber an Wein, als an werthe Minne kehren und dem Gaſte weidlich zutrinken (Pfälzer Handſchrift 494, Bl. 129 a. 212 b. Vgl. Méon B. II, S. 194). Noch ſpäter, um 1340, ſingt Reinhard von Weſterburg, ein rheiniſcher Ritter, auf der Frauen Gnade acht' er kleine Sache; wer rächt' auch ſeinen Schaden, wenn er um ſie den Hals zerbräche? Dem Kaiſer, Ludwig dem Baier, in deſſen Gefolge der Ritter ſich befindet, misfällt dieſes. Da ſtimmt Reinhard ein andres Lied an: „In Jammersnöthen ich verbrenn' um ein Weib gar minniglich." Worauf der Kaiſer ſpricht: „Weſterburg hat es nun wohl gebeſſert." [1]

Der Minneſang, ſonſt die Blüthe ritterlicher Bildung, jetzt dem Ritterſtande verleidet und verlernt, ſank mehr und mehr zur Gemeinheit herab. Bettelhafte Hände ſchlagen das abgegriffene Saitenſpiel, das einſt Kaiſer und Könige gerührt. „Minne klagt, man wolle ſie von deutſchen Landen treiben mit dem Geſange, den ſie nicht hören will aus ſo unwerthem Munde; wer getragener Kleider gehrt, der iſt nicht Minneſanges werth; ihr Minneſang iſt Weibes Schande" (M. II, 181 a, 2). So der von Buwenburg, ſelbſt keiner der Feinſten mehr; aufrichtig geſteht Geltar (Pfälzer Handſchrift 357: Gedrut): „Mir iſt

[1] Bouterwek, Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit Bd IX, S. 293. Koch II, 69, aus der Limburger Chronik.

ſo noth nach alter Wat, daß ich nicht von Frauen ſinge; mir wären vier Kappen (Überkleider) lieber, denn ein Kränzelein" (M. II, 119 a, 3). Darnach iſt denn auch die Behandlung der Sänger, über die ein Andrer klagt: „Schnell kömmt Einer, der mich beim Gewande hinwegreißt. Hinaus, ihr Knecht! ſpricht er. Freude und Frauen, des lachet ſein Mund" (Reimar der junge, Pfälzer Handſchrift 357).

Doch nicht ſo ganz ohne edlere Nachwirkung verhallte der Minneſang. Was man ſonſt geſungen, ward jetzt häufig geſchrieben; den Minneliedern folgen Liebesbriefe. Schon die Büchlein, die Ulrich von Lichtenſtein der Geliebten ſendet, ſind Schreiben der Minne. „O wehe," ruft der Kanzler, „daß ich nicht finden kann auserwählte Worte, dadurch ich reinen Weiben mit Mund und Hand ſprechen möcht' und ſchreiben!" (M. II, 240 a, 3. Vgl. I, 27 a, 2. 181 b, 5. II, 222 b, 2. 3. 157 a, 5. Müller II, S. 34, IX: Der Unverzagete.) Die Schreibkunſt verbreitete ſich immer mehr unter dem Bürgerſtande. Kundige Schreiber, Schüler der freien Künſte, ſetzten ſich im einſamen Stüblein nieder und ſchrieben in wohlgemeſſenen Reimzeilen an ihr feines Lieb. Das vierzehnte Jahrhundert iſt reich an ſolchen zärtlichen Sendſchreiben, darin, neben neu erworbener Gelehrſamkeit, noch manche Blume des Minnelieds, wie in zierlicher Federzeichnung, erſcheint. Auch die Meiſterſänger faſſen in ihre weitſchichtigen Reimgeſtelle Manches aus dem alten Minneſang; ſie ſtimmen Tageweiſen an und preiſen der Liebſten rothes Mündlein. So erkennt man bei Muscatblut den Einfluß der guten Vorbilder, zugleich aber zeigt ſich die Verſchiedenheit des Lebens und der Umgebung, wenn er z. B. ſingt: „Sie iſt meins Herzens Saitenſpiel; käm' ich in ihren Garten, darin wollt' ich nun freuen mich, gar lieblich mit ihr koſen, ſie wieſe mich in die Roſen" (Muſeum I, 123) [1].

[1] Suchenwirt S. 27:

Gezieret ſchön mit edelm chraut
Sieht man vil manik gärtel,
Darin ſo gen die zärtel,
Daz rote münde ſint genant,
Und prechent mit ir weizen hant
Die pleter von dem ſtengel,
Gezieret als die engel
In prehender varbe ſchau.

Bei den Rittern ſelbſt ertönen noch lange hin Nachklänge des Minneſangs. Am Eingang des fünfzehnten Jahrhunderts ſtehen zween ritterliche Minneſänger, Graf Hugo von Montfort und Oswald von Wolkenſtein [1].

Doch wir kehren aus dieſer ſpäten Zeit zurück, um die Darſtellung des Minneſangs mit dem ſchönſten und reinſten Nachhall desſelben zu ſchließen, der noch eben am Schluſſe des dreizehnten Jahrhunderts ſich zu Zürich vernehmen ließ, in merkwürdigem Zuſammenhang mit der reichhaltigſten und ſorgfältigſten Aufzeichnung der alten Lieder.

Rüdger Maneſſe, Ritter und Rathsherr zu Zürich, von 1280 bis 1325 in Urkunden vorkommend, und ſein älterer Sohn gleiches Namens, Chorherr am großen Münſter, erſt Cuſtos, dann Scholaſter, ebenfalls urkundlich von 1296 bis 1328, faßten den rühmlichen Entſchluß, den Minneſang, als er eben zur Neige gieng, durch eine möglich vollſtändige Sammlung der zerſtreuten Lieder der Vergeſſenheit zu entreißen. Dieſes meldet der Meiſter Johann Hadloub in einem Liede, das er eigens dem Preiſe des Unternehmens gewidmet: „Wo fände man beiſammen ſo manig Lied? Man fände der nicht in dem Königreiche, ſoviel in Zürich zu Buche ſteht; drum ſinget (prüvet) man oft da Meiſterſang. Der Maneſſe rang darnach ſo lange, daß er das Liederbuch nun hat. Gegen ſeinen Hof möchten ſich neigen die Sänger, ſein Lob hier anſtimmen und anderswo, denn Sang hat Baum und Wurzel da. Und wüſt' er, wo guter Sang noch wär', er ließe nicht ab, darnach zu werben. Sein Sohn, der Küſter, triebs auch dahin, ſo daß ſie gar viel edeln Sanges, die guten Herren, zuſammen gebracht; ihre Ehre merket man daran. Wer ſie zu ſolchem Anfang wies, der hat ihrer Ehren wohl gedacht. Das that ihr Sinn, der richtet ſie nach Ehren, ſo iſt es ihnen angeboren. Sang, damit man den wohlgethanen Frauen ihr Lob wohl mehren kann, den wollten ſie nicht laſſen zergehn. Wem mit edlem Sang iſt wohl, des Herz iſt voll gar edler Sinne. Sang iſt ein ſo gar edles Gut, er kommt von edlem Sinne her. Von

[1] [Die nun folgende Ausführung über die genannten beiden Dichter hat ſchon in dem zweiten Band der Schriften S. 210 bis 219 Aufnahme gefunden und bleibt deshalb hier weg. H.]

klaren Frauen und edler Minne, von den beiden kommt so hoher Muth. Was wäre die Welt, wären Weiber nicht so schön. Durch sie wird so viel Süßigkeit, um sie man wohl singet und sagt so gut Gedicht und süß Getön', ihre Wonne Sang und Herzen trägt" (M. II, 187 a, 5 bis 187 b, 1).

So entstand die große manessische Liederhandschrift, ohne die wirklich ein bedeutender Theil des alten, edeln Sanges verloren wäre. Gegen hundert und vierzig Sängernamen erscheinen hier, darunter viele sonst völlig unbekannte. Was auch die Kritik unsrer Tage im Einzelnen vermissen mag, im Ganzen ist die Ausführung sorgfältig, die Anordnung verständig. Voran stehen zwar, dem Range nach, Kaiser, Könige, Fürsten und Grafen, doch war das ja eben die glänzendste Zeit des Minnesangs, als auch diese ihm huldigten; dann folgen die Lieder der alten Meister und ihrer ritterlichen Lehrlinge, endlich reihen sich die Sänger aus der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts an, deren Gedichte durch den Bau der Strophe sowohl, als durch den lehrhaften Inhalt, den Übergang zu der eigentlichen Schule des Meistergesangs bezeichnen. Manches Lied hat sich auch in dieser Sammlung unter den unrechten Namen verirrt, aber die große Liederzahl, mit der die meisten bedeutendern Sänger hier auftreten, hilft uns eben solche Irrthümer erkennen, indem sie uns ein vollständiges Bild von der Art und Kunst jedes Einzelnen verschafft.

So reich nun der Inhalt, so prächtig, nach dem Vermögen der Zeit, ist die äußere Ausstattung. Ein Band in mittlerem Folio mit 429 Blättern von starkem, schönem Pergament. Die Schrift schön, gerade, deutlich. Jeder Dichter hat seine eigne, nicht immer ganz angefüllte Zahl von Blättern, auch ganze Blätter sind zwischenhin leer geblieben, denn noch immer hoffte der Fleiß der Sammler Mehreres aufzubringen. Die Anfangsbuchstaben der Strophen und Lieder sind gemalt und künstlich verziert; den meisten Sängern steht ein Bild voran, je die ganze Seite einnehmend, sonst durch seidene Vorhänge geschützt und noch jetzt in Gold und hohen Farben schimmernd, so daß schon das erste Aufschlagen des Buches eine lichte Bilderwelt verkündet. Diese Darstellungen bringen jedesmal den Dichter in Handlung, bald mit besondrem Anspielen auf seine Persönlichkeit und den Inhalt seines Gesangs, bald sonst in mancherlei Verhältnissen des Minnesangs und

Frauendienſts, des Ritter- und Sängerlebens. Bei den Meiſten ſind Helm und Schild wappenkundig ausgemalt. Zeichnung und Ausführung der Bilder verrathen überall die Kindheit der Kunſt, aber die Gedanken ſind oft dichteriſch, die Grundzüge kräftig und die Gegenſtände für die Kenntnis der Zeit belehrend. Wir führen hier einige Beiſpiele an, außer den ſchon bei den Tageliedern ausgehobenen [1]. Zuvorderſt thront Kaiſer Heinrich im Purpurmantel, mit Scepter und Krone, als Herrſcher dieſes Sängerreichs; der blondhaarige Konradin ſprengt jugendlich ſein Roſs an, mit zwei bellenden Hunden, die Hand nach ſeinem Falken aufgehoben, der, einen kleinern Vogel verfolgend, ſich aufſchwingt. Herzog Heinrich von Breslau, mit Knappen und Spielleuten daherreitend, gewappnet, doch baarhaupt, ſtreckt die Rechte nach dem Blumenkranz, den eine Frau vom Söller ihm reicht; Markgraf Otto von Brandenburg ſitzt beim Schachſpiel mit einer Schönen, indes Muſikanten aufſpielen; der Schenk von Limburg kniet, gewappnet, vor einer Frau, die ihm den Helm aufſetzt, ſein Roſs iſt an einen Baum gebunden, von deſſen Aſte der Schild niederhängt und in deſſen Wipfeln ein Pfau und andres Geflügel zu ſehen iſt; Walther von der Vogelweide ſitzt ſinnend auf einem Steine, in der Stellung, die ſein Lied angiebt; Heinrich von Veldeke ruht unter Blumen und Vögeln, ein Eichhorn ſpielt auf ſeinem Rücken; Jakob von Warte ſitzt in einem Roſenbad; Walther von Klingen wirft ſeinen Gegner im Lanzenbrechen, indes theilnehmende Schönen von der Zinne niederſchauen; auf ähnliche Weiſe der Marſchall von Raprechtswil; Reinmar der alte ſitzt im Geſpräche mit einer Frau, die ein Hündlein auf dem Arme hat; der Kirchherr zu Sarne kniet vor Einer, die eine Borte webt; Friedrich von Huſen, als Kreuzfahrer zu Schiffe; Hiltbolt von Schwangau führt an jeder Seite eine bekränzte Jungfrau, indes ein Spielmann fiedelnd vorantritt, vielleicht mit Bezug auf die Liebe, „bei der ich alſo ſchöne an einem Tanze gieng“ (M. I, 143 b, 6); Reinmar von Zweter in ähnlicher Stellung, wie Walther, während zwei Schreiber (das erſtere ſcheint eine weibliche

[1] [Vgl. Minneſänger aus der Zeit der Hohenſtaufen, im 14ten Jahrhundert geſammelt von Rüdiger Maneſs von Maneck, Facſimile der Pariſer Handſchrift von Bernhard C. Mathieu (mit einer Geſchichte der maneſſiſchen Handſchrift von F. H. von der Hagen). Fol. Paris 1850. Mit 27 Steintafeln. F. H. von der Hagen, Minneſinger, IV, Berlin 1856. 4. H.]

Figur), der eine mit der Feder auf einen langen Zettel, der andre mit dem Griffel in die offene Wachstafel schreiben; Dietmar von Aist hat, als Kaufmann verkleidet, einen Kram ausgehängt und bietet der Schönen einen Edelstein; der Schenk von Landegge reicht seinem Herrn, dem Abte von Sankt Gallen, knieend das Trinkgefäß; Ulrich von Lichtenstein in voller Rüstung zu Rosse, hat zum Helmschmuck die Königin Venus mit Pfeil und Fackel, unter ihm das Meer, dem die Göttin bei Mestre entstiegen, von Fischen und kämpfenden Ungeheuern wimmelnd, wahrscheinlich nach einer Handschrift des Frauendiensts, die der Sammler vor sich hatte; Meister Frauenlob, noch nicht von Frauen zu Grabe getragen, sitzt einer musikalischen Versammlung vor [1]; Bruder Eberhard von Sax kniet in schwarzem Mönchsgewande vor dem Altar, worauf die Mutter Gottes mit dem Kinde sitzt (Museum I, 387).

Der Anlage dieses großen Liederbuchs hat ohne Zweifel eine ältere, kleinere Sammlung zum Muster gedient, früher zu Konstanz, dann im Besitze des Klosters Weingarten, jetzt zu Stuttgart; sie enthält in ihrem ursprünglichen Bestande, gleichfalls mit Kaiser Heinrich beginnend, nur fünf und zwanzig genannte Minnesänger der guten Zeit; bei mehreren derselben befinden sich Bilder, die in der großen Sammlung nur weiter und prächtiger ausgeführt sind; auch fügt letztere, offenbar aus eigener Erfindung, die Wappen bei, wo sie in der älteren fehlen; unvollkommene Reime, die Zeichen höheren Alters, vertauscht sie mit solchen, wie sie spätere Reimkunst verlangt (vgl. Walther von der Vogelweide, Weingartener Handschrift Str. 109 mit M. I, 127 b, 4); auch sonst hilft sie nach, wo Strophenbau, Reimstellung, Ausdruck eine Verbesserung zu erfodern schien (vgl. Heinrich von Veldeke, Weingartener Handschrift Str. 15. 17. 18 mit Manesse I, 19 b, 1. 3. 4. Singenberg, Weingartener Handschrift unter Walther von der Vogelweide Str. 30

[1] Andere, z. B. Hartmann von Aue, erscheinen in ganzer Wappnung zu Pferde, wobei Siegel zu Grunde liegen mochten, welche damals in solchen Bildern bestanden. Die Dienstleute gebrauchten die Siegel ihrer Dienstherrn. Vgl. Eichhorn, deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, 2te Abtheilung, §. 341, Anmerkung f., S. 891 ff. Bei Hartmann, der Dienstmann zu Aue war, ist ohne Zweifel das Siegel eines freiherrlichen Geschlechts von Aue benützt.

mit Maneſſe I, 154 a, 3. Walther von der Vogelweide, Weingartener Handſchrift Str. 107. 108 mit Maneſſe I, 127 b, 2. 3) [1].

Daß nun aber die große Liederhandſchrift, welche unter dem Namen der maneſſiſchen bekannt iſt, wirklich die, nach Hadloubs Zeugnis, von den Maneſſen veranſtaltete Sammlung ſei, wird zwar durch keine ausdrückliche Angabe der Handſchrift ſelbſt bewieſen, auch iſt dieſelbe nicht in Zürich zuerſt wieder aufgefunden worden, hingegen läßt das Zuſammentreffen mehrfacher Anzeigen keinen gegründeten Zweifel übrig. Die Reichhaltigkeit der Handſchrift ſtimmt ganz zu Hadloubs Äußerungen von dem unermüdeten und erfolgreichen Sammlerfleiße der Maneſſen; die Sänger, deren Lieder aufgenommen ſind, reichen gerade bis an die Zeit, in der die Maneſſen ſammelten; wie die Handſchrift überhaupt an Dichtern dortiger Gegend reich iſt, ſo ſind beſonders Hadloubs Lieder für ihre Heimath bezeichnend; gleichzeitig, am gleichen Orte und in genauerem Umgang mit den Maneſſen lebend, ſchildert er das Treiben und die Umgebung dieſer Männer, und während von ſeinen Gedichten ſonſt nirgends eine Spur erſcheint, ſind ſie gerade in dieſe Sammlung in großer Zahl eingetragen; auch ſonſt ſtreitet weder Inhalt noch Äußeres der Handſchrift gegen obige Annahme und das freiherrliche Haus von Hohenſax im Rheinthale, bei welchem dieſelbe zuerſt wieder zum Vorſchein kam, war lang her mit der Stadt Zürich im Burgrechte geſtanden [2].

Allerdings war die Ausführung eines ſolchen Prachtwerks ſchwierig und koſtſpielig, aber der Rathsherr Maneſſe war auch ein angeſehener und begüterter Mann. Er ſtand, wie wir ſehen werden, mit den Erſten des Landes in freundſchaftlichem Verkehr, er kaufte im Jahr

[1] Eine Beſchreibung der Weingartener Handſchrift (von Weckherlin) ſteht in den litterariſchen Beilagen Nr. 3. 4 zu Iduna und Hermode von 1816. [Man vergleiche nun: Die Weingartner Liederhandſchrift, herausgegeben von Franz Pfeiffer und F. Fellner. Stuttgart 1843. 8. Bibliothek des litterariſchen Vereins in Stuttgart, Band V. H.]

[2] Über Schickſal und Beſchaffenheit der maneſſiſchen Handſchrift ſ. den Vorbericht zu den Proben u. ſ. w., S. III bis XVI. Die Geſchichte derſelben vor der Sammlung u. ſ. w., 1 Theil, S. XII ff. Muſeum I, S. 313 ff. Vgl. noch Muſeum I, 387: Bruder Eberhard von Sax. [F. H. von der Hagen, Minneſinger, IV, Leipzig 1838. 4. S. 895. 896. H.]

1304 die Burg Maneck am Albisgebirge, bei deren Trümmern ihm jetzt ein kleines Denkmal gestiftet ist, dann im Jahr 1325 die Vogtei Winingen. Begünstigend erscheinen nicht minder die Verhältnisse seines Sohnes, dem als Custos des großen Münsters die Aufsicht über die Bücher der Kirche zukam, als Scholaster schreibfertige Hände zu Gebot standen [1]. Möglich, daß der Fleiß, der auf die Fertigung und Ausschmückung neuer Mesbücher hätte verwendet werden sollen, den Liedern der Minne gewidmet ward. Befremdend wäre dieses nicht an einem Geistlichen, der von drei „Nachtfrauen" vier unehliche Töchter hinterließ; auch in der Strenge der geistlichen Obern konnte kein Hindernis liegen, indem wir den Bischof von Konstanz selbst, Heinrich von Klingenberg, zu dessen Sprengel das Chorherrnstift gehörte, in Gemeinschaft mit Manesse und andern Personen von der Geistlichkeit und dem Adel, an der Wiederbelebung des Minnesangs thätigen Antheil nehmen sehen.

Es fügte sich nemlich, daß in derselben Zeit, als zu Zürich die Lieder gesammelt wurden, sich daselbst ein Mann befand, der fähig schien, den Baum des edeln Sanges zu neuer Blüthe zu bringen. Dieser Mann ist eben der mehrerwähnte Meister Johannes Hadloub, der in einer Urkunde vom Jahr 1302 als Käufer eines Hauses am Neumarkte zu Zürich vorkömmt [2]. Was die Manessen, vielleicht mit seiner Beihülfe, zusammengebracht, blieb nicht im Pergament begraben. Hadloubs empfängliche Dichterseele war ergriffen von all der Herrlichkeit, die sich hier aufgethan. Er fühlte sich angeregt, die alten Lieder nachzusingen. Eine schöne Frau, vornehmen Standes, erkor er zum Gegenstande seines Minnesangs. Die Freunde der Dichtkunst freuten sich des begabten Sängers, sie munterten ihn auf, das Werben voriger Zeit vor ihren Augen zu erneuen, sie benützten ihn, sich selbst ein heiteres Spiel, der schönen Frau eine schalkhafte Huldigung zu bereiten.

[1] Über den Beruf des Scholasters und des Custos bei Chorherrnstiftern s. Cleß, Landes- und Culturgeschichte von Würtenberg, II Theils 2te Abtheilung, S. 234 bis 236. Vgl. ebd. S. 726. Vgl. H. Georg V. 3326.

[2] Johannes Hadloub, ein Minnesinger von Zürich, von J. Horner (mit einem Kupfer nach dem manessischen Codex), in den Alpenrosen 1813, S. 252 ff. Obige Notiz steht S. 254.

Hadloubs Lieder[1] geben mehrere Auftritte dieſer Liebeswerbung. Erſt, wie er ſich entſchließt, ſein lang getragenes Wehe der Liebſten kund zu thun. Im Gewand eines Pilgrims naht er ihr heimlich, als ſie früh vor Tag aus der Mette geht, mit einem Angel hängt er einen Brief ihr an. Sie fürchtet ſich ſehr, als der Mann in der Nacht ſie anrührt, doch ſchweigt ſie um ihrer Ehre willen und entrinnt eilig mit dem Briefe. Wie ſie ihm da that, ob ſie ihn hinwarf oder behielt, das ward dem Dichter nicht geſagt: „Las ſie ihn mit Sinne, ſo fand ſie Seligkeit, tiefe Rede von der Minne, was Noth mein Herze trägt.“ Doch that ſie nachher nie dem gleich, als ob ihr dieſe Noth je recht kund geworden (M. II, 185 b, 3 bis 5). Seine Gönner erbarmt es, daß ſie, der er von Kindheit dient, ſeinen Dienſt ſo leicht wiegt. Sie hören, daß er ihr nie mit Rede beigeweſen, zur Stunde bringen ſie ihn zu ihr. Wie er aber auch mit hohen Herren gekommen, doch iſt ſie gar hart wider ihn; ſie kehrt ſich von ihm, da ſie ihn ſieht. Alsbald wird ihm ohnmächtig vor Leide, er fällt hin, wie ein Todter. Die Herren bringen ihn dahin, wo ſie ſitzt, und geben ihm ihre Hand, da wird ihm beſſer. Niemand möchte ſie erbeten haben, hätte ſie nicht gefürchtet, an ſeinem Tode ſchuldig zu werden. Lieblich ſieht ſie ihn an und redet mit ihm, er kann ſo recht ihre Schönheit anſchauen, indes ſeine Arme auf ihrem Schooße liegen; ach, wie ſüß ihm das durch ſein Herze geht! Doch allzu feſt hält er vor Liebe ihre Hand, da beißt ſie ihn in die ſeinige. Sie wähnt, daß es ihm weh thue, doch ihn freut es. Ihr Beißen iſt ſo zart weiblich fein, ihm thut nur wehe, daß es ſo ſchnell zergangen iſt. Die Herren bitten ſie, ihm etwas zu geben, das ſie lange an ſich getragen. Da wirft ſie ihm ihr Nadelbein hin, in ſüßer Gierde nimmt er es; aber ſie nehmens ihm, gebens ihr wieder und erbitten ſie, daß ſie es ihm freundlich bietet. Dankbar nennt Hadloub die „hohen Leute“, die dabei geholfen oder gerathen: der Biſchof von Konſtanz und ſein Bruder Albrecht, die Fürſtin von Zürich, d. h. die Äbtiſſin des Frauenmünſters, der Fürſtabt von Einſiedeln, Graf Friedrich von Toggenburg, der fromme Regensberger, der Abt von Petershauſen, Ritter Rudolf von Landenberg, Herr Rüdger

[1] [Johann Hadloubes Gedichte, herausgegeben von L. Ettmüller. Zürich 1840. 16. H.]

Maneſſe und ſonſt noch edle Frauen, hohe Pfaffen und gute Ritter; wem die Beſten helfen, das verſaht (M. II, 186 a, 5 ff.). Einſt geht der edle Regensberger vor die Schöne und bittet ſie, dem Sänger gnädig zu ſein und zu ihm zu ſprechen: „Gott grüße meinen Diener!“ Sie willigt ein und gelobt es mit ihrer weißen Hand in die Hand des Ritters. Edle Frauen und Herrn ſind dabei, als ſie dieſes gelobt: der von Eſchenbach, der von Troſtberg, der von Tellikon; man hätte glauben ſollen, daß ſie es ſtät ließe. Sogleich beſendet der Regensberger den Sänger, mit ihm geht Hadloub; er wähnt, Leides frei zu werden, doch er wird freudenlos. Sie verſchließt ſich in eine Stube und was auch Frauen und Herren bitten, ſie will nicht eher herausgehn, bis Hadloub von dannen iſt. „Sie iſt unſchuldig,“ ſagt der geduldige Sänger, „mein Unglück hat es gefügt; ich ſoll ihr fluchen nicht, was mir geſchieht, Heil müſſe ſie haben!“ (M. II, 196 b, 4 bis 197 a, 3.) Ein andermal ergeht ſich Hadloub vor der Stadt, an Sie gedenkend, da ſieht er ſie ferne mit ſchönen Frauen ſitzen. Aber ſie gönnt ihm keine Freude von ſich, ſie geht, als ſie ihn kommen ſieht. Liebe Mähre ſagt ihm jedoch ein guter Ritter, ihr Mund habe freundlich von ihm geſprochen. „Wo iſt mein Geſelle?“ habe ſie geſagt. Daß ſie ſo von ihm reden wollte, das ſchadet ihr wenig und hilft ihm wohl (M. II, 197 a, 4. 5). Wieder begegnet er ihr, als ſie allein geht, doch vor Schrecken ſpricht er kein Wort zu ihr, er kann nicht von der Stelle und ſieht ſie nur an; ſie aber geht vorüber, ohne ihn zu grüßen (M. II, 197 a, 6).

Zwei dieſer Abenteuer, wie der Pilgrim den Brief mit der Angel anheftet, dann wie ſie dem Hingeſunkenen die Hand geben muß, ſind in der maneſſiſchen Handſchrift dargeſtellt. Die Zeit der Ereigniſſe wird beſonders durch die Nennung des Biſchofs von Konſtanz, Heinrich von Klingenberg, näher beſtimmt. Er war früher des Kaiſers Rudolf Kanzler und wurde nach dem Tode ſeines Herrn, im Jahr 1294, in zwieſpältiger Wahl, zum Biſchof von Konſtanz erhoben. Als ſolcher ſtarb er im Jahr 1306 [1]. Jene Begebenheiten fallen alſo zwiſchen 1294

[1] Über Heinrich von Klingenberg ſ. Stumpfs Schweizerchronik II, 64. Cruſius, Schwäbiſche Chronik I, 866 b. Pfiſters Geſchichte von Schwaben Bd I, Abtheilung II, S. 71. 118. 129. Der Singſchule iſt der Kanzler ein

und 1306. Eine Stelle in Hadloubs Liedern, worin er die Weisheit derjenigen rühmt, die den Klingenberger zum Fürsten gewählt, ist muthmaßlich während des vierjährigen Wahlstreits gedichtet. Von dem Bischof selbst sagt Hadloub, er könne Weise und Wort, der Sinne Hort wohn' ihm bei, seine Hülfe, sein Rath, seine Kunst seien vollkommen (endelich, M. II, 187 a, 4). Hieraus ergiebt sich, daß Heinrich von Klingenberg selbst Dichter war, und es ist vermuthet worden, daß er der Kanzler sei, mit dessen zahlreichen Gedichten, theils Minneliedern, theils ernstern Inhalts, die manessische Sammlung schließt (Museum I, S. 453). Dieser Vermuthung widerstreitet, daß der Kanzler sich als einen armen Fahrenden schildert, der über die Kargheit der Herren zu klagen hat (M. II, 245 b, 3. Vgl. 238 a, 3. 240 a, 2. 245 a, 3. 246 b, 2); man müste denn annehmen, diese Äußerungen rühren aus einer frühern Zeit her, zu welcher des Dichters Loos noch weniger glänzend gewesen [1]. Von den Übrigen, welche Hadloub als seine Fürsprecher nennt, stammen Friedrich von Toggenburg und der von Trostberg aus Häusern her, in denen eher schon der Minnesang erklungen [2]. Der edle Regensberger ist sehr glaublich Lütold von Regensberg, der 1297 mit der Stadt Zürich ein Bündnis machte, nach dem seine Veste der von Zürich offen Haus sein sollte zu allen Nöthen (Stumpf, Schweizerchronik II, 154 a). Früher schon hatte dieses nachbarliche Adelsgeschlecht zu Zürich ein Haus besessen. Zu dem Regensberger scheint auch Meister Hadloub in näherem Verhältnis gestanden zu sein, vielleicht als sein Schreiber [3]; er nennt denselben seinen Herren (M. II, 196 b, 4), hat

Fischer aus Steiermark; vielleicht durch Misverstehen der Stelle M. II, 246 b, 2: vischer, scherer, murer u. s. w.

[1] Fände sich in der manessischen Handschrift des Kanzlers Wappen, so könnte dieses die Frage am Besten entscheiden. Zu dem Rufe der Schwarzkunst, worin Heinrich von Klingenberg gestanden, würde der gelehrte Inhalt einiger seiner Gedichte passen, sowie seine „Kunst", die Hadloub rühmt.

[2] Die Minnelieder des von Trostberg, M. II, 51 bis 53, haben den Ton einer früheren Zeit, als daß sie dem bei Hadloub vorkommenden Ritter dieses Namens zugeschrieben werden könnten.

[3] Hadloubs Wappen in der manessischen Handschrift ist ein schwarzes Eichhorn (heißt vielleicht Hadloub dieß?) im weißen Felde; kein Helm ist über dem Schilde. Bodmer (Vorbericht zu den Proben S. XXXVII) sagt, Hadloub sei von einem guten bürgerlichen Geschlechte in Zürich gewesen, auch Joh. Müller

deſſen Gegenwart bei der erſten Zuſammenkunft mit der Schönen beſonders gewünſcht (der frume Regensberger Nach miner ger Ouch was da bi, M. II, 186 b, 5) und wird zu der ſpäter verſuchten von ihm eingeführt (M. II, 196 b, 4. 6). Die ſchöne Frau ſelbſt, der Hadloub von Kindheit auf gedient zu haben vorgiebt, ohne ſie je geſprochen zu haben (M. II, 186 a, 5. Vgl. 192 a, 6), und die ſich ſo „ungrüßlich“ gegen ihn erzeigt (M. II, 187 a, 1), ſtand ihm, nach ſeinem eigenen Zeugnis, zu hoch (M. II, 189 b, 1. 195 a, 6. 197 a, 7); ſie gehörte wohl zu einem der genannten edeln Geſchlechter (vgl. M. II, 186 b, 7: min edlen vrowen klar), aber gerade ihren Namen muß er, nach der Sitte des Minneſangs, verſchweigen.

Daß dieſes ganze Abenteuer ein Spiel iſt, zu dem Hadloub ſich vielleicht gerne hergab, beſtätigt die Anweſenheit und Theilnahme ſo vieler Perſonen, zu denen er im Verhältnis der Unterordnung und Abhängigkeit ſtand. Eben darauf deutet auch ſein Lied von der Hausſorge, wenn er gleich am Schluſſe desſelben in die Rolle des Minneſängers zurückfällt: „Er muß ein wohl berathner Ehemann ſein, der Haus ohne Sorgen haben ſoll. Ein armer Lediger ſpricht: „Ich mag allein leicht durchkommen“ (mich einen ſanft began). Ach! dürftiger Mann, kommſt du zur Ehe und magſt kaum Mus und Brot gewinnen, da kommſt du in Noth; Hausſorge thut ſo weh. Wenn dir Kinder zufallen, ſo gedenkeſt du: „Wohin ſoll ich nun? Meine Noth war zuvor ſchon groß.“ Sie fragen oft, wo Brot und Käſe ſei. Dabei ſitzt die Mutter rathlos. „Meiſter,“ ſpricht ſie, „gieb uns Rath!“ So giebſt du ihnen dann Reuenthal und Seufzenheim und Sorgenrein, als der nichts anders hat. Da ſpricht ſie: „Ach! daß ich je kam zu dir! haben wir doch nicht Butter (witte?) noch Schmalz, nicht Fleiſch noch Fiſche, Pfeffer noch Wein, ſelbſt nicht Salz.“ Da iſt Freude aus, da greifen Froſt und Durſt dem Hunger in das Haar und ziehen ihn all durch das Haus. Mich dünket, daß Hausſorge weh thue, doch klage ich mehr, was mir meine Fraue thut: wenn ich vor ſie gehe, daß ſie mich grüße, ſo kehrt ſie ſich von mir“ (M. II, 188 b, 5 ff.).

Jene Darſtellung des Erſchreckens, der Angſt und Wonne, beim

nennt ihn Bürger von Zürich; Belege ſind nicht gegeben. Hadloub ſcheint auch gereiſt zu ſein (M. II, 189 a, 4. 6).

Anſchauen der Geliebten, worauf Hadloub noch öfters in der Erinnerung zurückkömmt (M. II, 190 a, 5 bis 7. 191 a, 3 bis 9), iſt auch nicht ganz von erſter Hand, ſondern dem Muſter Heinrichs von Morungen nachgebildet (M. I, 53 b, 7 bis 54 a, 3. 4), deſſen Lieder überhaupt auf ihn großen Eindruck gemacht haben. Wen erinnert es z. B. nicht an den ältern Sänger, wenn Hadloub ſagt, wer ihm die Bruſt aufbräche, der würde Sie in ſeinem Herzen ſehen? (M. II, 186 a, 2. 3. Vgl. I, 51 a, 4. 5. Vgl. auch M. II, 192 b, 2 mit I, 54 a, 6.) Aber auch andre treffliche Meiſter der maneſſiſchen Sammlung hat er ſichtlich, ſelbſt in ganzen Liedern, nachgeahmt; ſo in zweierlei Bearbeitungen Walthers Roſenbett unter der Linde, er ſchmückt es nur weiter aus: die Kiſſen ſind von Blüthe, die Polſter von Bendikten, die Leilachen von Roſen (M. II, 194 b, 6 bis 195 a, 3. 195 b, 3 bis 5. Vgl. I, 113 b, 4 bis 7); dann Kriſtans von Hamle Lied von der Frau, die im Klee wandelt (M. II, 196 a, 6. Vgl. I, 46 b, 4 bis 6) [1]. Auch Steinmars Herbſtlied hat nachgeklungen und von dieſem Gegenſänger iſt ſelbſt die Vergleichung des unruhigen Herzens mit dem Schwein im Sacke entlehnt (M. II, 191 b, 4. Vgl. II, 106 b, 2). Jedoch nimmt Hadloub in ſeinen Herbſtliedern die Partei der Maienluſt gegen das Herbſtgelag, der Minner gegen die Eſſer und Trinker. Tüchtig läßt er aber dieſen Gegnern in der heißen Stube auftragen: feiſte Schweinebraten, Hammen, Würſte, Hirn, Gekröſe, Grieben, daß ihnen die Stirne gloſtet, auch alles wohl geſalzen, daß ſie dürſte; weiße Brote aus dem wallenden Hafer, mit Fett begoſſen, Entenfüße, blinde Gänſe, gefüllte Hühner, geſottene Kapaunen, Tauben, Faſane, das nehmen ſie für des Maien Blüthe; dazu trinken ſie neuen Wein, der das Hirn rührt und ihren Muth hoch führt. Ungleich iſt die Welt. Indes den Freſſern wohl iſt, trauern die Minner zugleich mit den Vögeln, denen der Winter leid thut (M. II, 191 b, 5 bis 192 a, 4. 192 b, 3 bis 6, Fragment). Erntelieder giebt Hadloub gleichfalls mehrere von etwas freier Art (M. II, 193 a, 4 bis 193 b, 1. 193 b, 2, Fragment. 195 b, 6 bis 196 a, 2). Selbſt zu Nitharts Weiſe neigt er ſich, jedoch mit eigen-

[1] Vgl. ferner M. II, 188 a, 4 mit I, 67 a, 2 (Reinmar); II, 195 b, 2 mit ältern Botenliedern; II, 195 b, 5 mit II, 49 b, 4 (Hug von Werbenwac); II, 197 a, 7 f. mit I (Walther).

thümlich schweizerischer Farbengebung: Zween junge Dörper greifen an die Schwerter; Rudolf zürnt, daß Kunze ihm Ellen abwendig mache. Am Sonntag, auf dem Werte, vor der Schönen, soll der Kampf ergehn. Sie schreien, daß mans ferne hört. Viele Dörper kommen heran mit großem Schalle. Rudolf milkt seine Kuh und heißt seine Freunde trinken, um sich ihrer Hülfe zu versichern. Der Meier und zween Andre wollen den Streit schlichten, doch Kunze will nicht von Ellen lassen; hat er ihr doch eine Geiß und hundert Eier geschenkt und ist ihr ohne Maßen hold! Sie versprechen, Rudolf soll ihn schadlos halten. „Nun laßt hören! was will er mir bieten?" „Zwo Geißen und ein Huhn." „So will ichs gerne thun, ich that noch stets, was Biederleute mir riethen" (M. II, 190 b, 5 bis 191 b, 2). Wir sehen, daß Zürich schon um 1300 seinen Idyllendichter hatte.

Auch Leiche und Tagelieder hat Hadloub gesungen. Er flucht den Merkern, die, hehlen Gangs, wie die Katze nach der Maus umsehen (M. II, 187 b, 6). Vieles von seinen Gedichten aber hat der unvollständige Abdruck der manessischen Handschrift gar nicht oder nur in Bruchstücken bekannt gemacht und es sind daher noch weitere Aufschlüsse über ihn zu erwarten.

So eng sich dieser Meister an die älteren Sänger anschmiegt, so macht sich doch die veränderte Zeit auf gedoppelte Weise bemerklich. Sprache und Verskunst haben nicht mehr die Manigfaltigkeit, Beweglichkeit und den Wohlklang des früheren Minnesangs; der Strophenbau ist etwas einförmig und der Reim fällt oft, meistersängerisch, auf Aushülfsworte und zwischen den Sinn [1]. Sodann zeigt sich auch in den Minneliedern die städtische und bürgerliche Umgebung [2].

Diese Minnelieder sind durch zarte Haltung und blühende Farbe ausgezeichnet; in den meisten erscheint der Dichter überaus schüchtern, obgleich anderwärts der Schalk hervorblickt. Das stille, wonnige Anschaun der Frauenschönheit ist ihm vorzüglich eigen. „Ich konnte mich erwehren nie," sagt er, „wenn ich je sah schöne Frauen, daß es nicht

[1] Z. B. gar, do, ir munt u. s. w. M. II, 188 a, 1 bis 3. 188 b, 4. 197 a, 5.

[2] So der Gang vor der Stadt (M. II, 197 a, 4), der Baumgarten (II, 193 a, 3), die Hausorge (II, 188 b, 5 ff. Vgl. Coloczaer Codex S. 91 bis 94), die nächtliche Zusammenkunft (II, 196 b, 1 f.).

gienge in meines Herzens Grund" (M. II, 189 a, 5 f.. Vgl. 196 b, 3). Er gebraucht hiefür noch ein ausdrucksvolles Wort: „sich ihrer Wonne innern" (M. II, 189 b, 5 f.). Ist die Geliebte nicht mehr da, wo er sie schauen kann, so ist ihm, wie wenn die Sonne hinunter geht (M. II, 192 b, 2). Den scheidenden Sommer beklagt Hadloub besonders darum, weil die Winterkleidung die Schönheit der Frauen verhülle; eine Wendung, die, dem früheren Minnesang unbekannt, bei ihm stets wiederkehrt. Wenn der Winter seine Boten ausgesendet, die Bise (Nordost), die Manchen Zitterweise (Tremulant) lehrt, und den Twer (Seitenwind) [1], der die klaren Tage trübt, da umwinden schöne Frauen das Antlitz und den Nacken; Rosenwangen sind da verborgen und Kehlen, blank wie Schnee; die weißen Hände sind versteckt, denn kalte Winde thun an linden Häuten weh. In die Stuben ziehen sich die Schönen, daß man sie selten sieht. Lichter Schein ist theuer den Winter entlang. Wie anders, wenn sie im klaren Sommer sich ergehn! hingelegt sind die schweren Kleider, man sieht, wie weiblich wohl sie gestaltet sind; schön steht ihnen der leichte Lein, durch feine Ärmel leuchten weiße Arme (M. II, 187 b, 2. 3. 192 a, 3. 4. 193 b, 5. 6. 196 a, 3. 4). Wenn so manch zarter Leib in lichtem Kleide durch das Gras geht, da leuchtet der Frauen Schönheit und der Glanz der Blumen zusammen (M. II, 195 b, 1. 196 a, 6. Vgl. 195 a, 4. 5). Billig eifert denn auch Hadloub gegen eine Frauentracht, darüber noch die neueste Zeit zu klagen hat: „Die Sitte ist in Österreich unminniglich, daß schöne Frauen breite Hüte tragen; vor denen sieht man ihre Wänglein nicht, noch ihrer lichten Augen Schein; schwämmen die Hüte doch Donau ab!" (M. II, 189 b, 3.)

Liebliche Frühlingsbilder sind es auch, wie schöne Frauen unter blühenden Bäumen tanzen oder zusammen in den Baumgärten gehn: „da hört man ihre sanften Worte, wie sie sich so weiblich schämen, wenn junge Männer ihrer achten" (M. II, 193 b, 2. 3).

Doch Hadloubs zarteste Dichtung ist wohl diese: „Ach! ich sah sie herzen ein Kindlein, sie umfieng es und drückt' es nah' an sich, sie nahm sein Antlitz in ihre weißen Hände und drückt' es an ihren Mund, an ihre klaren Wangen, o weh! sie küst' es gar. Es that auch, wie

[1] S. Stalders Idiotikon I, 173. 334.

ich hätte gethan, ich ſah es ſie umfahen, es that recht, als verſtänd' es dieſe Wonne ganz, es war ſo froh. Da mocht' ich es nicht ohne Neid laſſen, ich gedachte: O weh, wär' ich das Kindlein, ſo lange ſie es herzen will! Sobald das Kindlein von ihr kam, nahm ichs zu mir, es dünkte mich ſo werth, weil ſies an ſich gedrückt. Ich umfieng es, wo ſie es eh' umfangen, ich küſt' es an die Statt, wo es von ihr geküſſet war; was mir doch das zu Herzen gieng!" (M. II, 187 b, 7 bis 188 a, 3.)

So hat in der klaren Seele dieſes Dichters der ſcheidende Minneſang noch einmal ſein freundliches Licht geſpiegelt.

# Über die Aufgabe

# einer Gesellschaft für deutsche Sprache.[1]

[1] [Vgl. auch Uhlands Gedicht „Die deutsche Sprachgesellschaft“ vom Jahre 1817, Gedichte, 54 Auflage, Stuttgart 1869. 8. S. 75. 76. H.]

Die berliniſche Geſellſchaft für deutſche Sprache beſtimmt ſich in ihrer Geſetzurkunde zu ihrem ausſchließlichen Zweck die wiſſenſchaftliche Erforſchung der deutſchen Sprache nach ihrem ganzen Umfang. Zufolge dieſes Zwecks ſetzt ſie ſich für ihre Werkthätigkeit drei Hauptaufgaben:

1) Erforſchung des gegenwärtigen Zuſtandes der deutſchen Sprache nach ſämmtlichen Mundarten, in Rede, Schrift und Druck;

2) Würdigung der heutigen deutſchen Sprache nach ihrem eigenthümlichen Muſterbilde, wie es aus ihr ſelbſt anzuſchauen und zu erkennen;

3) Ausmittelung alles deſſen, was im Geiſte der geſchichtlich gegebenen Sprache ſelbſt gethan werden kann, um die heutige deutſche Sprache weiter auszubilden und den als zweckmäßig erkannten Sprachverbeſſerungen bei dem deutſchen Volke Eingang zu verſchaffen;

endlich als Ergebnis dieſer dreifachen Arbeit ſtrebt die Geſellſchaft, Vorarbeiten für ein Wörterbuch, für eine Sprachlehre und eine Geſchichte der deutſchen Sprache zu liefern.

Mit Recht verlangt die Geſellſchaft eine ſolche Forſchung, welche belebend, für die weitere Ausbildung der Sprache förderlich ſei.

Wie nun gerade die geſchichtliche Betrachtung und Bearbeitung der deutſchen Sprache ſich als vorzügliches und weſentliches Mittel der Belebung und Förderung darſtelle, ſoll in dem Folgenden näher angedeutet werden.

Die Geſetzurkunde, welche den Zweck und die Hauptaufgaben der Geſellſchaft nur im Allgemeinſten angeben konnte, um jeder beſondern Anſicht und Verfahrungsart freien Raum zu laſſen, ſchließt auch jene geſchichtliche Anſicht keineswegs aus, kömmt vielmehr derſelben offenbar entgegen, wenn gleich vielleicht derjenige, der zunächſt von dem Standpunkt der Geſchichte ausgeht, hierin eine ſchärfere Bezeichnung wünſchen möchte.

Ist nemlich der ausgesprochene Zweck der Gesellschaft Erforschung der deutschen Sprache nach ihrem ganzen Umfange, so gehört in diesen Umfang unzweifelhaft auch die Erforschung der früheren Zustände unserer Sprache, so weit die Denkmäler derselben hinaufreichen. Sollten nun diesem Zwecke gemäß die Hauptaufgaben der gesellschaftlichen Werkthätigkeit bestimmt werden, so hätte als erste Hauptaufgabe die Erforschung nicht bloß, wie geschehen ist, des gegenwärtigen, sondern des vormaligen und gegenwärtigen Zustandes der deutschen Sprache festgesetzt werden mögen; und zwar dieses um so mehr, als die zweite Hauptaufgabe, Würdigung der heutigen deutschen Sprache nach ihrem eigenthümlichen Musterbilde, doch wohl vollständiger gesetzt und gelöst werden möchte, wenn das Musterbild nicht einzig aus der Betrachtung des heutigen Zustandes entnommen würde; als ferner die dritte Aufgabe, weitere Ausbildung im Geiste der geschichtlich gegebenen Sprache, die geschichtliche Forschung ausdrücklich voraussetzt, und als endlich, wenn bloß der gegenwärtige Zustand beachtet würde, unter den Ergebnissen der gesellschaftlichen Thätigkeit nicht Vorarbeiten für eine Geschichte der deutschen Sprache überhaupt, sondern zunächst bloß für eine Darstellung ihres heutigen Zustandes erscheinen könnten.

Es würde dem Bisherigen gemäß auch nicht unpassend gewesen sein, wenn unter den Gegenständen, für welche sich Vorarbeiten ergeben sollen, die Geschichte der Sprache vor dem Wörterbuch und der Sprachlehre benannt worden wäre. Nach diesen vorläufigen Bemerkungen zur Sache selbst!

Die Sprache ist eine Überlieferung, ein geschichtlich Gegebenes. Es kann zwar jeder aus sich selbst durch Nachdenken über das Wesen und den Zweck menschlicher Rede allgemeine Sprachgrundsätze entwickeln. Das besondere der einzelnen Sprache aber, dasjenige, wodurch sie zur eigenthümlichen Sprache wird, ihren Wortstoff, den Gebrauch, nach welchem dieser Stoff behandelt wird, und die aus diesem Gebrauch entnommenen Regeln empfängt jeder von außen und wenn er sich im Leben verständigen will, so muß er sich darnach achten.

So vererbt sich die Sprache von Geschlecht zu Geschlecht. Wenn aber das aufwachsende Geschlecht mittelst der überlieferten Sprache ins Leben eingetreten ist und darin Fuß gefaßt hat, so fühlt es das weitere Bedürfnis, nach der im Laufe der Zeit veränderten Denk- und Empfin-

dungsweiſe an der empfangenen Sprache fortzubilden. Neue Begriffe erheiſchen neue oder neuangewendete Bezeichnung, andere Richtung des Geiſtes ſucht andere Wendung des Ausdrucks.

Aber nicht durch Willkür des Einzelnen, auch nicht durch beliebige Übereinkunft Vieler geht dieſe Erweiterung der Sprache von Statten. Schon die Nothwendigkeit der allgemeinen Verſtändigung verbietet ſolches Verfahren. Nicht durch das Aufpfropfen fremdartiger Reiſer, vielmehr durch das Auftreiben neuer Schößlinge aus dem alten Stamm bildet ſich die Sprache lebendig fort. Ja, man möchte ſagen, es haben beim Anbruche der neuen Zeit verſtändige Männer vorgezogen, ihre der Bildung der Landesſprache vorgeeilte Geiſtesbildung einer fremden, hiefür ſchon ausgebildeten Sprache anzuvertrauen, als das Wachsthum der Mutterſprache künſtlich zu übertreiben. Will nun die Sprachlehre nicht bloß den dermaligen Sprachgebrauch in Regeln faſſen und mit dieſen die Sprache ſchließen, will und ſoll ſie vielmehr die Geſetze auffinden, nach welchen die Sprache ohne Zerſtörung ihrer ſelbſt auf ihrer geſchichtlichen Grundlage ſich fortzubilden fähig iſt, ſo wird hiezu nichts ſo dienlich ſein, als eben die genaueſte Kenntnis ihrer Geſchichte ſelbſt, die möglichſt klare Anſicht der verſchiedenen Zuſtände, welche die Sprache, ſoweit ihre Denkmäler reichen, durchgemacht hat und in denen ſie, bei allem Wechſel der Geſtaltungen, doch immer eine und dieſelbe Sprache geblieben iſt. Was in dem Wechſel der Zuſtände ſich gleich geblieben iſt, das wird als unverletzbare Wurzel der Sprache erkannt werden und aus dem, was die Sprache zu verſchiedenen Zeiten vermocht hat, wird ſich am ſicherſten entnehmen laſſen, was ſie fernerhin vermöge.

Wenden wir dieſes ſogleich auf die deutſche Sprache an! Hier öffnet ſich eine tauſendjährige Geſchichte. Wir ſehen unſre Mutterſprache im Zuſtande roher Kraft, in ſteigender und wieder ſinkender Bildung, in wechſelnder Herrſchaft ihrer verſchiedenen Mundarten. Namentlich zeigt uns die alemanniſche Mundart unter den hohenſtaufiſchen Kaiſern eine Ausbildung für die Dichtkunſt, einen Reichthum, einen Wohlklang, eine Gewandtheit, eine ſchöpferiſche Freiheit, darum ſie von neueren Dichtern mit Recht beneidet wird.

Alles dieſes iſt deutſche Sprache, überall der heimiſche Laut. Die Verſchiedenheit von jetziger Schriftſprache oft mehr in der Mundart,

als in der Zeitferne, begründet. Oft nur ein ſcharfes Anblicken, ein lebendiger Vortrag, und das alte Wort ſteht mitten im Leben.

Wenn in der neueren deutſchen Dichtkunſt die Vorliebe für das alte Wort ſichtbar wird, ſo verdient dieß nur bei denen Tadel, die bloß den Schein der Alterthümlichkeit ſuchen oder nur auf der Oberfläche des Alterthums ſchöpfen, nicht aber bei denjenigen, welche die etwas abgeſtandene Sprache jetziger Zeit in dem alten lebendigen Sprachquell gründlich zu erfriſchen gemeint ſind.

Der Dichter hat ein vielbegehrendes Sprachbedürfnis. Er ſoll das Leben in ſeinen manigfaltigſten Geſtalten und Bewegungen ergreifen, das Tiefſte des Gemüthes ausſprechen, von ihm erwartet man das Neue, ſchöpferiſch Hervorgerufene; und alles dieſes in gemeſſener Kunſtform, die ſich dem Gegenſtand anſchmiege und dem Ohre wohltöne. Ihm vor Allen muß alſo daran gelegen ſein, daß er die Sprache offen halte. Iſt die Dichtkunſt recht lebendig, ſo wird auch die Sprache, wie ein ſtark bewegter Strom, nicht ſo leicht zufrieren. Iſt aber einmal die Sprache geſchloſſen, ſo erſtarrt mit ihr das dichteriſche Leben.

Der Dichter wird daher immer der erſte ſein, der mit der Sprachlehre, die ihre Regeln lediglich aus dem neueſten Gebrauche entnimmt, feindſelig zuſammentrifft, und es kann ihm nicht genügen, wenn die Sprachlehre bloß unter den Ausnahmen von ihren Regeln gewiſſe Dichterfreiheiten aufführt, die ſie nachſichtig geſtattet. Er verlangt keine Fasnachtfreiheit, er verlangt das Anerkenntnis eines ſtets lebendigen Sprachwachsthums und nur diejenige Geſetzgebung wird ihn binden, welche die Bedingungen und Geſetze dieſer Fortbildung ſelbſt in ſich aufnimmt.

Wenn nun der Dichter, wenn jeder Andre, der für ſein Sprachbedürfnis in dem gegenwärtigen Stand der Sprache keine Befriedigung findet, zu dem Vorrath früherer Zeiten ſeine Zuflucht nimmt, in welchen die Sprache für gewiſſe Zwecke, wie namentlich für die Dichtkunſt, günſtiger gebildet ſein mochte, als ſie es jetzt iſt, ſo liegt hierin an ſich nichts Verwerfliches. Dieſe Wiedererweckung des Alten iſt kein Rückſchritt in der Bildung, ſondern eine Erweiterung der Sprache, die ſich in gewiſſer Beziehung gegen ihren vorigen Zuſtand zu ihrem Nachtheile verengt hat, und im Vergleich mit den übrigen Wegen, auf welchen die Sprache erweitert und bereichert werden kann, empfiehlt ſich dieſer

insoferne, als das Wort, welches schon einmal im Leben gewandelt, die Sprachform, welche schon einmal gewissen Zwecken gedient, ihre Tauglichkeit bereits erprobt haben, und als es der neueren Zeit erwünscht sein muß, auch durch Sprachannäherung sich demjenigen zu befreunden, was die Vorzeit Treffliches und für alle Zeiten Gültiges in ihrer Sprache niedergelegt hat.

Diese und andere Bestrebungen, die Sprache zu erweitern, soll der Sprachlehrer nicht unterdrücken, er soll sie leiten, vor Untauglichem warnend, das Taugliche fördernd. Durch geschichtliche Erforschung der Sprache selbst belehrt, soll er hinwieder lehren, was die Sprache von dem Verlorenen zum Gewinn wieder in sich aufnehmen, wie sie dieses dem neueren Zustand aneignen, durch welche Mittel sie nach ihrer geschichtlich erhobenen Eigenthümlichkeit sich naturgemäß fortbilden könne; er soll in diese Fortbildung und Erneuerung Gesetz, Zusammenhang, Folgerechtigkeit bringen.

Allerdings hat er ein jenem dichterischen entgegengesetztes Bedürfnis zu beachten, er hat dafür zu sorgen, daß die Sprache allgemein verständlich, im Geschäftsverkehre bestimmt und gleichförmig, für den Jugendunterricht paßlich, dem Fremden erlernbar sei. Man verlangt von ihm Lehr- und Wörterbücher, für den nächsten Gebrauch berechnet, die das Gangbare darbieten, das Ungewöhnliche und Veraltete als solches bezeichnen. Daß er aber über diesem nächsten Bedürfnis jenes höhere nicht vergesse, davor wird ihn nichts gründlicher bewahren, als der Blick in die Geschichte. Wenn er hier sich überzeugt, daß die deutsche Sprache schon in früheren Zeiträumen Bildungsstufen durchlaufen hat, für die sich eben so wohl besondere Sprachlehren und Wörterbücher entwerfen ließen, wie für ihren gegenwärtigen Zustand, daß sie in diesem Zustande zwar an Bestimmtheit gewonnen, an Reichthum und Beweglichkeit aber verloren hat, so wird sich ihm die Ansicht feststellen, daß auch dieser gegenwärtige Zustand selbst nur als eine Bildungsstufe, als ein Stück jener tausendjährigen Geschichte zu betrachten sei.

Und diesem nach hätten wir von einer umfassenden Erforschung der deutschen Sprache, neben den für das nächste Bedürfnis berechneten Arbeiten, allerdings ein dreifaches Ergebnis zu erwarten:

1) Eine Geschichte der deutschen Sprache, worin ihre äußeren Schicksale und ihr inneres Wachsthum, das Steigen und Sinken ihrer

Bildung, die wechſelnde Herrſchaft der Mundarten, das eigenthümliche ihrer jeweiligen Zuſtände, und ſo auch des gegenwärtigen, in einem lebendigen Gemälde dargeſtellt wären.

2) Ein Wörterbuch, worin dasjenige, was die Geſchichte in größeren Zügen gegeben, an jedem einzelnen Worte durchgeführt, jedes von der Wurzel an durch die verſchiedenen Bildungsſtufen bis dahin, wo es im Gebrauche zu ſein aufgehört, oder, wenn es noch im Gange iſt, bis in ſeine gegenwärtigen eigentlichen oder uneigentlichen Bedeutungen verfolgt würde.

3) Eine Sprachlehre, welche das Weſen der deutſchen Sprache, wie es ſich aus einer umfaſſenden geſchichtlichen Betrachtung derſelben ergiebt, in allgemeinen Grundzügen und mit Anwendung auf die Mundarten darlegte, den Gebrauch derſelben, wie er ſich in ihrem gegenwärtigen Zuſtande beſchränkt und geregelt hat, ausführte, und die Geſetze, nach welchen ſie ihrer geſchichtlich erhobenen Natur gemäß der Fortbildung fähig iſt, aufſtellte und entwickelte.

# Zur Geschichte der Freischießen.

Im Sommer des Jahres 1576 hatte die Reichsſtadt Straßburg ein großes Schießen mit Armbruſt und Büchſe, ſammt Ausſpielung eines Glückstopfes, veranſtaltet. Die Feſtlichkeiten dauerten faſt zween Monate hindurch. Von den befreundeten Städten am Rhein, in Schwaben und in der Schweiz, namentlich von dem altverbündeten Zürich, waren bereits die Schützen angelangt. Da ſchifften ſich in der Frühe des 20 Juni noch weitere 54 Armbruſtſchützen zu Zürich auf der Limmat ein und landeten abends gegen 9 Uhr zu Straßburg, einen Hirſebrei in ehernem Topfe noch warm zur Tafel des Ammeiſters liefernd. Damit zeigten ſie, daß ſie aus 4 Tagreiſen eine machen und in Nothfällen den Freunden Hülfe bringen können, bevor ein Brei kalt werde.

Jenes große Volksfeſt und dieſes Zwiſchenſpiel desſelben, Wiederholung eines ähnlichen Unternehmens der Zürcher von 1456, ward in gebundener und ungebundener Rede, in deutſchen und lateiniſchen Verſen, durch Steininſchrift, Mauergemälde, Zeichnungen aller Art, durch Denkmünzen und koſtbares Trinkgeſchirr, endlich auch durch die noch vorhandenen ſtädtiſchen Rechnungen, zum Gedächtnis der Nachwelt feſtgehalten. Insbeſondre hat [XX] Johann Fiſchart in deutſchem Gedichte das glückhafte Schiff von Zürich beſungen, nicht etwa, wie man von dem erſten Satiriker der Zeit erwarten möchte, den günſtigen Stoff zum Scherze benützend, ſondern in völlig ernſter Geſinnung. Ja, als ein Spötter mit ſeinem Schmachſpruche die Sache zu verunglimpfen wagte, war Fiſchart ungeſäumt mit einem ſehr heftigen und handgreiflichen Kehrab [1]

[1] Vergl. Bienenkorb, 1588, Bl. 4: „Objurgatorium Clericorum, der Geiſtlichen Kehrab.“ Auf den Schmachſpruch erſchienen mehrere Antworten, ſ. Ring, Über die Reiſe des Züricher Breitopfs nach Straßburg 1576. Baireuth 1787. 8. S. 138 ff.

über ihn her. In späterer Zeit sind dem Schützenfeste von 1576 und der Fahrt des Breitopfs geschichtliche, litterarische und ästhetische Erörterungen gewidmet worden. Ein Hauptgegenstand derselben aber, Fischarts Lobspruch, hat sich überaus selten gemacht. Es schien daher nicht überflüssig, dieses Denkmal deutscher Sittengeschichte und der Sinnesart seines bedeutenden Verfassers durch einen sorgfältigen Wiederabdruck zu erneuen.

Aufgefordert, diesen neuen Abdruck, dessen übrige Ausstattung gänzlich dem Herrn Herausgeber angehört, mit einem Vorworte zu begleiten, bezweckte ich anfangs, das Gedicht und dessen ernste Haltung im Zusammenhang mit einer mir besonders anziehenden Seite von Fischarts Charakter darzustellen, ich meine die volksthümliche, vaterländische [XXI] Gesinnung dieses Schriftstellers, seine rege Vorliebe für Alles, was die Schweizer Landskraft nennen [1]. Nicht bloß, daß er von deutscher Tüchtigkeit und Treue, vom Adel der deutschen Sprache u. s. w. mit stolzem Bewustsein spricht; er bewährt die Macht dieser Sprache, indem er, ein Brunnen mit zahllosen Röhren, ihren überströmenden Reichthum ausgießt, indem er für sich allein eine Gewalt der Sprachbildung ausübt, welche sonst nur der allmählichen Entwicklung des Sprachgeistes durch die Gesammtheit eines Volkes vorbehalten scheint; er bewährt die treue Anhänglichkeit an das Vaterländische durch seine umfassende Bekanntschaft mit allen Äußerungen des deutschen Lebens. Wie man auf dem Schießen zu Straßburg zweierlei Waffen gebrauchte, die neuere Büchse und die alterthümliche Armbrust, so besitzt Fischart neben der Schulgelehrsamkeit seiner Zeit noch die reiche Kenntnis heimischer Überlieferung. Er ist wohl bekannt mit den Gestalten des Heldenbuchs, mit den scherzhaften und romantischen Erzählungen, wovon ein Theil noch in unsern Volksbüchern fortlebt, und er selbst hat Einiges dieser Art bearbeitet, er kennt die Schule der Meistersänger und parodiert sie, er kennt die ganze Fülle des Volksgesangs, die Spiele, Sprichwörter, Volkssagen, Kunkelmärlein, allen Kinderglauben. Er kennt die Sitten und Gebräuche, die Mündarten, die Trachten der deutschen Volksstämme, auch was der eine dem andern zum Spotte [XXII] nachsagt, er kennt die Merkwürdigkeiten, die kleinsten Eigenheiten der ein-

[1] [Vergl. Schriften II, S. 570 bis 572. H.]

zelnen Landſchaften und Städte [1]. Ein großer Theil der Werke dieſes ſprachgewaltigſten Deutſchen beſteht in Bearbeitungen aus fremder Sprache, als wollt' er eben nur zeigen, was ein ſolcher Bearbeiter vermag; ſeine üppige Kraft ergreift das fremde Gerüſt, wie die traubenſchwere Rebe

[1] Nehmen wir z. B. den Druckort vorliegenden Büchleins. Fiſchart kennt das große Faß auf dem Schloß zu Tübingen (Gargantua Cap. 4) und das große Buch daſelbſt (Ebd. Cap. 42 [Bienenkorb, 11 Ausg., Bl. 215 a]), die Raupen von Tübingen (Prakt. [1593 E 8 b, Scheibles Kloſter VIII, S. 602]), den Schwank vom tübingiſchen Mönch im Ofen (Gargantua Cap. 1); er weiß von „Rotenburg bei Tübingen, dahin die Studenten wöchlich umb guten Wein walfahrten, Papir zu holen, welches ſie gleich ſo wolfeil ankompt, als wann die nörnbergiſche Bierbrewer jährlichs Hefen in Thüringen holen, oder, es ſtattlicher zu vergleichen, als wann man das Pallium zu Rom holet." (Ebd. Cap. 27.) Ferner: „Zu Tübingen, ſagt Henrichman, wird wenig Gelts bald verzehrt ſein." Die Stelle iſt aus Jac. Henrichmanni Prognostica Cap. 20: „Tubingæ modicum pecuniæ cito consumetur." Bebels Facetiæ, wovon Henrichmans Prognostica, aus Schwärzloch 1508 datiert, einen Anhang ausmachen, ſind von Fiſchart mehrfach benützt. Rabelais ſelbſt kennt „ces fols Astrologues de Tubinge" (Pantagrueline Prognostication Ch. 1) und die ſeltſamen Bücher zu St. Victor läßt er zum Drucke fördern „en ceste noble ville de Tubinge." (Pantagruel L. II, Ch. 7.) [Wilhelm Wackernagel, Johann Fiſchart von Straßburg und Baſels Antheil an ihm. Baſel 1870. 8. S. 16, Anm. 40: „Wie Fiſchart mehrfach Tübingens und des Studentenlebens dort erwähnt, iſt mir nicht unwahrſcheinlich, daß er ſelbſt auch einige Zeit da Student geweſen." Ein beſtimmter Nachweis dafür, daß Fiſchart, wie W. Wackernagel vermuthet, in Tübingen ſtudiert habe, läßt ſich aus den Acten der Univerſität nicht liefern. Wenigſtens hat Univerſitätsbibliothekar Dr Hermann Kurz nach dem Namen Johann Fiſchart (Mentzer) in der Matrikel vergeblich geſucht. Der Name „Joannes Piscator, Argentinensis", der 1566 bis 1571 in der Univerſitätsmatrikel, im Magiſterbuche der Artiſtenfacultät und in den Aufzeichnungen des Cruſius mehrfach begegnet, gehört dem (nachmals) reformierten, zu ſeiner Zeit ſehr bekannten Theologen Piscator von Straßburg an. Die nemliche Einzeichnung „Johannes Piscator Argentinensis" enthält, wie W. Wackernagel a. a. O. S. 3. 4 berichtet, auch die Baſeler Matrikel 1574 und nach Wackernagel wäre es nicht nur wahrſcheinlich, ſondern es hätte ſeine volle Gewißheit, daß unter dieſer Baſeler Eintragung Johann Fiſchart gemeint ſei; aber es dürfte ſich mit dieſer Einzeichnung wohl anders verhalten. Es mag auch noch daran erinnert werden, daß A. v. Keller auf der Tübinger Univerſitätsbibliothek ein dreibändiges franzöſiſches Geſchichtswerk aufgefunden, worin Fiſchart ſeinen Namen in drei verſchiedenen Faſſungen mit der Jahrszahl 1567 (facſimiliert in Scheibles Kloſter X, S. 403) eingeſchrieben hat. Vergl. Keller in Naumanns Serapeum, Leipzig 1847. 8. S. 202 f. W. Wackernagel a. a. O. S. 5, Anmerkung 6. H.]

ſich Stab und Geländer ſucht. Vom kühnſten der franzöſiſchen Humoriſten angeregt, ringt er mit dieſem, nicht ſieglos, um den Preis der Kühnheit.

[XXIII] Die drei weltgeſchichtlichen Erſcheinungen, welche am Eintritt der neuen Zeit, den Charakter derſelben weſentlich beſtimmend, von Deutſchland ausgegangen: die Erfindung des Schießpulvers, die der Druckkunſt und die Reformation, nahmen, jede auf ihre Weiſe, Fiſcharts Thätigkeit und Nationalgefühl in Anſpruch. Schießpulver und Feuergewehr, obgleich damals längſt im Gebrauche, hatten doch das Erſchütternde des erſten Eindrucks noch nicht verloren. Davon zeugt, was im Gargantua Cap. 26 geſagt wird, daß ſeit Erfindung der bertholdiſchen Büchſen die Leute nicht mehr des Donners und Erdbebens achten, ja ſchier den jüngſten Tag verachten, dieweil er im Feuer kommen ſolle. Der aufſtrebende Bürgerſtand vornehmlich hatte ſich der neuerfundenen Feuerwaffe bemächtigt, und die Übungen in derſelben, bei ſtädtiſchen Feſtſpielen, waren zugleich der Anlaß, Verbindungen und Freundſchaften von bedeutender Folge zu ſtiften und zu befeſtigen. Bedenken wir, wie genau Fiſchart, im angeführten Cap. 26, mit den Handgriffen und Kunſtausdrücken der Schießſtätte ſich vertraut zeigt, wie treffend er die hundert Ausflüchte der Schützen, die gefehlt haben, aufzuzählen weiß, ſo mögen wir leicht annehmen, daß er ſelbſt ſolche Übungen mitgemacht und bei der Bürgerluſt von 1576 mit ſeiner Büchſe auf dem Platz geweſen. Mit Begeiſterung ſpricht Fiſchart von dem großen Funde Gutenbergs zu Straßburg und der Schäffer von [XXIV] Mainz [1].

[1] Gargantua Cap. 55 (Anrede an die Bücher und Autoren):

Gelobet ſei der löblich Fund
Der edlen Truckerei,
Der euch uns noch erhält zur Stund!
Gelobet ſei die Treu
Der beid Erfinder, Guttenberk
Und Scheffers, ſampt ſein Gſipten,
Die gmeinem Nutz zu gut ſolch Werk
Zu Straßburg, Mentz erſt übten!
Der Ein bracht uns viel Berg und Gut,
Ja Bergwerk guter Künſt,
Der Schäffer aus eim Jaſons Mut
Brachts gulden Fliez erwünſcht,

Er ſelbſt ſtand in einem genauen und einflußreichen Verhältniſſe zu der edeln Druckkunſt. Bernhard Jobin, Buchdrucker zu Straßburg, war ſein Schwager, und ſowie dieſer ihn zu manchen Arbeiten veranlaßte, ſo war anderſeits ein mächtiges Werkzeug litterariſch-polemiſcher Wirkſamkeit dadurch in Fiſcharts Hand gegeben, daß ihm Preſſe und Geſchäftsverbindungen eines unternehmenden proteſtantiſchen Druckerherrn zu Gebote ſtanden. [XXV] Denn eben der Kampf für die neuerrungene Glaubensfreiheit war es, was ſeine raſtloſeſte Thätigkeit aufregte [1]. Seine vielverbreiteten Streitſchriften und Spottgedichte in deutſcher Sprache konnten nicht ohne bedeutende Wirkung im Volke bleiben; Joh. Valentin Andreä nennt ihn mit Recht den Schriftführer der deutſchen Nation (Germanicæ nationis a libellis).

Unter ſolchen Geſichtspunkten wird es nicht mehr befremdlich ſein, daß Fiſchart jene deutſche Schützenluſt zu Straßburg als etwas Ernſtes und Würdiges betrachtete, daß ihm der nachbarliche Freundſchaftsbeweis der in Glaubensfreiheit verwandten Stadt Zürich werth und bedeutend war und daß er nicht mit kaltem Blute zuſehen konnte, wenn dasjenige, was er in ſeinem Ehrengedichte gefeiert hatte, durch ſchnöden Misbrauch der edeln Druckkunſt, von einem Anhänger des Pabſtthums

Der weiſt das gulden Schaaffell recht,
Die Woll, ſo recht iſt gulden.
O daß der ewig ſei verſchmächt,
Der die Kunſt nicht mag dulden u. ſ. w.
Hett Welſchland dieſen Fund ergründt,
Seins Rühmens wär kein End;
Nun hats euch Teutſchen Gott gegündt,
Deshalb ihn wol anwend u. ſ. w.
Ihr [die Bücher] ſtrafft die Fürſten, den ſonſt wenig
Einreden dörfen, frei;
Ja von euch haben Keiſer, König,
Zu thun was unrechts Scheu u. ſ. w. (Vergl. Cap. 17.)

[1] Wohlgefällig überſchaut Fiſchart in ſeinem ſcherzhaften Kalender die Gebiete des deutſchen Vaterlandes, in welchen der Kampf ſiegreich beſtanden iſt: „In Sachſen, Pommern, auch gen Brämen, Embden, Genf, Straßburg, Ulm, Reutlingen, Eßlingen, Nürnberg, Zürch, Heidelberg werden nit vil Ablaßkrämer noch Legaten de Latere ankommen. Die Märker und Wirtenberger werden nicht viel gen Rom walfahrten, noch die Preußen viel Annaten daſelbſt löſen.“ (Vergl. Rabelais, Progn. Ch. 6.)

verhöhnt und eben dadurch ein Samen der Zwietracht ausgestreut wurde [1].

[XXVI] Ein Versuch, die vorstehenden Andeutungen über Fischarts Beziehung zum deutschen Volksleben ins Einzelne auszuführen, etwas mühselig für eine Zugabe zum glückhaften Schifflein, würde gleichwohl nur einen abgesonderten Theil der umfassenden Cha-[XXVII]rakteristik berühren, die wir von einem künftigen Bearbeiter der fischartischen Werke zu erwarten haben [2].

[1] S. Kehrab, V. 475 ff. 549 f. 805 f. 821 f. Daß Spottworte vom kühwarmen Brei und viel gröbere, wie sie der Schmachspruch enthält und der Kehrab unermüdlich zurückwirft, eben solche, womit man die Schweizer, als Hirtenvolk, auch sonst zu necken pflegte, gar leicht zu ernstlicher Entzweiung führen konnten (wie denn, laut Schmachspruch V. 119, ein besondres Mandat gegen das Vexieren der Schweizer ergangen sein soll, vgl. Ring S. 131), beweist die Fehde über den Kühplappert, welche Stumpff in der Schweizerchronik (Ausgabe von 1548, II, 94 b) erzählt: „Anno domini 1458 auf eim Schießen zu Costenz kam ein Burger von Lucern und einer von Costenz in Zerwürfnus von wegen eines alten Bernerplapparts [eine Scheidemünze], den derselbig von Costenz spöttlich ein Küplappart nennet. Darauß volget so vil Unradts, daß gemeine Eidgenossen, auf deren von Lucern Manung, wider die von Costenz zu Veld zugend, und rucktend hinauß gen Wynfelden. Das selbig Schloß und Herrlichkeit was damals einem Burger von Costenz zugehörig. Das Schloß ward überrumplet, doch nit gebrochen. Diser Krieg ward gericht durch Bischoff Heinrichen und Herrn Albrechten von Sax Freiherren u. s. w." Vgl. Maurer, Der warme Hirsbrei von Zürich auf dem Freischießen zu Straßburg. Zürich 1792. 4. S. 43. Stalder, Schweizerisches Idiotikon II, 142. Fischart selbst enthält sich anderwärts solcher Anspielungen keineswegs, z. B. Gargantua Cap. 12: „ein Sau für ein Baier, ein Nuß für ein Schwaben, ein Maulthier für ein Franken, ein schlesischen Esel für aller Hasen Großmutter, ein Kuh für ein Schweizer u. s. w. ansehen." [Vergl. W. Wackernagel, Johann Fischart S. 35. 36. H.] Die alten und manigfachen Verbindungen zwischen Straßburg und Zürich hat Maurer ausführlich nachgewiesen.

[2] Indem ich von den Verdiensten Fischarts sprach, war es keineswegs meine Absicht, seinen Cynismus zu diesen zu rechnen. Doch ist derselbe nur unschön und ungeschlacht, nicht verführerisch und lüstern, ein Unterschied, worauf Fischart selbst hinweist, wenn er zu bedenken giebt, daß doch „das ohrenzart Frawenzimmer wol etliche Zotten vertragen könne", welche in verschiedenen damals beliebten Unterhaltungsbüchern, dergleichen auch unsere Zeit aufzuzeigen hat, enthalten seien. Nicht minder verspottet er die Empfindsamen, die „Amadisleser, die uber dem verlohrenen Kind Keisers Octavianus weinen". Im Gargantua, dem Hauptwerke Fischarts, ist das Leben eines riesenhaften, in sinn-

Ich fand daher passender, mich vom Dichter auf den Gegenstand des Gedichts zurückzuziehen und dem Schützenfeste zu Straßburg ein Seitenstück aus dem Lande, in welchem der neue Abdruck erscheint, aufzustellen, wodurch zwar das Reich der Poesie sich wenig erweitern, wohl aber die Geschichte der Freischießen einen nicht verwerflichen Beitrag erhalten und auf den Hofhalt eines der ausgezeichnetsten Fürsten des 16 Jahrhunderts ein heiteres Licht [XXVIII] fallen dürfte. Die handschriftliche Quelle des Folgenden ist zwar auch ein Reimgedicht, ein Lobspruch, dasselbe kann jedoch nicht auf Vergleichung mit dem fischartischen Anspruch machen, obgleich, nach meiner Ansicht, der dichterische Werth des letztern zumeist in der kernhaften Gedrungenheit der Sinnsprüche liegt, Fischarts eigenthümlichste Poesie aber in seiner Prosa zu suchen ist; nur in dieser fühlt er sich völlig frei, hier spielt er die Sprache mit unerhörter Wagnis durch alle Biegungen und Töne, hier nimmt er den dithyrambischen Schwung, gegen welchen der gemessene Schritt seines Allemand d'Amour etwas steif sich ausnimmt.

Der Schriftsteller, von dem ich jetzt zu reden habe, ist Lienhard Flexel, weiland Bürger und Pritschenmeister zu Augsburg [1]. Seine Werke sind, meines Wissens, nie zum Drucke gelangt, dafür aber in den Handschriften mit heraldischem Schmucke wohl ausgestattet. Besonders reich an solchen ist die Heidelberger Bibliothek; es sind gereimte Beschreibungen verschiedener Hauptschießen: des Büchsenschießens zu Passau 1555 (Cod. Nr 686, Wilken, Geschichte der heidelbergischen Bücherssammlungen S. 520), dessen zu Worms 1575 (Nr 405, Ebd. S. 469), des Stahl- oder Armbrustschießens zu Stuttgart 1560, doppelt (Nr 325. 836, Ebd. S. 409. 542) [2]. Von letztgenanntem Stücke findet sich auch

licher Überfülle strotzenden Geschlechtes dargestellt, ein reicher Stoff für die Laune eines Schriftstellers, der selbst von gigantischer Natur ist; darum findet sich auch in diesem Buche die rückhaltloseste Schilderung natürlicher und sinnlicher Dinge. Dennoch treffen wir eben hier, mitten unter dem Rohen, auf das Edelste und Reinste, z. B. Mehreres, was vom ehlichen Leben, von der Heiligkeit der Ehe, gesprochen wird.

1 [Vergl. Schriften II, S. 573 bis 578. H.]

2 Lienhard Flexels gereimte Beschreibung des Schießens zu Rotweil 1558 handschriftlich auf der Gymnasiums-Bibliothek in Rotweil. [Im Verzeichnis der klädenischen Bibliothek, deutsche Litteratur und ältere Drucke, Berlin 1868. 8. findet

zu Wien eine Handschrift, woraus Pfister (Herzog Christoph, II, 158 bis 160) gedrängte Notiz gegeben hat. Aber zu [XXIX] Stuttgart selbst liegt eine solche, mit glänzender Wappenmalerei und häufiger Goldschrift (Cod. Histor. Nr 165 der öffentlichen Bibliothek, Papier, groß Folio), ohne Zweifel das Hauptexemplar, da es dem Veranstalter des Schießens, Herzog Christoph, zugeeignet ist.

Die Turniere und mit ihnen das Heroldamt waren im 16 Jahrhundert merklich in Abgang gekommen [1]. Um so freudiger erhoben sich die Schießen mit dem Pritschenmeister [2]. Dieser, von seinem Werkzeug, einem klatschenden Kolben oder Schwerte von Holz oder Messing, so benannt, ahndete mit den Schlägen der Pritsche die Ungebühr und Ungeschicklichkeit einzelner Schützen und hielt die Zuschauer in Ordnung. Der Fröhlichkeit solcher Feste war es angemessen, daß auch die Zucht- [XXX] und Strafgewalt so weit als möglich nur eine scherzhafte sei. Der Pritschenmeister war somit zugleich der Lustigmacher der Gesellschaft. Pries der Herold die Großthaten der Wettkämpfer, so verspottete der Pritscher ihre Misgriffe; der letzte Gewinnst hieß nach

sich S. 18 unter Nr 416: „Lienhart Flexel (Pritschmeister), die ordeliche beschreibung des großen herrn-schießen, das gehalten worden ist in der hochberümbten statt Ulm. 4. Manuscript aus dem Jahre 1558, 20 Blätter Text, 66 Blätter Wappen und Fahnen. Der Text ist als Gedicht behandelt. Die Wappen, Figuren und Fahnen sind prächtig ausgeführt und gemalt. Alter Lederband." Flexel hat, wie mir Herr Director von Stälin nachweist, außerdem auch Sprüche auf die Schützenfeste von Heidelberg 1554, Wien 1563, Innsbruck 1569, München 1577 verfaßt. Vergl. Chmel, Handschriften der k. k. Hofbibliothek in Wien I, 720. Weitere litterarische Nachweisungen habe ich im zweiten Bande der Schriften S. 573. 575, Anmerkung 2, gegeben. H.]

[1] Gargantua Cap. 11: „Seither aber die Turnier, das ist die Adels Probier, sind abgangen, haben die Fuhrleut ihren Gäulen die Schellen [sonst ein Schmuck der Wappenröcke] angehängt." Vgl. Cap. 53 am Ende.

[2] Über den Pritschenmeister s. Frischs deutsch-lateinisches Wörterbuch 1741, S. 140, wo derselbe so definiert wird: præco, morionis versicolore habitu, quo ii utuntur, qui se in areis publicis sagittis vel globos plumbeos explodendo exercent, ut eis locum monstret quem tetigerunt globo vel sagitta, ut certos errores ferula sua puniat et rhythmos extemporales pronunciet. Ferner Flögel, Geschichte der komischen Litteratur I, 328. Schmeller, Bayerisches Wörterbuch I, 272 f. Nach Letzterem gab es in Wien: „Kaiserl. Majestät Pritschenmaister und Hofpoeten."

ihm der Pritſchenſchuß. Beide verfertigten Spruchgedichte auf die Feſtlichkeiten, bei denen ſie Dienſte geleiſtet. Sowie aber der Herold mehr und mehr vom Spaßmacher angenommen hatte [1], ſo gieng umgekehrt von der Feierlichkeit des Herolds Einiges auf den Pritſchenmeiſter über. In ſolcher Haltung erſcheint unſer Lienhard Flexel; als ein erfahrener Meiſter beſucht er, eingeladen oder ſelbſt ſeine Dienſte anbietend, die bedeutendſten Schießen, wird bei ſolchen angeſtellt und beſchreibt ſie dann, mit mäßigem Humor, in Reimſprüchen, die er, ausgemalt mit den Wappen der angeſehenern Perſonen, den Gebern der Feſte und den vornehmſten Theilnehmern überreicht, wohl auch ſonſt an fürſtlichen Höfen, wo man gerne von derlei Feſtlichkei-[XXXI]ten Kunde nimmt, in vervielfachten Exemplaren abſetzt.

Von dieſer Art iſt dasjenige ſeiner Werke, wovon ich hier einen Auszug gebe.

Herzog Chriſtoph zu Würtemberg ſchrieb auf den 23 September 1560 ein großes Stahlſchießen aus. Die Schützenbriefe ergiengen weithin in deutſche Lande, auch in die Eidgenoſſenſchaft. Ein Dukaten ſoll eingelegt werden, hundert Dukaten ſetzt der Herzog als das Beſte aus. Zimmerleute werden beſchickt, um die Zielſtätte zu bauen. Vier Herren des Raths zu Stuttgart (Konrad Egen, Burgermeiſter, Cyriacus Horn, fürſtlichen Leibapotheker, Wilhelm Schlaginhauffen, Hofrichter, Bartholome Meſſerer, alten Burgermeiſter) erwählt der Fürſt, daß ſie Alles einrichten und ordnen. Lienhard Flexel, Pritſchenmeiſter von Augsburg, befindet ſich eben auf dem Wege gen Kolmar, wohin man ihn auf ein Büchſenſchießen eingeladen [2]. Da begegnet ihm ein alter Mann,

[1] Der Ehrenhold Johann Holand, um 1424, eröffnet ſeinen Reimſpruch vom turnierfähigen Adel in Baiern (Duellii Excerpt. S. 255 ff.), welcher überhaupt hieher zu vergleichen, mit ähnlichen Späſſen über ſeine Eß- und Trinkluſt, wie wir ſie nachher bei Flexel finden werden. Über Wappenämter und damit verbundene Dichtung im 14 Jahrh. iſt neuerlich durch Primiſſers Ausgabe des Suchenwirt mehreres Licht verbreitet worden. Für das 13 Jahrh. mögen einige Stellen aus dem Gedichte von Dietleib angemerkt werden: V. 9569 f. 11883 bis 11886. [Wilhelm von Öſterreich Bl. 2 a. Göz, Hans Sachs II, 5 f. Schmeller, Bayeriſches Wörterbuch II, 715.]

[2] Des Freiſchießens zu Kolmar von 1560 erwähnt Stalder, Fragm. über Entlebuch II, 262. Die in dieſen Band aufgenommenen Beiträge zur Geſchichte der Gymnaſtik der Schweizer ſind inhaltreich für die geſchichtliche

der ihm einen Schützenbrief von Stuttgart zeigt und ihm dorthin zu ziehen räth. Flexel befolgt den Rath, sammt seinem Sohne Va-[XXXII] lentin, und es hat ihn nicht gereut. Er preist die Stadt und das Land:

Dieselb Stadt ist mir wol bekannt,
Dann Stuttgart ist dieselb genannt,
Und ist ein fürstliche schöne Stadt,
Wann sie also den Namen hat.
Die Burger seind drin weit erkannt
In deutschen und in welschen Land.
Die Stadt liegt in eim tiefen Thal,
Groß Berg seind drumb wol überall,
Darauf da wächst ein edler Saft,
Gar guter Wein, gibt große Kraft.
Wann Einer desselben zu viel thut trinken,
Wol auf den Bank da muß er sinken,
Das thät oft manigem Schützen and.
Es ist ein wol erbautes Land
Von Städt, Schlössern, Dörfern, überall,
Im Land ist gar viel Berg und Thal,
Daß man nit findt bald sein geleich.
An Wein und Traid ist es fast reich,
Fisch und Wilbret hat es gar viel,
Das muß man haben zu solchem Spiel [1].

Kenntnis des Schützenwesens und geben auch, S. 270 ff., über das Straßburger Schießen von 1576 einiges Nachträgliche zu den Schriften von Maurer und Ring.

[1] Die Schreibweise der ausgehobenen Stellen ist der jetzigen näher gebracht, besonders schien es unthunlich, die lästige Buchstabenhäufung wiederzugeben, z. B. sinckhenn, Lanndt, sinken, Land. Dagegen bemerke ich hier die hauptsächlichsten Spracheigenheiten, von denen freilich meist nicht zu bestimmen ist, ob sie dem Verfasser des Spruchs oder dem Schreiber aus Passau angehören: 1) Freulach, Pluemlach, Berlach, Pledlach, Fräulein, Blümlein, Perlein, Blättlein, in der Mehrzahl. 2) Bam (Reim auf gan), Bamb, Bamenn (Reim auf Namenn), Baum, Bäume, Bäumen. 3) Sich öfters für sie, Mehrzahl. 4) einhig, auffig, hinein, hinauf, vor unmittelbar folgendem g. 5) geschwingt (Reim auf Laberindt), gwingen, gwang, geschwind, gewinnen, gewann. 6) staindt, stand. 7) staindant, pluessant, werdans, standen, bliesen, werden sie. 8) was, wassent (dieses nur einmal), war, waren.

[XXXIII] Zu Stuttgart ſteht ein fürſtlich Haus, überaus wohl erbaut, mit welſchen Gängen und weiten Schnecken [1]. Dieſe geht Flexel hinauf und kommt in einen langen, großen Gang. Zween dergleichen ſind auf einander gebaut, durchſichtig, mit ſchönen ſteinernen Säulen: aus ihnen kann man in alle Zimmer gehn. Er kommt in den Ritterſaal, darin ſtehen Tiſche, mit ſchwarzem Sammt und gutem Tuch bedeckt. Hier findet er einen Herrn, den er geſucht, einen der Ordner des Feſtes. Zwo Thüren hat der Saal, auch einen viereckten Gang mit Eiſengittern, worin der Kredenztiſch ſteht:

Von gulden Scheuren (Pokalen) ſtand er voll.
Darzu die großen ſilbernen Flaſchen,
[XXXIV] Die gfielen mir zum aller baſten,
Sie waren voll mit gutem Wein,
Gab mir zu trinken und ſchenkt mir ein;
Der ſilberen Becher waren ſo viel,
Daß ich der Zahl nit ſchreiben will.

Auch zahlloſe ſilberne Schüſſeln, viel tauſend Gulden werth, ſind vorhanden; denn in lauter Silber trägt man zu eſſen. Eine weite Schnecke hinab, worin Zween neben einander reiten können, wird Flexel in die Dürlitz [2] geführt, einen Saal mit großem Thore, worin bei neunzig (?) bedeckte Tiſche ſtehen. Nie hat er eine größere Dürlitz geſehen, mit Roſs und Wagen könnte man hinein fahren. Hier wird das Hofgeſinde geſpeiſt:

Und wie man ward zu Tiſch geſeſſen,
Der Salmeiſter thät das nit vergeſſen,
So gieng er nauf wol in den Sal,
Da muſt man ſchweigen überall,
Dann er war weiſ' und darzu klug,
Mit einem Stecken er da ſchlug
Wol auf ein Tiſch, ſo ſchwieg man ſtill,
Das war meins gnädigen Fürſten Will.

[1] Dieſes fürſtliche Haus, jetzt das alte Schloß, Herzog Chriſtophs Gründung, ſtand eben damals friſch aus der Arbeit, noch nicht ganz vollendet, da. Flexel ſagt:

Mit dem Gebäu thät man faſt eilen.

Das nachher beſchriebene Luſthaus iſt nicht zu verwechſeln mit dem von Herzog Ludwig 1581 angelegten neuen Luſthaus, dem heutigen Hoftheater.

[2] Richtiger: Dürnitz. Über dieſes Wort ſ. Schmeller, I, 398 f.

So thät ein Knab dann fürher ſtan,
Der fieng gar züchtig zu beten an
Und ſaget Gott gar fleißig Dank
Umb ſein Speis und umb ſein Trank.
[XXXV] Darnach hat man ſich bald bedacht
Und hat dem Hofgſind zeſſen bracht.
Seit ich die Warheit reden ſoll,
Man hat ſie gſpeiſt fürſtlich und wol.

Die Wißbegierde treibt den Gaſt weiter.

Nach dem Keller hät ich Verlangen,
Von Stund an ward ich darein gführt,
Denſelben hab ich wol probiert.

Größere Jäſſer hat er nie geſehen, den Boden kann er weit nicht erreichen [1]. Vom Keller geht er in die Kuchel. Es ſind zwo Küchen, wovon die eine dem Fürſten beſonders zugehört. Den Haushalt der andern beſchreibt Flexel nicht ohne Lüſternheit:

Darin da thät man ſieden und braten
Von Wilbret, Kopaunen, Hüner und Hennen,
[XXXVI] Gut Vögel und Rebhüner thu ich nennen,
Fiſch und Krebs kocht man darneben,
Guts ſchweines Wilbret thät man geben
In ſchwarzem Pfeffer, der war gut,
Man briet viel Gäns, hät man in Hut,
Das gfiel mir wol und ward mir eben;
Gut Spänſäu briet man auch darneben,

[1] Eines ähnlichen Kellerbeſuchs gedenkt Fiſchart, Gargantua Cap. 4: „Ich weiß wol, wie es dem Poeten gieng auf der Hochzeit zu Studgarten, im Kellerſtüblein, da ihn das new Faß anlacht, welches hielt der Fuder zwanzig ſieben, welche ihm recht die Reif antrieben.“ Und weiterhin: „Ja, da war mehrerlei Wein, dann zu Stutgart auf der Hochzeit beſchrieben worden, als würtenbergiſcher, Weidenberger, der von Laufen, ſo etwan die ferdinandiſchen Knecht machet laufen und die Landgräviſchen nachlaufen. Item der Elfinger, ſo die Finger und Bein elenlang macht, der Beutelſpacher, ſo Beutel machet krachen, der Hebbacher gieng glatt in Rachen, rote Felbacher, Mönchberger, Beinſteimer, weiß und roth Wangheimer, die oft gut Verſ' helfen erdenken“ u. ſ. w. (Man will dem Weine von Wangen dieſe Eigenſchaft nicht mehr zugeſtehn.) Dieſe Hochzeit zu Stuttgart iſt ohne Zweifel die von Jacob Friſchlin beſungene Vermählungsfeier des Herzogs Ulrich, 1511. [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 257. 294. H.]

Wie es dann ghört zu ſolchen Sachen,
Welſchen Salat ließ man viel machen,
Der ſeltſamen Richt waren ſo viel,
Daß ichs nit alls beſchreiben will.

Eiſerne Häfen, Keſſel, Pfannen, die ſchönſten Löffel. Alles zieht die Blicke des Gaſtes an. Im Hofe ſieht er einen ſchönen Rohrkaſten und in der Küche läuft friſch Brunnwaſſer aus einer Säule. Die Köche heißen ihn gottwillkomm ſein, ſie ſind alle behend und keiner faul. Hirſche, Rehe, wilde Schweine liegen im Hof umher:

Zu Hof da waren ſie eingführt,
Daſelbs hat mans zerhauen und gſchnitten
Nach fürſtlicher Ehr, Würd und Sitten.

Das Schloß hat zwei Thore mit Aufziehbrücken; um dasſelbe ein tiefer, feſter Graben, worin ſchöne Hirſche und Stuckwild gehn, für die man ſchöne Ställe gebaut hat:

Sie mochten gan drin aus und ein,
Ein fürſtlicher Luſt kunt das geſein.

Hierauf begiebt Flexel ſich in den fürſtlichen Luſtgarten, woſelbſt das Schießen gehalten werden [XXXVII] ſoll. Vor deſſen Thore ſtehen viel Trawanden (Trabanten) mit Spießen und Hellebarten. Gleich am Eingang iſt eine künſtliche Mühle, man ſieht kein Waſſer und hört kein Rad, ſie iſt unter der Erde gebaut; erſt wenn man ganz nahe tritt, vernimmt man ſie. Nicht weit davon ein Rohrkaſten von Kupfer. Ferner ſieht er:

Das aller wolerbanteſt Haus,
Gar luſtig gmacht ganz überaus,
Dann es war mir auch unbekannt,
Das fürſtlich Luſthaus war es gnannt;
Mit luſtiger kunt es wahrlich ſein,
Die Fürſtin gieng drin aus und ein
Und auch der hochgeboren Fürſt,
Den allezeit nach Ehren dürſt,
Und 's Frauenzimmer gar wolgeboren
Mit den vom Adel auserkoren.

Im Luſthaus ein ſchöner Saal mit vier runden Erkern und welſchen Kaminen; von ihm kann man überall hinausſehn:

Den Saal hat man in guter Hut,
Niemands dorft gan drin aus noch ein,
Dann er muſt von dem Adel (Hofadel) ſein.

Auch hier ſind die Tiſche mit ſchwarzem Sammt und gutem Tuche bedeckt. An den Saal ſtoßen zwei Zimmer; da ſteht ein Rohrkaſten von Metall, darein aus ſchönen Bildern friſches Waſſer läuft. Viel Tafeln (Gemälde) ſind im Saal aufgeſchlagen, von [XXXVIII] alten Schlachten und ſeltſamen Geſchichten. In einem Schnecken ſteigt Flexel in Keller und Kuchel nieder, wo er ſich die ſchönen Stuben und Gewölbe beſchaut. Das Haus ſteht frei, ringsweis kann man drum gehn und ſehen. Von da wird er in ein Labyrinth, einen Irrgarten, geführt. Dieſer hat ſchöne Gänge und gewölbte Bogen, alle überwachſen und bezogen mit Trauben und welſchen Bäumen, deren ſeltſame Namen der Erzähler nicht anzugeben weiß. In der Mitte ein Vogelhaus mit eiſernen Gittern, darin Vögel ein- und ausfliegen. Fürbaß zeigt man ihm ein ſchönes Rendill, eine Stechbahn, gleich vor dem Luſthaus, ſo daß die Fürſtin darauf hinausſehen kann. Nicht weit davon ein wohlgepflegter Wintergarten:

Darumb hat man ein Mauer gebaut,
Ich hab zun Fenſtern einhig (hinein) gſchaut,
Das ſag ich euch bei meinen Pflicht:
Die Bäum die trugen welſche Frücht,
Ein ſchöner Luſt mocht das geſein,
Im Winter kunt man heizen ein,
Wie es dann ghört zu ſolchen Sachen,
Den Bäumen kunt man warm machen,
Das hab ich von dem Gärtner ghört;
Darneben ſtand ein Vogelherd,
Der war gar ſchön und luſtig gebaut,
Durch die Hecke hab ich hinein gſchaut.

Weiter hinein wird Flexel, denn zu ſeinem Verdruſſe muß er eilends gehn, zu den drei Schieß-[XXXIX]bergen geführt, die man für das Feſt erbaut hat. Sie ſind ſchön bemalt, mit den fürſtlichen Wappen geſchmückt und mit goldnen Knöpfen, worauf die Fahnen ſtecken, auch mit Schranken, Zielhäuſern, darhinder die Zieler ſich bergen können, und andrer Zugehör wohl verſehen. Beſonders der mittlere gleicht einem Schloſſe; man kann ihn umtreiben, er iſt mit Kupfer bedeckt,

der Thurm durchſichtig und Glocken hangen darin, auch eine Uhr iſt angebracht. Sofort wird das Schießhaus mit ſeinen Sälen für Fürſten und Herrn beſchrieben; einer heißt die fürſtliche Rüſtkammer, worin die Stähle hangen. Die Stühle für Fürſten und Grafen ſind mit Sammt überzogen, die andern mit ſchwarzem Tuch. Hinter dem Schießhaus ein Irrgarten mit einem Sommerhaus, unter dieſem ein gewölbter Gang mit einer langen Tafel, darauf man mit Steinen ſchießen kann. Zween Kraniche gehen im Garten um.

Vor dem einen der drei Thore des ringsummauerten Gartens ſtehen zu beiden Seiten viel ſchöner Kramen, Krambuden, unter denen Flexel faſt verirrt. Sammet, Seide, goldne Borten, goldne Scheuren und Silbergeſchirr findet man hier zu kaufen. Auch viele Küchen ſind aufgeſchlagen, ſowie zwei ſchöne Zelte, das eine für die Provoſaner [1], welche die Nacht über wachen, das [XL] andre für die Würfelbrette (zum Prenden [2]), wo man ſeines Geldes los werden kann. Daneben der Kegelplatz, wozu auch Gewinnſte gegeben ſind; dann der Hahn (Hahnenſprung?), wo es oft lächerlich zugeht, die Gewinnſte hängen dabei. Weiter noch zween Schießberge mit einer langen Schießhütte. Ein durchſichtig Reigerhaus mit mannshoher Mauer und durchfließendem Waſſer.

Wieder kehrt Flexel in den Garten und beſchreibt Pritzenbank und zwei Gezelte mit Tiſchen und Bänken, darunter man nachher den Undarntrunk (Veſpertrunk) giebt, auch die fürſtliche Schenke genannt.

Am beſtimmten Tage, Montag den 23 September, ſind die Schützen mit Macht eingezogen. Man führt ſie in ihre Herbergen und erbietet ihnen alle Zucht und Ehre:

Das kommt der Stadt zu gutem Frommen.

Abends reiten die Fürſten ein: der Kurfürſt, Pfalzgraf Friedrich, ſammt ſeinem Sohne Johann Caſimir; mit ihnen Johann Wilhelm, Herzog von Sachſen, Herzog Reichart, Pfalzgraf am Rhein, und Philibert, Markgraf zu Baden. Zween Fürſten kommen erſt auf das Nachſchießen: Herzog Karl, auch Markgraf zu Baden, und mit ihm der junge Pfalzgraf Johann Georg. Herzog Chriſtoph reitet [XLI] den Fürſten entgegen

[1] Anderwärts: Proviſioner, Provoſoner u. ſ. w. Über dieſe Klaſſe von Dienſtleuten ſ. Pfiſters Herzog Chriſtoph, I, 582. Schmeller, I, 346.

[2] Gargantua Cap. 4: „wurf in die Prenten.“ Vgl. Friſch unter: Bränte.

mit seinem Adel und den reisigen Knechten; auch nimmt er seinen lieben Sohn, Herzog Eberhard, mit. Er führt sie ins Schloß, wo jeder Fürst ein eigenes Zimmer erhält. Der Adel bringt ihnen Wasser auf die Hände, dann sitzt man zum Nachtessen, nach welchem ihnen die edeln Knaben mit Windlichtern auf die Zimmer leuchten. Am Morgen läßt man umschlagen, daß die Schützen zur Wahl der Neuner sich versammeln. Nach der Morgenpredigt zieht man aus dem Schloß in den Lustgarten. Trabanten dienen dabei, die vier Trompeter des Herzogs blasen vor, drei Spiele von Trommeln und Pfeifen ziehen mit. Der Empfang im Garten geschieht durch den fürstlichen Rath, Dr Johann Krauß. Dieser verliest auch die Artikel und verkündet den Burgfrieden. Dann schreitet man zur Wahl der Neuner; den ersten wählen die Fürsten, den zweiten Ritterschaft und Adel, den dritten die Reichsstädte, den vierten die Fürstenstädte, der fünfte ist aus der Eidgenossenschaft, die vier übrigen wählt der Herzog, und zwar die vorgenannten vier Rathsherrn von Stuttgart. Diese haben auch die Dienerschaft anzunehmen: Schreiber, Zieler und Pritscher. Von letzter Art bestellt man anfangs nur drei, auserwählte Meister, darunter unser Dichter mit seinem Sohn:

Ich dank ihm fast der großen Ehren.

Nachher finden sich noch viele Pritscher ein, die seine Eifersucht erregen:

[XLII] Die wollten all sein in dem Spiel,
Der Pritzer waren schier zu viel,
Der nie keim Schießen war nachzogen.

Der Herzog läßt den Neunern von Stuttgart schöne, neue Hofkleider schenken:

Gut Lyndisch (leidnisch, niederländisch [1] Tuch), Rock, Wames und Hosen.

Auch die Diener und Spielleute werden in Lündisch gekleidet, 29 Kleider ließ man machen. Der Hofmarschalk und der Haushofmeister des Herzogs nehmen die Diener in Pflicht. Hierauf treten die Neuner zusammen, um das Schießen zu ordnen. Es werden 6 Viertel gemacht, jedes erhält seine Fahne, nach Farben verschieden. Wegen des An-

[1] [Es ist vielmehr Londoner Tuch. Vergl. Schriften IV, S. 180, wo sich bereits die richtige Erklärung nach Schmeller, Bayerisches Wörterbuch II, S. 480 findet. H.]

ſchießens wird gelooſt. Am Donnerſtag beginnt das Schießen; die Fürſten unter der rothen Fahne ſchießen an:

Herzog Chriſtoph hat parſonlich (perſönlich) gſcheſſen.

Zwei ſchöne Bladt, Scheiben, ſind aufgeſteckt, 24 Schüſſe muß je Einer thun. Die Bolze werden ausgeſchrieen und eingeſchrieben, in Beiſein der Neuner, welche großen Fleiß ankehren, daß Keinem Unrecht geſchehe.

Während des ganzen Feſtes übt der Herzog die volleſte Gaſtfreiheit. Zwei der Viertel werden jeden Tag, zu Morgen und Abend, ins Schloß geladen, in die Brunnenſtube, wo ſie mit 13 Richten geſpeiſt werden. Mit den Neunern wird ange-[XLIII]fangen, zwei Freitafeln werden ihnen gehalten, jede Mahlzeit giebt man ihnen 16 Richten. In goldnen Scheuren ſchenkt man ihnen ein; keine Kurzweil wird da geſpart, der Kuchelmeiſter, Burkhart Mettelin, trägt ſelbſt auf, mit Trommeln und Pfeifen werden ſie hineingeführt.

Am Sonntag hält der Fürſt ein Laufen. Ein lündiſch Paar Hoſen iſt der erſte Preis, der zweite ein Wams, der dritte ein ſchöner Hut mit einer Feder:

Ich gwann ihr keins, das thät mir Zorn.

Darnach fängt ein Fechten im Luſtgarten an. Die Fürſtin fährt mit 4 Wagen aus dem Schloß. Im vordern ſitzt ſie ſelbſt, mit fünf jungen Fräulein, ihren Töchtern [1]:

Mit Samat war der Wagen bedeckt,
Trawanden hant 's Volk oft erſchreckt.
Das Volk das lief und wollt nit beiten (warten),
Trawanden giengen zu beiden Seiten u. ſ. w.
Vier Löwen ſeind auf dem Wagen gſeſſen,
Zwen ſaßen vorne und zwen dahinden,
Gar ſchön verguldt, thu ich verkünden,
Sie waren gemacht nach kunſtlichem Sinn,
Des Fürſten Wapen hieltens vor ihnn.

[XLIV] Drei Wagen fahren der Fürſtin nach, worin die vom Adel mit dem Frauenzimmer ſitzen. Von ihrem gnädigen Herrn und dem

[1] Die vierte derſelben, Ämilie, damals 10 Jahre alt, wurde ſpäter die Gemahlin des Pfalzgrafen Richard, der dem Schießen angewohnt. Die Herzogin ſelbſt rühmt Fleyel als eine Wohlthäterin der Armen.

Kurfürſten wohl empfangen, ſieht ſie mit ihren Fräulein aus den Fenſtern des Luſthauſes der Fechtſchule zu. Ein Wams von lauter Tafft giebt der Herzog zum beſten:

Ich facht nit drumb, das war mir eben.

Auch läßt er zu jeglicher Wehr dem, der das Beſte gethan, zween Thaler geben.

Nach dem Fechten geht man wieder ins Schießhaus und ſetzt das Schießen fort:

Zum Undarntrunk da ſeind ſie gangen.
So merket weiter, was ich ſag!
Denſelben gab man alle Tag
Gut Käs und Brot und darzu Wein,
Den Schützen ſchankt man dapfer ein,
Sie thätens einander waidlich bringen,
Mir war gar wol mit dieſen Dingen,
Kehrten den Bechern das Unter überſich,
Das war fürwahr ein Spiel für mich.
Gut Öpfel und Bieren lag darneben,
Gar gut friſch Nuß thät man auch geben,
Darauf da ſchmeckt Eim ein Trunk gar wol,
Seit ich die Wahrheit reden ſoll,
Dann welcher gwann, der lebt im Saus.

Hierauf findet ein Umzug ſtatt; unter Vortritt der Pritſcher, der Trompeter und zweier Spiele, und im Gefolge der Neuner, tragen 110 weißgekleidete Knaben, mit goldnen Ketten und ſchönen Schnüren [XLV] geziert, ſchwarz und gelbe, mit Wappen geſchmückte Fahnen, darunter die Ritterfahnen, die nächſten nach dem Hauptpreiſe. Zween tragen die Beutel mit den Gewinnſten an einer Stange. Der Zug geht nach der Schranke, darauf die Fahnen aufgeſteckt werden. Die Schützen ſind voll Erwartung, was Jeder gewinnen werde. Um das Beſte, eine große ſeidene Fahne, von einem Edelknaben getragen, an der die 100 ungariſche Dukaten ſtehen, müſſen zween Männer noch beſonders ſtechen (ſchießen). Wendel Stettner aus der berühmten Stadt Nürnberg gewinnt dieſen Preis:

Der Fürſt der ſchankt ihm auch darzu
Ein ſameten Seckel, das nahm ich Acht,
Derſelb war gelb und ſchwarz gemacht.

Den zweiten Preis, einen Seckel mit 50 Gulden, erhält Melchior Straub von Donzdorf. Auch den Andern giebt man ihre Fahnen, das Geld liegt je darneben. Solche Fahnen pflegte man, als Beweis erprobter Kunſtfertigkeit, in die Heimath mitzunehmen und zur Schützengilde oder auf das Rathaus einzuliefern. Zuletzt erſcheint, unter Vortritt des Marſchalls und vier blaſender Trompeter, von zween Grafen geführt, Jungfrau Hedwig, des Herzogs älteſte Tochter (damals 13 Jahre alt):

Sie gieng daher gar züchtig und klug
Und in der Hand die Fürſtin trug
Ein ſchönen, wolgemachten Kranz,
Von Gold und Perlein war er ganz.

[XLVI] Jedermann iſt begierig, wem ſolcher zu Theil werden ſolle.

Die Fürſtin thät ſich bald bedenken,
Dem Kurfürſten auffetzen und ſchenken,
Pfalzgraf Friderich an dem Rhein,
Ein Herzog in Bairn, als ich mein,
Den ſchönen, wolgemachten Kranz,
Mit einer ſchönen Red und Subſtanz;
Dieſelbig hat der Marſchalk gethan.
Der Kurfürſt nahm ihn in Gnaden an
Und ſagt dem Fürſten groß Lob und Dank.

So nimmt dieſes Schießen ein Ende, auf welchem, laut der Bücher, 505 Schützen geweſen.

Noch iſt aber ein Nachſchießen im Ausſchreiben angeſagt, wobei ein Ochs das Beſte ſein ſoll:

Derſelbig war dreißig Gulden werth,
Ich habs vom Metzger ſelbert ghört.
Der Ochs war ſchön bekleidt und ziert
In lauter Seiden, man hat ihn gführt
Für die Fürſten, Graven und Herren.
Man hat ihn gführt mit großen Ehren
Ringweis wol auf der Zielſtatt rumb;
Darmit ich an die Trumeter kumb,
Die bliesen ſtedig vor ihm her,
Das thät man den Schützen zu großen Ehr.

Ein Gulden iſt das Leggeld auf 15 Schüſſe. Der Herzog erzeigt dieſelbe Gaſtfreiheit, wie beim Hauptſchießen. Peter Spieß von Neuen-

ſtadt an der Hardt gewinnt den Ochſen mit 19 Schüſſen. Dritthalb-
[XLVII]hundert ſind der Schützen. Der Herzog läßt ihnen durch Dr
Johann Krauß mit großen Ehren abdanken. Dann gehen die Neuner
vor den Fürſten und ſagen ihm groß Lob und Dank um ſeine Speiſe
und ſeinen Trank:

Ihr Obrigkeit wollten ſies zeigen an,
Die große Ehr, die man ihnn hät than,
Und wolltens auch ihren Kindern ſagen,
Daß ſie bei allen ihren Tagen
Kein koſtlichers Schießen hant gſechen.

Auch die Knaben, welche die Fahnen getragen, werden gen Hof geführt,
der Fürſt will ſich ein Gedächtnis machen:

Mit Eſſen und Trinken hielt mans gar wol
Und hätten gar ein frolichs Leben,
Eim jeglichen hat man ſein Bſoldung geben,
Der Fürſt thäts ihnn aus Gnaden ſchenken,
Über hundert Jahr werdens ſein gedenken.

Der Spruch ſchließt mit einer Entſchuldigung gegen Herzog Chriſtoph,
dem er zu Ehren gemacht iſt, wenn der Sache zu wenig geſchehen. Die
Zahl der Verſe iſt zu 1640 angegeben.

Auf das Gedicht folgen die Bilder und Wappen. Zuerſt die Fahnen
der 6 Viertel, mit Verzeichnung, wie Viele jedes Standes und Ortes
darunter geſchoſſen. Es erſchienen hiebei 6 Fürſten, 14 Grafen und
Herrn, 40 von Ritterſchaft und Adel. Größere und kleinere Reichs-
ſtädte haben ihre Schützen geſendet: Straßburg 14, Augsburg 17,
[XLVIII] Worms 4, Nürnberg 24, Regensburg, Frankfurt, Speier,
Hagenau, Lindau u. ſ. w. Die nähergelegenen fehlen ohnehin nicht. Von
eidgenöſſiſchen Städten: Zürich 5, [1] Baſel 1, Schafhauſen 6, St.

[1] Die 5 von Zürich ſind: Junker Hans Victor von Schönau, Konrad
Aman, Jude Hering, Ulrich Zimmermann, Michel Mayer. Dieſe Nemlichen,
außer dem Vorletzten, erſcheinen auch auf dem Straßburger Armbruſtſchießen
von 1576, auch hier ſteht Hans Victor von Schönau an der Spitze der Stahl-
ſchützen. (Maurer S. 49. 52. Stalder, Fragm. II, 271.) Von den Fürſten,
die zu Stuttgart einritten, iſt der Pfalzgraf Caſimir nachher zu Straßburg
anweſend (Maurer S. 86); ein Schießregiſter desſelben: was er 1585 bis 1587
mit eigener Hand geſchoſſen, Heidelberger Hdſchr. 769 (Verzeichnis S. 531),

Gallen 4, Mühlhauſen 1. Unter den Fürſtenſtädten: München, Ingolſtadt, Landshut, Freiſingen, Paſſau, Ens, Schwatz, Anſpach, Heidelberg, Freiburg, Coſtnitz, einige Städte im Elſaß u. ſ. w. Dann die würtembergiſchen Städte und Flecken, darunter Stuttgart 27, Tübingen 10 u. ſ. w. Nach der Ordnung des Aufzugs ſind Zieler, Pritſchmeiſter, Spielleute, Bolzträger, Neuner, Fahnenträger, Meſſer, Trompeter in ihren Amtstrachten und mit ihren Geräthſchaften abgebildet. Die braunen Hofkleider mit bunten Borten u. ſ. w. nehmen ſich ganz wohl aus. Auch die Pritſcher tragen ſolche, ſie führen eine Art von Kolben, oben gerundet, mit dem herzog-[XLIX]lichen Wappen. Mit Trommlern und Pfeifern war, wie es ſcheint, der Herzog für gewöhnlich nicht verſehen, eine Folge der damaligen Einrichtung des Landaufgebots; die drei Spiele ſind von Leonberg, Pforzheim und Göppingen, ſie werden beſonders zu dem Feſte beſtellt und gekleidet. Daher wird im Gedichte der 4 herzoglichen Trompeter ſtets mit beſonderm Nachdruck gedacht:

Ja, war das nit ein fürſtliche Ehr!
Des Fürſten vier Trumeter bliesen vorher.

Hierauf die 92 Gewinnſtfahnen, je mit dem Namen des Schützen, ſowie mit Angabe des Gewinnſtes und der Schüſſezahl. Die erſte iſt diejenige, worauf die 100 Dukaten ſtanden; ſie hat auf der rechten Seite das Wappen des Herzogs, auf der linken das der Herzogin, das brandenburgiſche. Die weiteſte Fahne mit 1 fl. 40 kr. erhielt der von Ens gekommene Schütze; die letzte iſt die Pritſchenfahne, auch mit 1 fl. 40 kr. Nach dieſem die prächtig gemalten Wappen der Fürſten und Fürſtinnen, zuerſt das kurpfälziſche, dann das würtembergiſche; der Grafen und Freiherrn; der Ritterſchaft und des Adels; der vornehmſten wappenmäßigen Herrn aus Reichs- und Fürſtenſtädten, wobei der Kuchelmeiſter Burkhart Mettelin nicht vergeſſen iſt; der Reichsſtädte; der Städte aus der kurfürſtlichen alten und jungen Pfalz, aus Ober- und Niederbaiern, der Vogteien und Städte des Fürſtenthums Würtemberg, der Städte aus den Markgrafſchaften Bran-[L]denburg und Baden, der gräflichen und freiherrlichen, der eidgenöſſiſchen Städte, derjenigen aus

zeugt noch von ſeinem Eifer für die löbliche Schützenkunſt. Ein armer Wildſchütz von Kanſtadt gewann zu Straßburg den erſten Preis mit der Büchſe. (Maurer S. 59. Ring S. 33.)

den Bisthümern und Probsteien. Bei jedem Orte sind die von da gekommenen Schützen namentlich aufgeführt. Endlich die Ämter und 55 Fahnen des Nachschießens. Dabei fehlt auch das fürstliche Beste, der bedeckte Ochs, nicht; die kostbare Wappendecke verhüllt ihn bis zum Boden, auch der Kopf ist in die Hoffarben gekleidet, die Hörner vergoldet; er ist von beiden Seiten dargestellt, damit weder dem Wappen des Herzogs auf der rechten, noch dem der Herzogin auf der linken, seine Ehre entgehe; sein Werth, ohne die Decke, 30 Gulden, sammt fürstlicher Fahne. Den Beschluß machen die Wappen des Ambrosius Neumaier von Passau, der das Buch geschrieben, des Lienhard Flexel, der den Ehrenspruch gedichtet, und seines Sohnes, endlich des Buchbinders zu Augsburg, der dieses fürstliche Buch gebunden. Einige Wappenschilde sind leer geblieben, vermuthlich weil Flexel die Wappen nicht auftreiben konnte. Er entschuldigt in der prosaischen Zueignung an den Herzog, vom 21 Merz 1562, den Verzug des Werkes mit der ganz glaubhaften Schwierigkeit, so viele Wappen hin und wieder zu wegen zu bringen. Wer sie gemalt, ist nicht ausdrücklich besagt.

Dieser ganze Wappenprunk ist offenbar eine misverstandene Anwendung der Heraldik vom Turnier auf das Schießen. Das Turnier war ein Vor-[Ll]recht des Adels; die Turnierfähigkeit zu erkennen, war daher eine strenge Wappenschau erforderlich. Armbrust und Büchse, Waffen des Fußvolks, wurden vorzüglich in bürgerlichen Genossenschaften, städtischen Schützenvereinen gepflegt. Zur Theilnahme an den Schützenfesten befähigte also nicht die wappenmäßige Abkunft, sondern die Mitgliedschaft in einer Schützengilde. Allerdings ist auf solche Festspiele Manches von der Einrichtung der Turniere übergegangen, wie sich im Einzelnen nachweisen ließe. Besonders wo Fürsten und Adel an Schießen Theil nahmen, oder selbst solche veranstalteten, mochten die Pritschmeister auch die Heraldik zu ihrem Berufe rechnen. Lienhard Flexel, vielleicht aus einem Heroldsgeschlechte stammend, nun aber, wie er bescheiden in der Zueignung sagt, „ein ringverständiger Lai und einfältiger Pritschenmeister", rühmt doch von sich:

Die vom Adel thunt ihn wol erkennen,

und richtet auch sein Absehen durchaus darauf, sein Werk den Herrschaften, denen es gewidmet ist und von denen er den Lohn dafür erwartet, mundgerecht zu machen. In diesem Sinne beginnt er, angeblich

nach einem alten Buche, mit der Erörterung, von wem das Schießen hergekommen. Billig hebt er bei der Schöpfung Himmels und der Erden, bei den erſten Eltern und deren Vertreibung aus dem Paradiesgarten an. Als die Menſchen ein großes Geſchlecht worden, macht Gott unter ihnen Für-[LII]ſten und hochgeborne Grafen, denen Gehorſam angelobt wird. Der erſte Schütz aber iſt Lamech, der, nicht eben zu gutem Anfang, in ſeiner Blindheit von einem Knaben geführt, den umherirrenden Kain, ſeinen Ahn, der ſich im Buſche bewegt, ſtatt eines Wildes erſchießt. Eſau, der zweite Schütze, geht in den grünen Wald, wo die Vögel manigfalt ſingen, um ſich durch ein Wildbrät ſeines Vaters Segen zu erwerben. Dieſe haben den Handbogen geführt, Stahl- oder Armbruſt wurde zuerſt von den Griechen vor Troja und in dem Kriege des Königs Priamus wider Türken und Heiden gebraucht. Zuletzt kam die Zielbüchſe auf, nachdem ein Mönch im Jahre 1380 das Pulver erdacht. An dieſe mythiſche Geſchichte der Schießkunſt wird ein Verſuch geknüpft, das Schießen als ein Ritterſpiel darzuſtellen, denn die erſten Schützen ſelbſt,

Daß ich die Sach gar recht bedeut,
Die zween waren auch Edelleut,
Das war Eſau und auch Lamech,
Die warn geboren von edlem Gſchlecht,
Dann Gott hatt Iſac auserkoren,
Und war ein Fürſt gar wohlgeboren
Unter den Kindern von Iſrael u. ſ. w.

Der Verfaſſer ſtreicht denn auch bei jeder Gelegenheit die Vorzüge des Adels heraus, den Glanz des Hofes und ſelbſt wie die Trawanden das Volk erſchrecken. Weil er aber doch getreulich erzählt, [LIII] ſo erkennt man leicht, daß Herzog Chriſtoph den Geiſt des Schießens beſſer aufgefaßt, als ſein Pritſchmeiſter. Der Hof behauptet allerdings ſeine Etikette; der Adel (d. h. hier überall der Hofadel, im Gegenſatze der freien Ritterſchaft) hat das Vorrecht, den Fürſten Handwaſſer zu bringen, Windlichter vorzutragen, mit dem Frauenzimmer in das Luſthaus zu fahren, welches, nach Flegels Äußerung, nur vom Adel betreten werden darf; zween Herrn von Adel führen die Prinzeſſin mit dem Kranz und der adliche Marſchalk hält an ihrer Stelle die ſchöne Red' und Subſtanz. Aber bei all Dieſem ſteht der Adel, als ſolcher, meiſt außerhalb des

Schießens und hat lediglich die Vorrechte des Hofdienſtes. Der Schützenſtaat beſteht unabhängig in ſich, unter ſeinen ſelbſtgewählten Neunern. Von dieſen ſind nur zween aus Fürſten und Ritterſchaft gewählt und die vier vom Herzog beſtellten ſind Rathsherrn von Stuttgart. Dr Joh. Krauß, fürſtlicher Rath, hat im Namen des Herzogs das Ehrenamt beim Schießen. Auch die Viertel ſind nicht ſo ſcharf abgetheilt, als es beim erſten Anblick ſcheint. Die rothe Fahne, darunter Fürſten und Herren ſtehen, mag zwar nicht durch bloßen Zufall das Loos des Anſchießens ziehen, aber unter ihren 92 Schützen befinden ſich 32 von den Städten. Aus dieſen iſt überhaupt bei weitem der gröſte Theil der Anweſenden. Der Kranz, dem Ceremoniel angehörend, wird dem Vornehmſten der Geſellſchaft, dem [LIV] Kurfürſten von der Pfalz, aufgeſetzt, über die Schießpreiſe aber entſcheidet einzig die Kunſt der Schützen, nach dem Urtheil der Neuner. Endlich die herzliche Gaſtfreiheit des fürſtlichen Wirthes verbreitet ſich gleichmäßig über Alle. Wer Vergleichungen anſtellen wollte, dem würde die gröſte Übereinſtimmung dieſes Fürſtenſchießens mit der Einrichtung der ſtädtiſchen, namentlich des Armbruſtſchießens zu Straßburg von 1576, bemerklich werden.

Flexel ſpricht in der Zueignung die Vermuthung aus, daß dieſer Gegenſtand „vielleicht zuvor durch Andere auch begriffen und E. Fürſtlichen Gnaden preſentirt ſein möchte." Wirklich ſind unter den deutſchen Handſchriften der Heidelberger Bibliothek (Nr 77. 78, Verzeichnis S. 335) zwei Exemplare einer Beſchreibung des Stuttgarter Schießens von 1560 durch Ulrich Erthel von Augsburg, das eine, mit ausgemalten Wappen, dem Pfalzgrafen Richard, das andre dem Pfalzgrafen Friedrich gewidmet. Auf der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart fand ſich keines vor.

Noch kann ich von drei Armbruſtſchießen Nachricht geben, welche, der Zeit nach dem Hauptſchießen zu Straßburg noch näher, am 16, 25 und 29 Juli 1571, gleichfalls zu Stuttgart, im Thiergarten, gehalten wurden und auch in einem Spruchgedichte beſchrieben ſind. Das erſte gab Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg, Oheim des Herzogs Ludwig, das zweite dieſer ſelbſt, das dritte [LV] der Landhofmeiſter Junkher Jakob von Hoheneck. Der Verfaſſer des Spruchs, ſelbſt aus der Zahl der Schützen, iſt Hans Son, des Spitals zu Eßlingen

Hofmeiſter zu Kanſtadt [1]. Da jedoch dieſe Schießen weder in Anſehung der Menge der Theilnehmer, worunter keine auswärtige genannt ſind, noch des feſtlichen Glanzes und des Betrags der Preiſe, ſich mit demjenigen von 1560 vergleichen laſſen, auch der trockene, mit der trübſeligen Beſchreibung eines Misjahrs ſchließende Bericht des Hans Son, der ſelbſt die Beſorgnis äußert, daß ihm, der nur ein Weingärtner und eines Bauren Abkömmling ſei, die Kunſt entwiſcht ſein möchte, ſich nicht mit der ausgeführten Darſtellung des Lienhard Flexel meſſen darf, ſo genügt es, einzel-[LVI]ne beachtenswerthere Züge hier auszuheben, welche zugleich zu dem fiſchartiſchen Lobſpruch und deſſen Anhängen einige Beziehung darbieten.

Eine beſondre Ergetzlichkeit jener drei Schießen ſcheinen die Späſſe des Narren Hans Hetz ausgemacht zu haben:

Er machet manchen guten Boſſen,
Er thät manchem die Brütſchen ſchlagen,
Umſonſt thät er Eim d'Warheit ſagen.

Der Narr erhält auf dem zweiten Schießen drei Schilde, den einen vom Herzog Ludwig, der jenen mitgebracht, den zweiten vom Grafen Friedrich von Mömpelgart, den dritten von Herrn Philipp von Gemmingen. Kleine, ſilberne Schilde, mit den Wappen der Geber, wurden bei ſolchen Anläſſen an Pritſcher, Spruchdichter, Spielleute u. ſ. w. ausgetheilt und von dieſen nach Art einer Halskette umgehängt, wie auch in Flexels Buche die Pritſchmeiſter gemalt ſind. Hans Son iſt mit dieſer Freigebigkeit nicht ganz einverſtanden:

[1] Es befinden ſich davon unter den Handſchriften der Stuttgarter Bibliothek 2 Exemplare, das eine (Histor. 297) dem Herzog Ludwig, das andre (152) dem Grafen Friedrich von Mömpelgart gewidmet, beide mit einigen Wappen und Bildern, Papier, klein Folio. Dem Spruche vom Schießen iſt ein weiterer vom Lande Würtemberg und deſſen Herren, ihrem Urſprung und Aufkommen angehängt. Der Verfaſſer ſagt nemlich in der Zueignung an den Grafen Friedrich, er habe zu ſeiner Beſchreibung 3 Bücher binden laſſen (das dritte Exemplar vermuthlich für den Landhofmeiſter), da er aber in jeglichem „unbeſchribenes Papeirs ein gutten Thail uberig gehabt, damit es nit lehr ſteh", hab' er noch den Anhang von den Herrſchaften Würtemberg und Mömpelgart zu verfaſſen ſich unterſtanden. Er giebt darin auch von den Bauwerken Herzog Chriſtophs Nachricht und hat nach allen Umſtänden Flexels Muſter vor Augen gehabt.

Gwinnt Einer ſchon den beſten Fahnen,
So trägt der Gauch viel mehr von dannen,
Er kann allweg das Beſt erſchnappen,
Das gwinnt er mit ſeiner Narrenkappen.

Dreifach, in brandenburgiſchen, würtembergiſchen und hoheneckiſchen Farben, iſt der Narr mit Prjtſchſchwert und Schellenkappe, die Fahne mit dem Kranze ſchwingend, abgebildet, und zuletzt noch, wie er ſelbſt, über der Schranne liegend, von dem [LVII] Spruchdichter abgepritſcht wird, worüber dieſer mit Aufbietung ſeines ganzen Witzes ſich luſtig macht; eine Züchtigung, welche daran erinnert, wie der Verfaſſer des Kehrabs den des Schmachſpruchs mit dem Pläuel bedient:

Kehrab V. 3: Soll man eim Narren dann zuhören,
Und in nicht wie ein Narren bören? (durchprügeln.)

Ebendaſelbſt, V. 763 ff., iſt erſichtlich, daß auch auf dem Straßburger Schießen der Narr mit Schellen und Reimſprüchen nicht vermiſt wurde. (Vgl. Ring S. 139. 142. Maurer S. 43 f.)

Wie Herzog Chriſtoph beim Nachſchießen einen Ochſen, ſo giebt der Landhofmeiſter von Hoheneck einen Hammel, mit vier Hörnern, zum Beſten, bedeckt mit 6 Ellen rothen Taffts, darauf das hoheneckiſche Wappen.

Beim erſten Schießen verehrt der Markgraf dem Herzog Ludwig den Kranz, beim zweiten der Herzog dem Landhofmeiſter, beim dritten dieſer dem Herrn Philipp von Gemmingen. Die Verleihung des Kranzes iſt eine Aufforderung an den Empfänger, nun ſeinerſeits auch ein Schießen zu veranſtalten. Darum heißt es vom Herzog Ludwig:

Nahm ihn mit großen Ehren an,
Wöllt den Kranz nit verdorren lan.
Bald trat Herr Doctor Peter Sing
Für Herrn und Schützen in den Ring,
Er danket ihnen fleißig ab,
[LVIII] Ihnen zu verſtehen wieder gab,
Wie daß Ihr Fürſtlich Gnad thät beſchließen,
Wöllt wieder geben zu verſchießen
Zehen Thaler in zweien Tagen.

Philipp von Gemmingen, der zuletzt den Kranz empfangen und das Schießen weiter zu mehren verſprochen, ſtarb noch vor Abfaſſung des

Spruchs. Der Verfaſſer wünſcht ihm die ewige Seligkeit, giebt aber den Anſpruch auf die Erfüllung der Zuſage nicht auf:

Wir hoffen, daß der Kranz darbei
Nit darum auch verdorret ſei;
Der Sohn iſt dannoch noch in Leben,
Er wirds vons Vaters wegen geben,
Er wird das Schießen weiter mehrn,
Seinem Herrn Vater z'Lob und Ehrn,
Damit es ein Gedächtnus ſei
Und ſein in Treuen denk darbei.

Hiemit erklärt ſich die Stelle des Kehrabs V. 612 ff.:

Nach dem etlich mal geſchehen,
Daß inen (den Straßburgern) etlich Stätt und Ständ
Han, wie präuchlich, Kränz zugeſend,
Auch neulich auf dem wurmſiſch Schießen,
Die ſie dan nicht verwelken [1] ließen,
[LIX] Sonder ſie prachten an den Tag,
Wie ir Außſchreiben ſolchs vermag (beſagt).

Das hier erwähnte Schießen zu Worms hatte am 7 Auguſt 1575 ſeinen Anfang genommen und iſt dasſelbe, über welches Lienhard Flexel gleichfalls einen Reimbericht verfaßt hat.

Vorhin iſt angedeutet worden, daß Fiſcharts und ſeiner Zeitgenoſſen lebhafte Theilnahme an dem Schützenfeſte zu Straßburg und der Schiffahrt der Zürcher nicht einzig der unbefangenen Luſt an ſolchen Volksfeſten, ſondern allerdings auch der Bedeutung derſelben für politiſche und kirchliche Verbindungen zugeſchrieben werden müſſe. Es fragt ſich, ob auch für die zu Stuttgart abgehaltenen Stahlſchießen ſolche Beziehungen auszumitteln ſeien. Die Anweſenheit des Markgrafen von Brandenburg im Jahre 1571 war nicht ohne beſtimmten Zweck, dieſer Fürſt war Mitvormund des jungen Herzogs Ludwig, aber die bei dieſem

[1] So auch bei Stumpff, II, Bl. 453 b: „Aber nach diſem Schießen [zu Zürich 1504] iſt die Sach wider erſäſſen und der Meyen verdorben" (Stalder, Fragm. II, 293). Bei den Turnieren waren die Frauendänke beſtimmt, „den nächſten Turnier zu legen." (Büſching, Ritterzeit I, 351. 355 f.) Aus dem Spruche des Hans Son erklärt ſich auch der Stichſchuß in die Sau, Schmachſpruch V. 123, Kehrab V. 845, als ein Ausdruck der Schützenſprache im Armbruſtſchießen für den letzten Treffer.

Anlaß gehaltenen Schießen ſind doch als bloße Feierlichkeit anzuſehen. Hans Son ſagt darüber:

[LX] Herr Marggraf Georg Friderich
Iſt auf den Tag gen Stuttgart kommen,
Gſchäft halb Ihr Gnad hat fürgenommen;
Was dasſelbig war zu der Friſt,
Mir unnöthig zu wiſſen iſt.

Doch erzählt er nachher, daß am 21 Juli die Räthe in der Kanzlei zuſammengekommen, indem der Markgraf, der nicht länger bleiben wollen, Land und Leute in Herzog Ludwigs Gewalt übergeben habe, unter der Statthalterſchaft des Grafen Heinrich von Caſtell.

Bedeutender erſcheint unter obigem Geſichtspunkt das große Schießen des Herzogs Chriſtoph, wenn gleich Lienhard Flexel auch nichts dergleichen zu vermelden weiß. Mehrere der angeſehenſten proteſtantiſchen Fürſten ſind hier verſammelt. Auch Geſchäftsmänner finden wir in den Reihen der Schützen, namentlich den Magiſter Jörg Weißbrot, kurfürſtlicher Pfalz Secretari, der von den Fürſtenſtädten zum Neuner gewählt wird, und den Doctor Johann Jacob Varembüler, markgräfiſch badiſchen Kanzler.

Weit die gröſte Zahl der übrigen Schützen gehört evangeliſchen Reichsſtädten, Fürſtenſtädten und Ständen der Eidgenoſſenſchaft an. Das Schießen fällt in die Zeit, in welcher Chriſtoph eifrigſt mit dem von ihm ausgegangenen Plane beſchäftigt war, die evangeliſchen Fürſten und Stände zu einer neuen [LXI] Unterſchrift des augsburgiſchen Bekenntniſſes und einer feſteren Verbrüderung in ſolchem, zugleich zur Abweiſung aller Theilnahme am Concilium zu Trient, zu verſammeln. Bei einer Zuſammenkunft mit dem Kurfürſten Friedrich von der Pfalz und dem Herzog Johann Friedrich von Sachſen, zu Speier im April 1560, hatte er dieſe beiden Fürſten für ſeinen Plan gewonnen. Am 8 Februar 1561 kam dieſer wirklich mittelſt der Fürſtenverſammlung in Naumburg zu Stande. Gerade in der kurzen Zwiſchenzeit, während welcher Chriſtoph auch durch Briefwechſel den Verein thätigſt betrieb, im September 1560, gab er das große Schießen zu Stuttgart, und faſt alle die Fürſten, welche hier beiſammen waren, namentlich Herzog Chriſtoph ſelbſt mit ſeinem Sohne Eberhard, Pfalzgraf Friedrich, Herzog Johann Wilhelm von Sachſen, Markgraf Karl von Baden und Herzog

Georg aus der Pfalz, erſcheinen dann auch, der letztgenannte durch Geſandtſchaft, die übrigen perſönlich, auf dem Tage zu Naumburg [1]. Es iſt ſchwer zu begreifen, daß eine Angelegenheit, [LXII] welche des Herzogs ganze Seele beſchäftigte, bei der Gegenwart jener Fürſten an ſeinem Hofe nicht in Bewegung ſollte gebracht worden ſein; und wenn nun weiter geſchichtlich iſt, daß beabſichtigt wurde, die Berufung nach Naumburg vor dem Kaiſer und dem Pabſte ſo viel möglich geheim zu halten (Sattlers Herzoge, IV, 152. Pfiſter, I, 374), ſo begründet ſich allerdings die Vermuthung, daß die Schützenluſt zu Stuttgart der heitere Vorwand ernſterer Verhandlungen geweſen ſei.

[1] Herzog Chriſtophs Schützenbriefe waren, nach Flexel, auch „in das Haus von Öſterreich" (jedoch erfolglos) ergangen, ſei es nun des Anſtandes und der ſcheinbaren Unbefangenheit wegen, oder weil man Maximilians Gegenwart wünſchte. So viel iſt ſonſt bekannt, daß dieſer anfangs auch nach Naumburg eingeladen werden ſollte. (Pfiſter, I, 437.) Der Lobſpruch rühmt von Herzog Chriſtoph nur im Allgemeinen:

Das göttlich Wort lat (läßt) er verkünden.

# Über die Sage vom Herzog Ernſt.

Inauguralrede,

gehalten am 22 November 1832.

Wenn es im Zweck einer Inauguralrede liegt, Art und Richtung der Vorträge des eintretenden Lehrers der akademischen Gemeinde anschaulich zu machen, so glaube ich, bei zufälliger Verspätung meiner Antrittsrede, dem Zweck am besten damit zu entsprechen, daß ich den Gegenstand derselben dem Kreise meiner schon gehaltenen Vorlesungen entnehme.

Die deutsche Nationallitteratur, wie diejenige andrer Völker, ist nicht mit der Masse vorhandener und vollendeter Schriftwerke abgeschlossen. Jenseits der Litteratur im buchstäblichen Sinne liegen, für die ältere Zeit, gerade die nationalsten Erzeugnisse des geistigen Lebens: Mythus, Sage, Volksgesang. Allerdings müssen wir auch hiebei zunächst von schriftlichen Auffassungen und Andeutungen ausgehn. Allein das Auffassen im Schriftwerke bezeichnet oft nur die Aufhör des lebendigen Wachsthums, das Werden erstarrt im Gewordenen und um das Wesen des dichterisch schaffenden und bildenden Volksgeistes kennen zu lernen, müssen wir ihn, die jeweilige Form zerbrechend, seinem freien, beweglichen Elemente zurückgeben.

Diesen außerlitterarischen Theil der Nationallitteratur unsres und der stammverwandten Völker zur Darstellung zu bringen, war ein vorzügliches Augenmerk meiner bisherigen Lehrvorträge, eben weil hier nicht auf die fertige Schrifturkunde verwiesen werden kann, sondern das Ergebnis in der fortwährenden Entwicklung selbst bestehen muß.

Das weiteste und fruchtbarste Gebiet für diese Seite der geschichtlichen Forschung öffnet sich, was Deutschland betrifft, in dem umfassenden und vielgegliederten Cyklus einheimischer Heldensage. Das Nibelungenlied, dessen Name so häufig zum Losungsworte der oberflächlichsten und verkehrtesten Ansichten dienen muß, macht nur den Abschluß der manigfaltigen Entwicklungen des großen mythisch-epischen Kreises. Außer diesem cyklischen Verbande giebt es aber noch andre

deutſche Sagenbildungen geringeren Umfangs, deren eine ich hier auswähle, um die angedeutete Richtung an einem Beiſpiele darzulegen, das weniger Zeit erforderte und als ein unſcheinbares nur um ſo beſſer dem Zwecke dienen möchte.

Es iſt die Sage vom Herzog Ernſt, die noch jetzt im Volksbuche gangbar iſt, das auf unſern Märkten verkauft wird [1]. Von älteren Bearbeitungen derſelben nenne ich: zwei größere mittelhochdeutſche Gedichte aus dem 13ten Jahrhundert, von denen bis jetzt nur eines vollſtändig bekannt gemacht iſt, ein lateiniſches vom Anfang desſelben Jahrhunderts und die Bruchſtücke eines deutſchen, das noch im 12ten Jahrhundert abgefaßt war. Die früheſte nachweisliche Erwähnung einer deutſchen Behandlung des Gegenſtandes findet ſich beim Jahre 1188 in einem Briefe des Markgrafen Berthold von Andechs an den Abt von Tegernſee, worin erſterer ſich das deutſche Büchlein vom Herzog Ernſt zur Abſchrift erbittet.

Die äußeren Spuren der poetiſch bearbeiteten Sage reichen ſomit nicht über die Zeit der Hohenſtaufen hinaus. Dagegen werden wir im Inhalt der Dichtung eine Reihe von Perſonen und Ereigniſſe aus den Zeiten der früheren Königsgeſchlechter, des ſächſiſchen und des fränkiſchen, geſammelt und zur Einheit verbunden finden. Dieß war nur dadurch möglich, daß jene ganze Periode über in der Geſchichte ſelbſt gleichartige Beſtrebungen walteten, die ich in den Hauptzügen zum voraus bezeichne.

Die deutſchen Könige waren, um die Macht ihres Hauſes und die Kraft ihrer Herrſchaft zu heben, unabläſſig darauf bedacht, ſich zugleich der Gewalt, welche die großen Reichsämter darboten, zu verſichern. Mittel zu dieſem Zwecke ſuchten ſie vornehmlich darin, daß ſie die Herzogthümer und andre bedeutende Würden auf Glieder ihres Hauſes übertrugen oder durch Vermählungen an dieſes knüpften. Hierin lag aber auch der Keim der Eiferſucht und Zwietracht unter den nächſten Verwandten ſelbſt, die ſich auf ſolche Weiſe in verſchiedenem Trachten, nach geſammelter Herrſchermacht von Seiten des Königs, nach Unabhängigkeit und Eigengewalt von Seiten der Fürſten, gegenübertraten.

[1] [Man vergl. nun: Moriz Haupt in ſeiner Zeitſchrift für deutſches Alterthum VII, S. 293 bis 303 und Ernſt Dümmler ebendaſ. XIV, Berlin 1869. S. 265 bis 271. Karl Bartſch, Herzog Ernſt. Wien 1869. 8. H.]

Statt daß die Provinzen dem Könige enger verbunden wurden, indem ſein Sohn oder Eidam, ſein Bruder oder Schwager über ſie geſetzt war, wurden vielmehr dieſe ſeine Angehörigen ihm durch ihre Stellung nicht minder entfremdet, als es frühere, verdrängte Fürſtengeſchlechter geweſen waren. Eine weitere Quelle des Familienzwiſtes ergab ſich in der Unbeſtimmtheit des Erbfolgerechtes, das hier mit dem Wahlrechte, dort mit der jezeitigen Macht des Stärkern in Wage ſtand. Die Zerwürfniſſe, die aus ſolchen Urſachen unter hochgeſtellten und nahe verwandten Perſonen erwuchſen, waren an ſich ſchon geeignet, Aufmerkſamkeit und Theilnahme zu erwecken. In ſie waren aber auch die Völker ſelbſt, thätig und leidend, verflochten. Sang und Sage, die Organe der Volksſtimmung, muſten von dieſen manigfachen Bewegungen und Verwicklungen um ſo lebhafter angeregt werden, als es überall auch mächtige Perſönlichkeiten waren, die auf dieſer tragiſchen Weltbühne auftraten. Die herrſchende Gewalt iſt, zu verſchiedenen Zeiten, bald mehr in die Idee, bald mehr in die Perſon gelegt. Im deutſchen Mittelalter war Letzteres der Fall. Dieſe Zeit verlangte einen König von Mark und Bein, von ſichtbarer, hoher Geſtalt, dem der Geiſt aus den Augen leuchtete. Darum war Deutſchland ein Wahlreich; zwar vererbte ſich die oberſte Gewalt meiſt langehin in demſelben Stamme, aber ein ſolches Königsgeſchlecht war ſelbſt eine Perſönlichkeit; konnte dieſe nicht mehr genügen, ſo trat, vermöge des Wahlrechts, ein andres an ſeine Stelle. So kam es denn, daß wir in den Kaiſerhäuſern des Mittelalters überall auf-hervorſtechende, im Guten und im Böſen kräftige Perſönlichkeiten treffen, auf ſolche, die wohl auch befähigt waren, Phantaſie und Gemüth der Zeitgenoſſen für Lied und Sage anzuſprechen.

Sehen wir nun, wie der angegebene Charakter der Zeit ſich in unſrer Sage ausgeprägt hat! Der Inhalt derſelben iſt, nach der Darſtellung des vollſtändig herausgegebenen, mittelhochdeutſchen Gedichtes, im Weſentlichen folgender:

Kaiſer Otto vermählt ſich zum zweiten Male mit Adelheid, der ſchönen und tugendreichen Witwe des Herzogs von Baiern. Ihr Sohn erſter Ehe, der junge Herzog Ernſt, ſteht anfangs bei ſeinem kaiſerlichen Stiefvater in großer Gunſt und wird von dieſem ſogar zum Nachfolger im Reiche beſtimmt; er iſt bei allen Fürſten beliebt, Arme

und Reiche wünſchen ihm Gutes. Darum neidet ihn der Pfalzgraf Heinrich, Ottos Schweſterſohn, und verläumdet ihn bei dem Kaiſer, als ob er dieſem nach Ehr' und Leben trachte. Der Kaiſer läßt ſich überreden und mit ſeiner Zuſtimmung fällt Heinrich mit Raub und Brand in Ernſts Land Oſtfranken, das zu Baiern gezählt wird. Ernſt kommt mit zweitauſend Schilden herbei, entſetzt Nürnberg, das der Pfalzgraf belagert hat, und ſchlägt noch in einem Streite bei Würzburg, wo er und ſein Freund, Graf Werner, ſich als Helden erweiſen, den Gegner in die Flucht. Nachdem Adelheid vergeblich verſucht hat, den Gemahl zu beſänftigen, giebt ſie ihrem Sohne Nachricht, wer die Feindſchaft angeſtiftet habe. Ernſt rüſtet ſich nun zu weiterer Gegenwehr. Dann kommt er, nur ſelbdritte, mit dem Grafen Werner und einem andern Dienſtmanne, zu Speier, wo der Kaiſer ſich aufhält, auf den Hof geſprengt. Jener Dritte muß die Roſſe halten, Ernſt und der Graf gehen hinauf in die Kaiſerburg. Es iſt an einem Abend, die Herren ſind meiſt zur Ruhe, nur der Kaiſer ſelbſt und Pfalzgraf Heinrich ſind noch in geheimer Berathung beiſammen. Ernſt kommt vor die offne Kammerthür und dringt ein. Der Kaiſer entſpringt in eine Kapelle und ſchließt die Thüre hinter ſich. Dem Pfalzgrafen aber ſchlägt Ernſt das Haupt ab, geht unerſchrocken wieder hinunter und reitet mit ſeinen Gefährten von dannen. Für dieſe gewaltſame That wird er in die Reichsacht erklärt und eine Heerfahrt nach Baiern aufgeboten. Regensburg wird belagert und täglich davor geſtritten. Zuletzt muß ſich dieſe achtbarſte Stadt ergeben. An der Donau nieder und den Lech hinauf ziehen die Heere. Ernſt rächt die Noth ſeines Landes durch Einfälle in das Reich. So gehen fünf Kriegsjahre vorüber. Als nun aber der Kaiſer eine neue Heerfahrt aufruft, da findet Ernſt ſich nicht mehr ſtark genug zu nachhaltigem Widerſtand, er beſchließt, zur Schonung ſeines Volkes, zu weichen und eine Fahrt nach dem heiligen Grabe zu thun. Fünfzig der Seinigen nehmen mit ihm das Kreuz und viele Andre aus deutſchen Landen ſchließen ſich an; er hat wohl tauſend in ſeiner Schaar, Ritter und Knechte. Sie ziehen durch Ungarn und die Bulgarei nach Konſtantinopel, wo ſie ſich einſchiffen. Von da an beginnt eine Reihe der wunderbarſten Abenteuer. Ein Sturm verſenkt einen großen Theil der Schiffe, die übrigen werden zerſtreut. Dasjenige, worauf Ernſt und Werner ſich befinden, wird nach

dem Lande Kipria getrieben, wo die Kreuzfahrer ein Volk mit Kranichhälſen und Schnäbeln finden, dem ſie eine entführte Königstochter aus Indien abkämpfen. Sie ſegeln dann weiter, leiden Schiffbruch am Magnetberge, der dem Schiffe alles Eiſenwerk auszieht, laſſen ſich, ihrer ſechſe, ſo viel vor Hunger und Krankheit noch übrig ſind, in Ochſenhäute genäht, von den Greifen in ihr Neſt durch die Lüfte hintragen; fahren auf einem Floße durch den Karfunkelberg, gelangen zu den Arimaſpen, Leuten mit Einem Auge, bekämpfen dort die Rieſen und Plattfüße, gehen nach Indien, beſiegen hier für die Pygmäen die Kraniche, dann den König von Babylon und erreichen, von dieſem geleitet, Jeruſalem, wo ſie den Templern das heilige Grab vertheidigen helfen. Endlich, nachdem Ernſts Ruhm auch nach Deutſchland gedrungen und des Kaiſers Zorn ſich gelegt, begeben die Helden ſich auf die Heimfahrt. Sie kommen am Chriſtabend vor Bamberg an, wo der Kaiſer über Weihnachten einen Hof hält. Ernſt läßt die Seinen im nahen Walde halten und geht, als es Nacht geworden, in Pilgertracht in die Stadt und nach dem Münſter, wohin ſeine Mutter ihn heimlich beſchieden. Sie kommt zur Frühmette, begrüßt mit vielen Thränen den langentbehrten Sohn und belehrt ihn, wie er ſich verhalten ſoll. Dann tritt ſie wieder an ihren Stuhl und ruft mit naſſen Augen die Mutter des Herrn an, bei all der Freude und Ehre, die ihr an dieſem Tage von dem göttlichen Sohne geworden. Als hernach die feſtliche Meſſe geſungen iſt und durch die Predigt des Biſchofs alle Herzen andächtig bewegt ſind, da dringt Ernſt, nach der Mutter Rathe, vor den Sitz des Kaiſers, wirft ſich dieſem zu Füßen und fleht um Vergebung ſeiner Schuld. Der Kaiſer ſagt ihm Verzeihung zu und erhebt ihn mit eigener Hand. Als er aber den Mann in Pilgertracht beſſer anſieht und ihn erkennt, da wechſelt ſein Antlitz die Farbe. Die Fürſten jedoch, zuvor von Adelheid für ihren Sohn geſtimmt, treten vor den Kaiſer und mahnen ihn, daß er noch ſtets ſein Wort gehalten. Da beſtätigt er die Verſöhnung, zum Jubel alles Volkes. Ernſt erhält ſein Land wieder und Werner ſeine Herrſchaft. Der Mutter aber iſt der wiedergewonnene Sohn, wie das Gedicht ſagt, ihr klarer Sonnenſchein und ihres Herzens Freude.

Es ſind ohne Zweifel vorzüglich die Wunder der abenteuervollen Kreuzfahrt, welche dieſer Erzählung eine ſo große Verbreitung in mehr-

fachen Bearbeitungen und selbst noch die Fortdauer in unsern Tagen, mittelst des Volksbuchs, verschafft haben. Hier beschäftigt uns die deutsche Sage, in welche jene Reiseabenteuer und das auf gelehrtem Wege, mittelbar wenigstens aus Plinius, Solinus, aus den fabelhaften Geschichten Alexanders des Großen, hinzugekommene Wunderbare eingelegt wurden. Was im Zeitverlaufe zum Rahmen geworden, haben wir als Hauptbild herzustellen.

Den Grundbestand der Sage bildet eine Gruppe von fünf Personen: der mächtige Kaiser Otto; dessen zweite Gemahlin, die treffliche Adelheid, Witwe des Herzogs von Baiern; Adelheids Sohn erster Ehe, der junge Herzog Ernst, der erst beim Kaiser, seinem Stiefvater, in höchster Gunst steht, dann aber, als sich Neid und Verläumdung zwischeneingedrängt, vom Kaiser geächtet, bekriegt und vom Lande zu weichen genöthigt wird; der Pfalzgraf Heinrich, des Kaisers Schwestersohn, eben der Verläumder und Stifter des Unheils, der aber von Ernsts Schwerte den Lohn empfängt; der Graf Werner, Ernsts treuer Kampfgenosse und unzertrennlicher Begleiter auf seinen Irrfahrten. Die Handlung, zu welcher diese fünf Hauptpersonen verflochten sind, besteht in den Störungen des freundlichen Verhältnisses zwischen dem Kaiser und seinem Stiefsohn, in den Kämpfen und Gewaltthaten, welche daraus hervorgehn, in den Drangsalen und Heldenwerken der geächteten Freunde und in der endlichen Wiederaufnahme des Vertriebenen in die Huld des Stiefvaters durch Vermittlung der Mutter.

Fragen wir aber nach der geschichtlichen Unterlage, so weisen schon die Namen auf eine für die Einsicht in den Gang der Sagenbildung merkwürdige Vermischung verschiedener Bestandtheile hin, in welche sich dem Forschenden jene Gruppe der handelnden Personen und die Eine Handlung selbst wieder auflöst. Die Namen Otto, Adelheid, Heinrich gehören der sächsischen Kaisergeschichte und auch wieder verschiedenen Momenten dieser an, die Namen Ernst und Werner der salisch-fränkischen. Und so verhält es sich auch in der Sache selbst; eine Folge — der Zeit und den Personen nach getrennter, aber in Geist und Wesen gleichartiger Geschichten aus der Periode des sächsischen und des fränkischen Kaiserhauses hat sich durch die bindende Kraft der Sagendichtung zur einzigen, scheinbar Gleichzeitiges umfassenden Handlung verschmolzen.

Ich versuche, diesen Hergang klar zu machen, indem ich die histo-

rischen Schichten, aus welchen sich das sagenhafte Ganze angesetzt, näher bezeichne.

Die erste:

## Otto I und sein Bruder Heinrich.

Otto I, aus dem Hause Sachsen, durch einstimmige Wahl der Fürsten zum deutschen Throne berufen, empfieng am 8ten August 936, im Dome zu Aachen, unter lautem Zurufe des Volkes, die feierliche Königsweihe. Nach der kirchlichen Feier setzte sich der neue König im Palast zum Krönungsmahle nieder. Die Herzoge des Reichs, jeder in seinem Erzamte, versahen dabei den Dienst. Mit königlicher Freigebigkeit wurden sie von Otto begabt und man schied in lautester Freude. Aber die heitre Eintracht, die bei diesem Feste den König und die Fürsten verbunden hatte, war von kurzer Dauer. Unter den vier Reichsbeamten, die ihm beim Krönungsmahle gedient, war nicht einer, der nicht selbst oder dessen Nachkommen nicht, früher oder später, das Schwert gegen den König Otto erhoben hätten. Auch seine Brüder, Dankmar und Heinrich, ließen sich, nach einander, in diese Empörungen hinziehn. Der letztere, Heinrich, ist uns hier von besondrer Bedeutung. Otto und Heinrich waren Söhne aus der zweiten Ehe Heinrichs I, des Vogelstellers, mit Mathilden, einer Tochter des sächsischen Grafen Dietrichs, vom Stamme Wittekinds. Das Leben dieser ausgezeichneten Frau, wie es auf Befehl ihres Urenkels, des überfrommen zweiten Heinrichs, beschrieben wurde, stellt sie, dem Geiste der Zeit gemäß, im Licht einer Heiligen dar, verhehlt aber doch auch nicht die menschlichen Züge mütterlicher Schwäche. Ihr zweiter Sohn Heinrich war von vorzüglicher Schönheit, er trug den Namen des Vaters, ihn liebte die Mutter vor ihren übrigen Söhnen und ihn wünschte sie, nach dem Tode des Vaters, auf dem Throne zu sehen. Ihrer Hoffnung schmeichelte der Umstand, daß der ältere Otto vor der Erhöhung des Vaters, ihr Liebling Heinrich aber, wenn gleich der jüngere, in der Königspfalz geboren war. Allein je mehr ihn die Mutter verzärtelte, um so härter traf ihn das Geschick. Über der Leiche des Gemahls ermahnte zwar die Königin ihre Söhne, sich nicht um weltliche Herrlichkeit zu entzweien, deren Hinfälligkeit sie hier vor Augen hatten. Aber der Same der Eifersucht war ausgestreut

und als Otto den Scepter empfieng, trug Heinrich den Stachel im Herzen.

Wenige Jahre nachher verſchworen ſich die Herzoge Eberhard in Franken und Giſelbert von Lothringen, Schwager des Königs, gegen dieſen. Heinrich, im ehrgeizigen Gelüſte nach der Krone, nahm Theil an dem Aufſtand. Aber die Verſchworenen wurden, als ſie ihr Heer über den Rhein ſetzten, von den Freunden des Königs überfallen; beide Herzoge kamen um und Heinrich, deſſen hochfahrende Hoffnungen mit Einem Schlage vernichtet waren, entfloh nach Frankreich. Doch bald demüthigte er ſich vor ſeinem königlichen Bruder, gelobte fortan Treue und erhielt von ihm Vergebung und ſogar die Belehnung mit dem erledigten Herzogthume Lothringen. Dieſes geſchah im Jahr 939. Aber ſchon im folgenden Jahre wurde Heinrich von ſeinen neuen Untergebenen verdrängt und der König ſah ſich veranlaßt, das Herzogthum anderwärts zu verleihen. Heinrich ſtiftete eine neue Verſchwörung an und zwar eine ſehr gefährliche, gegen das Leben des Königs gerichtete. Dieſer jedoch wurde noch zur rechten Zeit gewarnt, die Verbundenen fielen in ſeine Gewalt und die meiſten derſelben büßten ihr Verbrechen mit dem Tode. Nur Heinrich, der Urheber des Anſchlags, rettete ſich abermals durch die Flucht. Nachdem er eine Zeit lang unſtät in ſeinem verlorenen Herzogthume Lothringen umhergeirrt, ſuchte er, der vielen Drangſal müde, von neuem die Gnade des ſchwerbeleidigten Bruders. In Begleitung einiger Biſchöfe, die er um ihre Verwendung angeſprochen hatte, kam er eines Tags unerwartet, mit bloßen Füßen, als ein Büßender, vor den König und warf ſich vor ihm nieder. Dieſer wollte zwar dem Gedemüthigten kein Leides thun, ließ ihn jedoch nach der Pfalz Ingelheim bringen und dort, bis auf weitere Entſchließung, bewachen. Bis zum Ende des Jahrs 941 (an Oſtern desſelben hatte die Verſchwörung ausbrechen ſollen) ſaß Heinrich dort gefangen. Der König aber kam nach Frankfurt am Main, um hier das Weihnachtsfeſt zu begehen. Da gelang es Jenem, zur Nachtzeit ſeiner Haft zu entfliehen. In der Frühe des Chriſtfeſtes, vor Tagesanbruch, war König Otto im Dome zu Frankfurt beim Gottesdienſte gegenwärtig, er hatte all ſeinen koſtbaren Schmuck abgelegt und war mit einfachem Gewande bekleidet, um ihn ertönten die feierlichen Hymnen dieſer heiligen Nacht. Da trat mit nackten Sohlen, des Winterfroſtes unerachtet, der unglückliche Heinrich

in die Kirche und warf ſich vor dem Altare mit dem Angeſicht auf die Erde. Fromme Gefühle kamen über den König, er war eingedenk des Feſtes, an welchem die Engel der Welt den Frieden ſangen, ihn erbarmte ſeines reumüthigen Bruders und er gewährte demſelben volle Verzeihung. Einige Zeit nachher verlieh er ihm das Herzogthum Baiern und fortan beſtand unter den Brüdern die ungeſtörteſte Eintracht. Ausdrücklich wird noch verſichert, daß Ottos milde Geſinnungen gegen ſeinen ſtraffälligen Bruder durch Ermahnung und Vermittlung ihrer heiligen Mutter Mathilde angeregt worden ſeien.

Ziehen wir nun aus dieſen Berichten der Geſchichtbücher den Erfund für unſre Sage, ſo zeigt ſich der hiſtoriſche Otto I hier in demſelben Verhältniſſe zu ſeinem jüngern Bruder Heinrich, in welchem nach dem Gedichte der gleichnamige Kaiſer zu ſeinem Stiefſohne Ernſt ſteht. Beide, Heinrich und Ernſt, müſſen, nach vereitelter Unternehmung, vom Lande weichen. Auf ſeiner zweimaligen Landesflucht wurde Heinrich, wie der Annaliſt ſagt, von vielen Mühſalen ermattet. Schon hier boten ſich Anläſſe dar, die Schickſale des heimathlos umherirrenden Fürſtenſohnes mit wunderbaren Abenteuern auszumalen, wie es beim Herzog Ernſt geſchehen iſt. Die Ausſöhnung wird durch die Fürſprache einer den beiden Gegnern gleich nahe geſtellten königlichen Frau vermittelt; hier iſt es die Königswitwe Mathilde, die Mutter der entzweiten Brüder, dort Adelheid, die Mutter Ernſts und Gemahlin Ottos. Heinrich erhielt von ſeinem verſöhnten Bruder das Herzogthum Baiern. Als Herzog von Baiern iſt auch Ernſt dargeſtellt und er empfängt nach der Begnadigung dieſes Herzogthum zurück.

Am ſtärkſten aber tritt die Ähnlichkeit in den beſondern Umſtänden der Verſöhnungsſcene hervor. Wie im Gedichte Herzog Ernſt bei der Weihnachtsfeier im Münſter zu Bamberg, wohin er vor Tagesanbruch in Pilgertracht heimlich gekommen, ſich vor dem Kaiſer niederwirft, ebenſo Heinrich, als Büßender, bei der gleichen Feier im Dome zu Frankfurt.

Die Nonne Roswitha zu Gandersheim, welche dieſen Vorgang in ihrem lateiniſchen Gedichte von den Thaten der Ottone am ausführlichſten beſchreibt, hat zwar, nach ihrer Verſicherung, ſelbſt keine ſchriftliche Berichte vor ſich gehabt und es iſt darum möglich, daß ſie dieſes Ereignis bereits durch mündliche Überlieferung einigermaaßen für die

poetiſche Darſtellung zugebildet fand. Aber immerhin ſtand ſie den Begebniſſen noch ziemlich nahe, ſie ſchrieb für den Sohn, Otto II, die Geſchichten des Vaters, Ottos I, und widmete das Werk ihrer Äbtiſſin Gerberg, der Tochter des begnadigten Heinrichs. Bei ihr nun finden wir ſchon jene Scene feſtgeſtellt, die ſich lange nachher, in den Dichtungen vom Herzog Ernſt, den Hauptzügen nach unverrückt erhalten hat. Dieſelbe iſt hier vorzüglich nur darin erweitert, daß die vermittelnde Mutter perſönlich in ſie eingetreten iſt. Jenes: „auf Ermahnung und Vermittlung ihrer heiligen Mutter," wie von Otto und Heinrich geſagt war, iſt in der Sagendichtung vom Herzog Ernſt zur lebendigen Geſtalt geworden; die milde Fürſprecherin durfte nicht fehlen im Bilde der feierlichen Verſöhnung.

So hat ſich uns auf dieſer erſten Stufe von den Hauptperſonen der Sage Kaiſer Otto, dem Namen und der Sache nach, geſchichtlich begründet. Auch das Verhältnis des Kaiſers, hier zu Heinrich, dort zu Ernſt, die Stellung der beiden Frauen, Mathilde und Adelheid, iſt ſich in allgemeinen Zügen ähnlich und beſonders auffallend iſt die Zuſammenſtimmung in der Kataſtrophe.

Aber noch ſind uns die Namen Adelheid ſtatt Mathilde, Ernſt ſtatt Heinrich nicht gerechtfertigt und andre Perſonen fehlen noch gänzlich.

Schreiten wir daher weiter in der Geſchichte!

Zweitens:

## Otto I und ſein Sohn Liutolf.

Zehn Jahre nach Beilegung des Bruderzwiſtes war der Erwerb neuer Macht und erhöhten Glanzes für den König Otto zugleich der Anfang neuen und weitgreifenden Zwieſpalts, der wieder von ſeinem Hauſe ausgieng. Adelheid, die junge Witwe des Königs Lothar von Italien, hatte, von ihren Verfolgern gedrängt, die Hülfe Ottos angerufen und ihm, der damals Witwer war, ihre Hand zugleich mit der Herrſchaft über Italien anbieten laſſen. Otto folgte dieſem Rufe, ward der Befreier Adelheids, nahm von dem lombardiſchen Reiche Beſitz und kam im Frühjahr 952 mit ſeiner neuen Gemahlin nach Deutſchland zurück. Die Königin Adelheid, eine Tochter des burgundiſchen Königs Rudolfs II, muſte durch glänzende Schönheit, edle Eigenſchaften und die wunderbaren Geſchicke, durch die ſie frühe ſchon gegangen war,

Aller Augen auf ſich ziehen. Auch um ihr Haupt wob ſich in der Folge der Heiligenſchein.

Argwöhniſch ſah aber zu dieſer neuen Verbindung Liutolf, Herzog von Schwaben, der Sohn Ottos aus erſter Ehe mit Editha, einer engliſchen Königstochter. Sein Vater hatte ihn bereits, mit Zuſtimmung der Reichsfürſten, zum Mitherrſcher und Nachfolger ausrufen laſſen. Durch die zärtliche Neigung, welche Otto ſeiner zweiten Gemahlin zuwandte, glaubte ſich der damals zwanzigjährige Liutolf aus der Liebe des Vaters verdrängt, die er ſonſt im vollſten Maaße genoſſen hatte. Er mochte ſelbſt beſorgen, daß er, als vor der Thronbeſteigung Ottos geboren, in der Reichsnachfolge zurückſtehen müſſe, wenn dieſem in zweiter Ehe Söhne geboren würden. Zunächſt jedoch warf ſich ſein bitterſter Groll auf ſeinen Vatersbruder Heinrich, denſelben, der ſich früher wiederholt empört, ſeit ſeiner letzten Begnadigung aber Ottos unbeſchränktes Vertrauen und nun auch das der Königin erworben hatte. Zuvor ſchon waren Liutolf und Heinrich über die Grenzen ihrer Herzogthümer, Schwaben und Baiern, in Streit gerathen. Jetzt, nachdem die Eiferſucht immer heftiger entbrannt war, verband ſich Liutolf mit dem gleichfalls unzufriedenen Eidam des Königs, Herzog Konrad von Lothringen, und dem Erzbiſchofe Friedrich von Mainz, um gegen Heinrich loszubrechen und, wenn der König ſich des letztern annähme, auch ihm die Spitze zu bieten. Vor den König nach Mainz beſchieden, gaben zwar Liutolf und Konrad vor, daß ihre Rüſtung nicht gegen ihn gerichtet ſei, äußerten jedoch ohne Rückhalt ihr Vorhaben, den Herzog Heinrich zu greifen, wenn er zum Oſterfeſt am königlichen Hoflager zu Ingelheim ſich einfinde. Nachdem ſie, in Folge ihrer Weigerung, auf dem Reichstage zu Fritzlar zu erſcheinen, in die Reichsacht und ihrer Herzogthümer verluſtig erklärt worden waren, brach im Sommer 953 die offene Fehde aus. Im Verlaufe derſelben bemächtigte ſich Liutolf der feſten Städte des Baiernherzogs, namentlich der Hauptſtadt Regensburg, welche fortan der Mittelpunkt des Kampfes wurde und dreimal von Seiten des Königs harte Belagerung erfuhr. Die Empörer ſcheuten ſich nicht, ſelbſt die wilden Schaaren der Ungarn zu ihrer Hülfe nach Deutſchland zu rufen. Zuletzt jedoch muſte Regensburg ſich ergeben und als die Heere ſich an der Iller zu einer neuen, entſcheidenden Schlacht gegenüberſtanden, wurde ein Stillſtand dahin vermittelt, daß

Liutolf auf einem Reichstage zu Fritzlar sich stellen solle, um des königlichen Ausspruchs zu gewarten. Als nun in der Zwischenzeit, im Herbst 954, Otto zu Sonnenveld, in Thüringen, der Jagd oblag, erschien Liutolf, der ihm nachgezogen, baarfuß und warf sich vor ihm nieder. Der Vater zuerst und dann alle Anwesende wurden, wie der Annalist sagt, vom Flehen des reuigen Sohnes zu Thränen gerührt. Liutolf wurde begnadigt, das Herzogthum Schwaben jedoch erhielt er nicht zurück.

Auf gleiche Weise, wie in der früheren Verwicklung seinem meuterischen Bruder Heinrich, steht Kaiser Otto in dieser zweiten seinem widerspenstigen Sohne Liutolf gegenüber. An seiner Seite erscheint nun auch, wie im Gedichte, seine zweite Gemahlin Adelheid, deren Namen wir bisher noch vermisten. Aber die geschichtliche Adelheid ist Liutolfs Stiefmutter und, wenn auch unverschuldet, Gegenstand seines Grolles. Die Königin Adelheid der Sage dagegen ist Fürbitterin des Sohnes beim Stiefvater. In dieser sagenhaften Adelheid lebt offenbar die historische Mathilde fort, deren Thätigkeit in Vermittlung und Fürsprache uns bekannt ist; ein späterer, glänzender Frauenname hat die Stelle eines früheren eingenommen. Liutolf ist von seinem Vater zum Reichsnachfolger bestimmt und die Besorgnis, in dieser Nachfolge beeinträchtigt zu werden, reizt ihn auf; Ernst hatte von seinem Stiefvater, als er gleichfalls noch in dessen voller Liebe stand, dieselbe Bestimmung erhalten, was nur in seiner Identität mit Liutolf einen rechten Anhalt findet. Vorzüglich aber weist uns die Geschichte nunmehr auch den Verläumder und Zwietrachtstifter Heinrich, wie er im Liede lebt und mit eben diesem Namen nach. Dort heißt er Pfalzgraf, hier ist er Herzog von Baiern, dort des Königs Neffe, hier sein jüngerer Bruder. Derselbe Heinrich, der in der ersten Geschichte der Aufrührische und Geächtete war, also in der nemlichen Stellung, wie nachher Liutolf und im Gedichte Ernst, sich befand, nimmt nun einen Standpunkt ein, auf welchem Sage und Geschichte in seinem Namen zusammentreffen. Der Baiernherzog Heinrich wird zwar nicht von dem gekränkten Liutolf erschlagen, wie der Pfalzgraf Heinrich des Gedichts vom Herzog Ernst bei dessen kühnem Eindringen in die Kaiserburg zu Speier. Aber das melden die Annalen, daß Liutolf und Konrad offen gedroht, den Herzog Heinrich zu greifen, wenn er sich zur Osterfeier

zu Ingelheim, auch einer rheiniſchen Königspfalz, einfinden würde. Beſonders noch ſtimmen des hiſtoriſchen Liutolfs und des ſagenhaften Ernſts Kriege gegen den Kaiſer darin überein, daß beidemal die belagerte Stadt Regensburg der Mittelpunkt des Kampfes iſt. Liutolfs endliche Begnadigung geht nicht ſo feierlich in der Kirche vor, wie bei Heinrich und Ernſt, aber doch wirft auch er ſich als Büßender, mit bloßen Füßen, vor dem beleidigten Vater und Könige nieder.

Wir haben hiernach in dieſem zweiten hiſtoriſchen Anſatze den Namen Adelheid, einer weitern Hauptperſon des Gedichts, dann Namen und volle Geſtalt des Zankſtifters Heinrich, nebſt der Belagerung Regensburgs, urkundlich aufgefunden. Kaiſer Otto ſteht fortwährend an ſeiner Stelle und der Sohn Liutolf entſpricht dem Stiefſohne Ernſt.

Es ließe ſich, auf einer weitern Sproſſe der ſächſiſchen Kaiſergeſchichte, in Otto II, dem Sohn und Nachfolger Ottos I, und in Heinrich von Baiern, dem gleichnamigen Sohne des bisher beſprochenen Baiernherzogs, ähnliche Zerwürfnis und Verſöhnung nachweiſen, wie ſie zwiſchen den Vätern ſtattgefunden. Doch mag hier die Bemerkung genügen, daß Begebenheiten und Verhältniſſe, die ſich ſo von Geſchlecht zu Geſchlecht, ſelbſt unter gleichen Namen, geſchichtlich wiederholten, auch in der Sage dasſelbe Gepräge zu erhalten und anzufriſchen geeignet waren.

Nothwendig aber zur Ergänzung des hiſtoriſchen Sagenbodens, auf welchem uns bisher noch die Namen des Haupthelden Ernſt und ſeines Freundes Werner fehlten, iſt die folgende, dritte Geſchichtſtufe:

## Konrad II und ſein Stiefſohn Ernſt.

Ein andres Geſchlecht deutſcher Könige ſtieg herauf, das fränkiſche oder ſaliſche. An der Spitze desſelben ſtand Konrad II. Feſt und raſtlos wirkte auch er darauf hin, die Macht ſeines Hauſes und damit ſeine Herrſchergewalt zu mehren und zu ſtärken. Er war vermählt mit Giſela, der Witwe des Herzogs Ernſt von Schwaben, die als die ausgezeichnetſte Frau ihrer Zeit geprieſen wird. Sie hatte aus erſter Ehe einen Sohn, der gleich ſeinem Vater Ernſt hieß und deſſen Nachfolger im Herzogthume Schwaben war. Um die Erbfolge im Königreich Burgund entzweite ſich der junge Fürſt mit ſeinem mächtigen Stiefvater. Er griff zu den Waffen, aber bald in dieſem ungleichen Kampfe von

ſeinen Vaſallen verlaſſen, muſt' er ſich unbedingt dem Kaiſer ergeben und wurde von dieſem auf dem Felsſchloſſe Gibichenſtein eingekerkert. Einzig Graf Werner von Kiburg war ihm treu geblieben, vertheidigte drei Monate lang ſeine Veſte Kiburg gegen den Kaiſer und irrte, als ſolche nicht länger zu halten war, geächtet umher. Auf Fürſprache ſeiner Mutter Giſela wurde Ernſt, nach zweijähriger Gefangenſchaft, wieder freigelaſſen. Er ſollte zuerſt das Herzogthum Baiern erhalten, nachher aber in ſein Herzogthum Schwaben wieder eingeſetzt werden, jedoch unter der Bedingung, daß er ſchwöre, Wernern, den Anſtifter der Unruhen, wenn dieſer ſich in ſeinem Gebiete betreten ließe, feſtzunehmen und auszuliefern. Ernſt aber wollte lieber auf das Herzogthum verzichten, als den Freund verrathen. Ihn ſchreckte nicht, daß Reichsacht und Kirchenbann über ihn ausgeſprochen wurde. Mit Wernern und einigen Andern begab er ſich zuerſt nach Frankreich, um bei dem Grafen Odo von Champagne, ſeinem Verwandten, Beiſtand zu finden. Als aber dieſer Verſuch vergeblich war, ſetzte er ſich mit ſeinen Gefährten, in der Wildnis des Schwarzwalds, auf die Burg Falkenſtein, deren Trümmer noch in der Gegend von Wolfach zu ſehen ſind. Dort aufgeſucht und gedrängt, fiel er in verzweiflungsvollem Kampfe gegen die Übermacht zugleich mit Wernern und Vielen der Seinigen. Dieß ereignete ſich im Jahr 1030.

Die Schickſale des Herzogs Ernſt, die wechſelſeitig aufopfernde Treue der beiden Freunde und ihr gemeinſamer Tod, wie die Geſchichte ſie beurkundet, bieten dem Gemüthe ſo viel Ergreifendes dar, daß man ihren frühzeitigen Übergang in Lied und Sage ſich wohl erklären kann. Es iſt auch nicht zu zweifeln, daß dieſe Geſchichten urſprünglich ſelbſtändig geſagt und geſungen wurden. Aber derſelbe Bildungstrieb, vermöge deſſen ſich in unſrem größern epiſchen Cyklus ſo manigfache Sagen und Sagenkreiſe zum umfaſſendern Ganzen verbunden haben, äußerte auch hier noch ſeine Wirkſamkeit und ſpielte die fränkiſch-alemanniſche Sage mit der ottoniſchen, deren ſtufenweiſe Bildung bisher verfolgt wurde, zuſammen. Der Anlaß und Heftpunkt dieſer Verknüpfung lag darin, daß die Stellung Ernſts zu ſeinem Stiefvater Konrad und ſeiner Mutter Giſela in der Hauptſache die nemliche war, wie ſchon auf jener erſten Stufe die Stellung des ſächſiſchen Heinrichs zu ſeinem königlichen Bruder Otto und ſeiner Mutter Mathilde. Aber die Verknüpfung gieng

nicht ohne bedeutende Einbuße von fränkisch-alemannischer Seite von statten. Die wahrhafte Geschichte des Herzogs Ernst steht offenbar größer da, als die nunmehrige Sagendichtung. Die Geschichte bot zwei lebendige Hauptmomente dar, welche gewis auch von Anfang im Volksgesang aufgefaßt waren: die wetteifernde Treue der beiden Freunde und die Stellung Giselas zwischen dem Gemahl und dem unglücklichen Sohne. Das erstere Moment, das großartige Beispiel der Freundestreue bis in den Tod, ist unverkennbar das dichterisch bedeutendere [1]. Aber es ist der Sagenverknüpfung zum Opfer gebracht worden und nur noch die Spur, wie es einst lebendiger in der Sage gewaltet, hat sich noch darin erhalten, daß im Gedichte Herzog Ernst und Graf Werner als unzertrennliche Gefährten im Kampf und auf der Irrfahrt erscheinen. Der ältere, ottonische Sagengrund blieb unvertilgt und behauptete das Übergewicht über den späteren Anwuchs. Jene ältere Sage schloß mit der Versöhnung und so fiel die tragische Katastrophe der Ernstssage hinweg. Das Gemeinsame der beiden Sagen schlug in ihrer Verbindung vor und dieses lag für die Ernstssage in dem zweiten Hauptmomente, in der Stellung Giselas zwischen Gemahl und Sohn, deren Entsprechendes in der ottonischen Sage uns genügend bekannt ist. In den Namen Adelheid, der im Gedichte feststeht, trat, wie früher Mathilde, so nun Gisela ein. Die Mutterliebe, wie sie unermüdlich wach und thätig ist, dem bedrängten Sohne sein hartes Schicksal zu lindern und die Versöhnung des unseligen Zwiespalts herbeizuführen, und wie sie zuletzt, nach manchem bittern Jahre, freudig gerührt, ihr Friedenswerk zum Ziele gebracht sieht, diese fromme Mutterliebe ist auch wirklich im Gedichte vom Herzog Ernst mit vieler Innigkeit aufgefaßt und durchgeführt, und eben hierein setze ich hauptsächlich dessen poetischen Gehalt. Nicht bloß der Sturm der Leidenschaften, das Toben der Kämpfe, ist aus jenen Jahrhunderten zu uns durchgedrungen, sondern, in der liebenden Mutter, auch das milde Gemüth, der sanfte Friedenshauch. Indem die ursprüngliche Ernstssage sich nunmehr auf das zweite Moment beschränkte, bricht sie, mit den Berichten der Anna-

[1] [Diese Freundestreue hat bekanntlich Uhland selbst in seinem „Ernst, Herzog von Schwaben, Trauerspiel in fünf Aufzügen, 1817" gefeiert. Man vergl. auch in den Gedichten: Prolog zu dem Trauerspiel „Ernst, Herzog von Schwaben," vom Jahre 1819. H.]

liſten verglichen, ſchon beim Jahre 1024, ſechs Jahre vor Ernſts Tode, ab, da nemlich, wie er, nach ſeiner erſten Auflehnung, gedemüthigt, dem Stiefvater nach Augsburg folgt und hier, durch die Zwiſchenkunft der Mutter, mit ihm ausgeſöhnt wird. Dieß, glaube ich, iſt auch der Punkt, auf welchem die Ernſtsſage mit der ottoniſchen, mit den ähnlichen Verſöhnungsſcenen in dieſer, ſich berührte und zuſammenſchmolz, dabei aber ihren tragiſchen Schluß hinter ſich ließ.

Sehen wir von dem ab, was auf ſolche Weiſe verloren gieng, ſo iſt gleichwohl nicht zu miskennen, daß in jener Gruppe, von der wir ausgiengen und die wir nun aus ſo manigfachen Entwicklungen herangebildet fanden, noch immer ein tüchtiges deutſches Geſchichtbild vor uns ſteht. In den Hallen des alten Domes, wo die Prieſterſchaft Weihnachthymnen anſtimmt, ragt, in einfachem Gewande, des ernſten, ſtrengen Kaiſers hohe Geſtalt, vor ihm, am Altare, wirft ſich ein Mann in Pilgertracht nieder, in Kämpfen und Mühen früh gealtert und faſt unkenntlich geworden, an deſſen Seite ſteht, die Hand am Schwerte, der treue Genoſſe ſeiner Drangſale, auch jetzt bereit, jede Wendung der Dinge mit ihm zu tragen und durchzukämpfen, die Mutter aber beugt ſich herein, die fürbittenden Hände gefaltet. Auch die Fürſten des Reichs, im Halbkreis umher, zeigen ihre vermittelnde Theilnahme und erwartungsvoll drängt ſich die Volksgemeinde, die einſt von dieſer Geſchichte ſagen wird. Den Verräther aber, den Anſtifter des Unheils, und ſeinen blutigen Tod deckt längſt der breite Grabſtein am Boden der Kirche.

Gerade, daß der Kaiſer zugleich Otto und Konrad, Ahn und Urenkel iſt, der knieende Pilger Heinrich, Liutolf und Ernſt, die fürbittende Frau Mathilde, Adelheid, Giſela, daß in den ſtehen gebliebenen Namen verſchiedene geſchichtliche Epochen ſich kreuzen, daß der Verräther Heinrich der ſächſiſchen, der treue Werner der fränkiſchen Kaiſergeſchichte angehört, eben damit iſt das Geſchichtbild ein ideales, es ſtellt den Geiſt und Charakter einer langen, vielbewegten Zeitperiode dar.

Der geſchichtliche und früher im Volksgeſange gefeierte Ernſt hat allerdings in der Sage, in welcher ſich ſo viele Zeitereigniſſe aufgerollt, an ſeiner ſittlich-tragiſchen Erſcheinung verloren, aber doch war die Nachwirkung derſelben ſo mächtig, daß er der ottoniſchen Sage, indem

ſie ihn und ſeinen Freund in ſich aufnahm, ſeinen Namen aufdrückte, daß ſolche nun als die Sage vom Herzog Ernſt fortlebt.

Ernſt verehrt am Ziele ſeines Irrſals dem Kaiſer den leuchtenden Edelſtein, den er bei der Fahrt durch den hohlen Berg aus dem Fels geſchlagen und der, fortan ein Kleinod in der Reichskrone, als der einzige ſeiner Art, der Waiſe genannt wird. Dieſem Steine legt das lateiniſche Gedicht die wunderbare Eigenſchaft bei, daß er, auf der rechten Scheitel ſitzend, das Bild des römiſchen Reiches zurückwerfe. So befeſtigt doch am Ende noch Ernſt in der alten Reichskrone den weltſpiegelnden Kryſtall der Poeſie, in welchem all jene weiten Räume deutſcher Geſchichte ſich abſtrahlen.

Es iſt verſucht worden, die hiſtoriſche Begründung der Ernſtsſage noch in ein drittes Kaiſergeſchlecht, das ſchwäbiſche, fortzuſetzen. Man hat in Ernſts verwegener Gewaltthat, wie er ſeinen boshaften Neider, den Pfalzgrafen Heinrich, zu Speier in der Kammer des Kaiſers aufſucht und erſchlägt, wie der Kaiſer ſelbſt nur durch ſchnelle Flucht dem Schwerte des Zürnenden entrinnt, eine poetiſche Nachbildung des Königsmordes gemuthmaßt, welchen der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach an dem Hohenſtaufen Philipp verübte, indem er auf ähnliche Weiſe in Philipps Gemach auf der Altenburg bei Bamberg eindrang. Die Vergleichung deſſen, was hievon die Jahrbücher melden, mit den Umſtänden der That in der Sage zeigt wirklich auffallende Übereinſtimmung, während in ſächſiſcher und fränkiſcher Kaiſergeſchichte, außer den Drohungen Liutolfs gegen Heinrich, nichts dergleichen vorkommt. Allein da der Vorgang zu Speier bereits in den Überreſten einer poetiſchen Darſtellung der Ernſtsſage erzählt iſt, welche nach Vers und Sprache unzweifelhaft noch dem 12ten Jahrhundert angehört, die Ermordung Philipps aber in das Jahr 1208 fällt, ſo muß jene Beziehung nothwendig aufgegeben werden. Dagegen bieten ſich in karolingiſchen Sagen, die ihre Ausbildung im nordfranzöſiſchen Epos erhielten, entſprechende Züge von Vaſallenfrevel dar und geſchichtlich finden wir ſchon unter Ludwig dem Deutſchen zweier Großen des fränkiſchen Reiches, eines Grafen Ernſt und eines Grafen Werner, gedacht, welche als Meuterer, der erſtere im Jahr 861, der andre im Jahr 866, ihrer Würden entſetzt wurden. Hierin liegen zwar Andeutungen, nach welchen die Ernſtsſage gegen eine frühere Zeit, als die der Ottone, bei der wir begonnen, ſich

erſchlöſſe. Für eine beſtimmtere Nachweiſung aber ſind die Meldungen der Annalen von den Grafen Ernſt und Werner des neunten Jahrhunderts allzu ſummariſch abgefaßt.

Den vermutheten Einfluß der That Ottos von Wittelsbach auf die Geſtaltung unſrer Sage muſten wir aus chronologiſchem Grunde ablehnen. Zuläſſiger ſcheint es, umgekehrt, einen Einfluß der Sage auf die That anzunehmen. Jener Graf Berthold von Andechs, der ſich im Jahr 1188 das deutſche Büchlein vom Herzog Ernſt zur Abſchrift erbat, war der Vater des Markgrafen Heinrichs von Iſtrien, der als Anſtifter der vom Wittelsbacher verübten Frevelthat betrachtet und deshalb geächtet wurde, ſowie des gleichfalls in dieſe Sache verwickelten Biſchofs Egbert von Bamberg. War nun das Gedicht, in der Jugend dieſer Brüder, im Hauſe Andechs vorhanden, ſo iſt auch die Möglichkeit gegeben, daß eine, damals ſo beliebte Fabel dem Markgrafen Heinrich und ſeinem Mitverſchworenen, Otto von Wittelsbach, zum aufregenden Vorbild diente, nach welchem ſie den eigenen kecken Anſchlag faßten. Dieß angenommen, hätte derjenige Beſtandtheil der Sage, der in der fernſten Vergangenheit zu wurzeln ſcheint, auch am weiteſten hinaus noch das ſchwäbiſche Kaiſerhaus ergriffen, aber nicht zu poetiſcher Geſtaltung, ſondern rückwirkend auf die Geſchichte. Der Sagenheld Ernſt erſchlägt den leibhaften Kaiſer Philipp.

Die Zeit der Hohenſtaufen iſt unſtreitig diejenige Periode des deutſchen Mittelalters, welche die reichſte und manigfaltigſte Fülle dichteriſcher Denkmäler aufzuweiſen hat. Überaus dürftig und farblos erſcheint hiegegen, was die Litterargeſchichte aus den Zeiten der ſächſiſchen und fränkiſchen Kaiſer zu verzeichnen weiß. Anders jedoch ſtellt ſich die Sache, wenn wir im Reichthum der ſpäteren Zeit auch das Erbe der früheren zu erkennen, wenn wir auch den leiſeren Spuren und Klängen des nichtlitterariſchen Alterthums nachzugehen bemüht ſind. Dann wird ſich zeigen, daß dem ritterlichen Minneſang, der ſich vom Ende des 12ten Jahrhunderts an ſo üppig und kunſtreich entfaltete, ein einfacherer, aber friſcherer Volksgeſang vorausgegangen ſein muß, daß die deutſche Heldenſage, die unter den Hohenſtaufen in größere Dichtwerke aufgefaßt wurde, nothwendig erſt durch die vorherigen Perioden hindurchgeſchritten iſt und in dieſen ihrem urſprünglichen Weſen noch näher kam. So trägt denn auch unſre Ernſtsſage in ſich die Gewähr, daß ſie, wenn

gleich die vorliegenden Bearbeitungen kaum noch ins 12te Jahrhundert hinaufgehn, doch ihrem inneren Wachsthum nach aus viel älteren Zeiten herſtammt. Ja ſie giebt den Beweis, daß in dieſer älteren Periode mehr noch, als in der hohenſtaufiſchen, die bildneriſche Triebkraft im deutſchen Volke thätig war, welche die Geſchichten der eigenen Zeit zum Epos geſtaltet. Wer es unternähme, der Sage vom Herzog Ernſt die ſonſtigen Spuren ſagenhafter Überlieferung, beſonders aus den Tagen Ottos I, anzureihen, dem möcht' es gelingen, jene ſcheinbar öden Strecken der deutſchen Litterargeſchichte in poetiſchem Anbau ergrünen zu laſſen. Gerade dieſe dunkleren und anſcheinend undankbaren Zeiträume gewähren der geſchichtlichen Forſchung einen höheren Reiz, als diejenigen, welche ſchon licht und fruchtbar zu Tage liegen; denn bei den erſtern muß ſie ſelbſtthätiger, auf eine dem dichteriſchen Schaffen verwandte Weiſe, in Wirkſamkeit treten.

# Inhalt.


Seite

Anmerkungen zu den Volksliedern . . . . . 1

Über das altfranzösische Epos . . . . . 327

# Inhalt.


Seite

Anmerkungen zu den Volksliedern . . . . . 1

Über das altfranzösische Epos . . . . . 327

MAR 12 1955